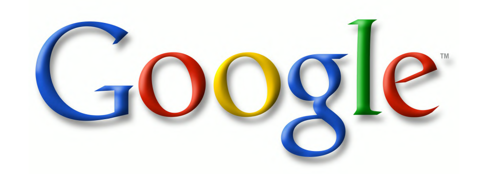
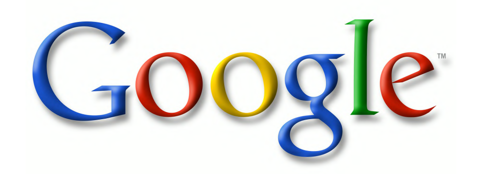




Studien.

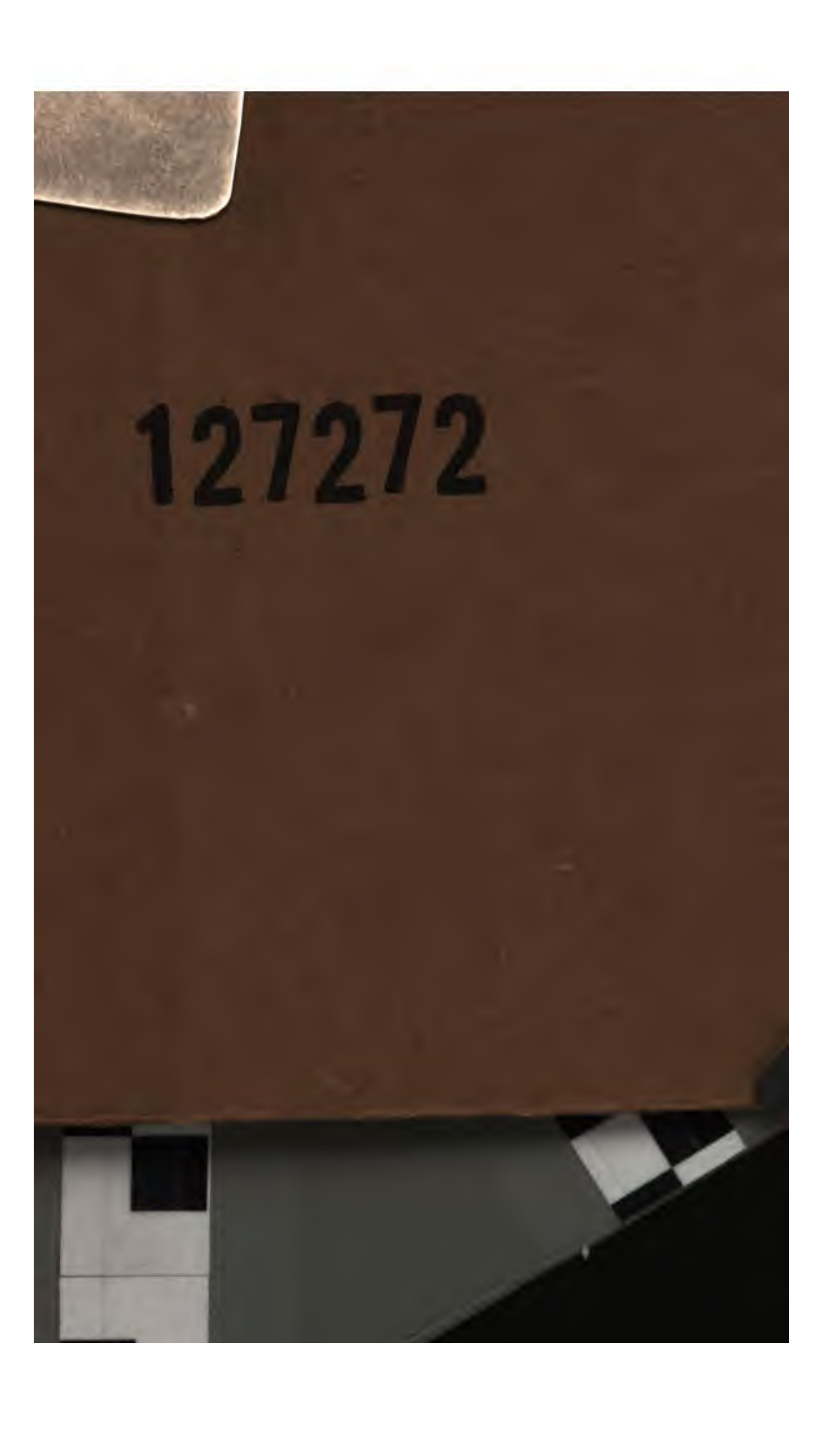
Von

Karl Rosenkranz.

Zweiter Theil.

Reden und Abhandlungen: Zur Philosophie und Literatur.

Leipzig,
Verlag von Gustav Brauns.
1844.


127272

Studien.

Von

Karl Rosenkranz.

Zweiter Theil.

Reden und Abhandlungen: Zur Philosophie und Literatur.

Leipzig,
Verlag von Gustav Brauns.
1844.


IBRAIRIE POUR LES SCIENCES
ET LES LANGUES ÉTRANGÈRES.
FRIEDRICH KLINCKSIECK.
11, rue de Lille, à Paris.
Langue et Littérature allemande, anglaise, italienne.
es espagnols, portugais, dais, danois, suédois, sses, polonais, oderne, turcs, etc.
Auteurs classiques grecs et latins, avec commentaires et traductions.
Ouvrages anciens et modernes en langue latine.
Langues orientales.

Reden und Abhandlungen.

Zur

Philosophie und Literatur.

Von

K a r l   R o s e n k r a n z.

N e u e   F o l g e.

L e i p z i g,

Verlag von Gustav Brauns.

1844.

Studien.

Von

Karl Rosenkranz.

Zweiter Theil.

Reden und Abhandlungen: Zur Philosophie und Literatur.

Neue Folge.

Leipzig,
Verlag von Gustav Brauns.
1844.

Nach längerer, nicht durch den Verfasser verschuldeten Unterbrechung, erscheint hiermit (in anderem Verlage) die Fortsetzung der Studien, deren zweiter gegenwärtiger Theil sich zunächst dem ersten auch dem Inhalt nach anschließt. Er umfaßt eine Sammlung von Studien und Abhandlungen in Bezug auf Philosophie, Politik, Literatur und Kunst. Mit dem dritten Heft werden die Studien anfangen, in ihren Fortsetzungen von ungleicher Stärke jedesmal nur ein besonderes Thema abzuhandeln. Durchschnittlich wird in jedem Halbjahre ein solches, für sich immer selbstständiges, Heft erscheinen.

Inhalt.

I.

Ueber die Entwicklung der philosophischen Naturwissenschaft von **Kant** bis **Hegel.**

Vorgelesen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg am 2. Mai 1834.

Hochgeehrte Versammlung!

Der Zweck dieser Vorlesung ist, Ihnen ein gedrängtes **Bild der Epochen** zu geben, welche die philosophische Erkenntniß der Natur von Kant bis auf Hegel durchlaufen ist, so weit jetzt schon eine solche Uebersicht möglich wird. Die naturwissenschaftliche Seite der Philosophie gehört ihrem exoterischen Wesen nach zu dem am meisten gekannten Element derselben. Die Theilnahme des ganzen Publicums durch alle Stände, durch jedes Alter hindurch an den Fortschritten dieser Forschung ist in keinem Zeitalter so groß gewesen, als in dem unsrigen. In Bezug auf den Inhalt darf ich mir daher nicht schmeicheln, Ihnen etwas Neues zu sagen. Allein wenn wir auch mit einem Gegenstande vertraut sind, wenn er auch zu

den stätigen Elementen unseres Sinnens und Denkens gehört, so ist doch seine geschichtliche Entwicklung für uns insofern immer neu, als sie uns über unseren dermaligen Standpunct zum rechten Bewußtsein verhilft. Dieser Drang, uns über uns selbst zu orientiren, zwingt uns immer von Neuem die Betrachtung des Vergangenen gewaltsam ab, selbst wenn dasselbe, wie im vorliegenden Falle, noch unsere nächste Gegenwart berührt. Und dieser Drang möge denn zur Entschuldigung des folgenden Versuches dienen.

Einen bestimmten Anfang unserer Darstellung zu gewinnen, müssen wir uns zunächst auf den Standpunct zurückversetzen, welchen die Naturwissenschaft bei dem Auftreten Kants einnahm. Es war der mechanisch-atomistische. Die Cartesianische Philosophie, obwohl durch den zum erstenmal unwiderleglich entwickelten Begriff des Selbstbewußtseins die Speculation unendlich bereichernd, hatte doch in der Naturwissenschaft nur eine Erneuung des Demokritischen Systems schaffen können. Schon die in ihr und auch bei Spinoza herrschende formelle Bezeichnung der Natur als einer res extensa ist höchst charakteristisch. Leibnitz versuchte durch seine Monadenlehre das Princip der Individuation und durch dasselbe eine innere Beseelung der Masse zu entfalten, aber er drang damit nicht durch, weil es ihm an systematischer Einheit fehlte. Es blieb dabei, daß man einerseits die Materie als ein Aggregat untheilbarer Substanzen, andererseits eine Bewegung derselben durch Fall

und Stoß, Zug und Druck annahm. Das Höchste, was in einer so äußerlichen Ansicht von der quantitativen Physik geleistet werden konnte, erreichte England in Newton gewiß. In Frankreich begann dagegen die Chemie, als Grundlage der qualitativen Physik, einer reicheren Ausbildung sich zu erfreuen, ohne jedoch über die Schranken der atomistischen Theorie sich zu erheben. Von der universellen Bedeutung des chemischen Processes, von seinem Verhältniß zum organischen Leben hatte man noch keine Ahnung. Was in der vom siebzehnten Jahrhundert an so eifrig betriebenen Alchymie das wesentlichste Element ausgemacht hatte, die Reduction der Materien in ihre einfachsten Bestandtheile, das war in der Chemie des achtzehnten Jahrhunderts fortdauernd das Hauptbestreben. In Deutschland enthielt die Wolfische Philosophie nichts anderes, als einen puren Mechanismus. Wolf verbreitete sich jedoch über alle Zweige der Naturwissenschaft und hatte um ihre Systematisirung einiges Verdienst. In seiner Nachricht von Vorlesungen (Kleine Schriften S. 669), einer Art beschreibenden Encyklopädie der Wissenschaften, gibt er als allgemeinsten Umriß Folgendes an: „Der Anfang wird von der Natur eines Körpers und von denen davon abhangenden Eigenschaften gemacht. Sodann gehe ich fort zu den ganzen Welt-Körpern, und dem aus deren Zusammenfügung entstehenden großen Welt-Gebäude (mundi systema) und betrachte deren Wirkungen, die sie, einer in den andern ausüben. Darauf erwäge ich insbesondere die Erd-Kugel und die Veränderungen, welche

sich an ihr zutragen. Endlich bleibe ich bei den Pflanzen und bei den lebendigen Creaturen bestehen." Ohne Zweifel wird Ihnen schon an dieser Wolfischen Sprechweise das Mechanische auffallen; durch den Gebrauch Eines Wortes namentlich wird man bei der Lectüre damaliger Schriften über die Natur sogar zum Lachen genöthigt. Man übersetzte das Griechische *φαινόμενον* mit Begebenheit, ein Wort, dessen wir uns heut zu Tage nur zur Bezeichnung menschlicher Handlungen bedienen. Gottsched, der sich in der Philosophie an Wolf hielt, schrieb eine für ihre Zeit und für den damaligen Zustand der Universitäten sehr brauchbare philosophische Encyklopädie, worin er die Geschichte der Philosophie, Logik, Naturphilosophie und Ethik abhandelte. Hier finden wir nun Ueberschriften, wie: von den Luftbegebenheiten, von den wässrigen Begebenheiten, von den Begebenheiten des menschlichen Leibes u. s. f.

Wolfs Behandlungsweise der Philosophie im Verhältniß zu Leibnitz zu charakterisiren, könnte man sagen, daß er ein umgekehrter Deukalion war. Dieser warf Steine hinter sich und sie wurden lebendige Geschöpfe; Wolf dagegen verwandelte alles Lebendige, was er mit dem Anhauch seiner Demonstrationsmethode berührte, in die Erstarrung des Todes. Dies war ungefähr der Standpunct der philosophischen Naturerkenntniß, als Kant auftrat. Im Mittelalter konnte man auch ohne Studium der Natur den Ruhm eines großen Philosophen erlangen. In der neueren Zeit ist dies unmöglich. So wissen wir

denn auch, daß Kant an der Naturwissenschaft ein sehr frühzeitiges Interesse nahm und dasselbe durch sein ganzes Leben bewahrte. Seine kleineren Abhandlungen: über die Geschichte des Erdbebens von 1755, über den Einfluß des Mondes auf die Witterung, über die Vulcane im Monde, über die Menschenraçen und über die Bestimmung des Begriffs der Menschenraçe, endlich seine Vorlesungen über die physische Geographie sind der glänzende Beweis seines unablässigen Eifers, mit welchem er unausgesetzt alle Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaft, selbst in ihrem kleinsten Detail verfolgte. Schon 1746 ließ er eine jetzt wenig mehr gelesene Schrift drucken: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweise, deren sich Herr v. Leibnitz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben, nebst einigen vorhergehenden Betrachtungen, welche die Kraft der Körper überhaupt betreffen." Dem Inhalt nach ist diese Schrift eigentlich skeptisch; man sieht wohl, daß Kant durch den herrschenden Mechanismus der Erklärungsweise sich nicht befriedigt fühlte; er vermochte aber auch noch nicht eine andere Theorie an die Stelle der bezweifelten zu setzen, weshalb in der Form die jugendliche, liebenswürdige Bescheidenheit auch einige Unsicherheit verräth. — Beinahe vierzig Jahr später, 1781 erschien nun Kants Kritik der reinen Vernunft, worin er das Hauptproblem all seiner Speculation, die Erkenntniß des Erkennens, fixirte. Für die Naturwissenschaft enthielt dieselbe eine große Aufforde-

rung, nur empirisch zu Werke zu gehen. Kant glaubte bekanntlich — und Viele glaubten es mit ihm — bewiesen zu haben, daß unserer Intelligenz nur das Verständniß der endlichen Erscheinung erreichbar, daß aber das absolut Wahre für uns ein Geheimniß sei. Welche Ermuthigung für die Erfahrung, durch Anhäufung des größtmöglichen Quantums von Thatsachen, von Phänomenen, das Wahrscheinliche wenigstens so beifallswürdig als möglich zu machen und durch sie für die unerfaßliche Wahrheit mindestens ein Surrogat zu schaffen! Auch die in der transcendentalen Aesthetik aufgestellte Theorie von Raum und Zeit und in Bezug auf beide vom äußeren und inneren Sinn wirkte bedeutend auf die Naturforschung ein, denn indem Kant Raum und Zeit für blos subjective Formen der Anschauung erklärte, entfernte er damit alle metaphysischen Untersuchungen über das Wesen von Raum und Zeit, mit welchen die frühere aus der Scholastik sich loswindende Naturwissenschaft sich noch vielfach und nicht selten in trostloser Breite beschäftigt hatte. — Wenn nun eine solche Dispensation von der Metaphysik die nachdrücklichen Bestrebungen der Empirie sehr verstärken mußte, so war doch Kant viel zu sehr Philosoph, als daß er selbst in der Beschränkung auf die Kenntniß des Einzelnen hätte verharren können. Er machte vielmehr den Versuch, die Naturphilosophie nach dem in der Vernunftkritik aufgestellten Schema der Kategorien zu behandeln und damit der bisherigen dürren, mathematisch mechanischen Entwicklung eine tiefere ent-

gegenzusetzen. Dies geschah in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft. Als die Substanz der Natur hielt er darin die Materie fest, aber nicht blos, wie die Atomistik, als ein Aggregat zahlloser, einfacher Substanzen, nicht blos, wie die im Calcul erstarrende Mechanik, als von Stoß und Fall getrieben, sondern er erwog auch die eigenthümliche Bestimmtheit der Materie, ihre specifische Capacität, mit Einem Wort, was seit ihm das Dynamische genannt ward und seit der Newtonschen Gravitationstheorie für die Construction der Materie den nächsten entschiedenen Fortschritt ausmachte. Gegenstand der Naturphilosophie ist nach Kant die Materie; weil nun der äußere Sinn nur durch Bewegung afficirbar ist, so läßt sich die Materie nur durch die Merkmale der Bewegung bestimmen. Die Kantischen Kategorien sind bekanntlich die Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Nach denselben ordnete er die Untersuchung über die Materie in vier Hauptstücke. Im ersten betrachtete er die Materie unter dem Standpunct der Quantität als eine stätige Größe. Freilich vermochte Kant sich noch nicht davon loszumachen, die Ruhe als einen selbstständigen Zustand der Materie zu fassen, wie er denn auch den leeren Raum noch als etwas Positives ansah. Aber er bewies doch den richtigen Sinn, daß mit der Materie überhaupt auch die Bewegung gesetzt sein müsse; im Allgemeinen bestimmte er sie als Object einer rein mathematischen Berechnung, als Geschwindigkeit, und nannte die sich hierauf beziehende Wissen=

schaft Phoronomie. Untersucht man nun aber das Innere der bewegenden und bewegten Materie, betrachtet man dieselbe, wie sie die mit sich selbst zusammenhaltende und zusammengehaltene ist, so führt uns dies vom Begriff der formellen Geschwindigkeit zu dem der reellen Dichtigkeit. In dieser, im Verhältniß der Materie zu sich selbst, wurzeln ihre qualitativen Bestimmungen, ihre sogenannten Kräfte. Die Cohärenz der Theile der Materie ist der Schlüssel zur Eröffnung des Wesens der Unterschiede in der materiellen Qualität. Die hierauf bezügliche Wissenschaft nannte ihr Stifter die Dynamik. Aber zwischen den qualitativ verschiedenen Materien und zwischen ihrer Geschwindigkeit findet durch Abstoßung und Anziehung wiederum ein ganz bestimmtes Verhältniß statt. Die bewegende Kraft ist nämlich als Attraction Ursach der Annäherung und der Cohäsion, als Repulsion Ursach der Entfernung und Ausdehnung. Hier erst kann die Mittheilung der Bewegung durch den Impuls begriffen werden, und die hiehergehörige Wissenschaft hieß Kant die Mechanik. Wenn in ihr die von der Dynamik in der ursprünglichen Kraft begründete Relation der von der Phoronomie in abstracto construirten Materie zur Sprache kam, so war nur noch die Erscheinung der bewegten Materie über, um die Phänomene derselben zu begreifen, wie sie unter der Kategorie der Modalität auf unser Erkennen, auf unsere Wahrnehmung sich beziehen und mannigfachen Schein und Irrthum veranlassen, eine Wissenschaft, welche Kant die

Phänomenologie nannte. Die in den Anfangsgründen aufgestellten Grundsätze sind von Anderen häufig ganz in der nämlichen Weise als ein für allemal fertig wiederholt worden. Eine weitere nennenswerthe Ausführung derselben hat von den Philosophen aus der Kantischen Schule, so viel ich weiß, nur Fries in seiner mathematischen Naturphilosophie, nach philosophischer Methode bearbeitet, 1822 gegeben, worin er namentlich die Phänomenologie gründlicher auszuführen sich bestrebte. Es fehlten Kant noch zu viele seit jener Zeit entdeckte Thatsachen, um sich von so manchen Vorurtheilen in der Construction der Materie frei halten zu können, insbesondere von dem, die Materie als solche noch für undurchdringlich zu nehmen. Den Kampf aber mit der bis auf ihn herrschenden todten Erklärungsweise unternommen, die Richtung auf das Innere der Materie eingeleitet zu haben, ist sein bleibendes Verdienst. — Wenn von der Kantischen Naturphilosophie die Rede ist, so pflegt man hauptsächlich fast immer nur auf das so eben Erörterte, namentlich auf die Dynamik zurückzukommen. Aber auch nach anderen Seiten hin hat er Großes geleistet. Er war nämlich der Erste, der seit Aristoteles den Begriff des Organischen und damit den wahrhaften Begriff des Lebens überhaupt wieder auffand. Im Mechanischen ist alle Lebendigkeit ein bloßer Schein; alle Bewegung kommt von Außen, wird den Körpern durch Druck und Stoß und Zug angethan. Bei ihm allein als Princip vermochte Kants tiefdringende Anschauung

nicht stehen zu bleiben. In der Kritik der Urtheilskraft, die fast zehn Jahr nach der der reinen Vernunft, 1790 erschien, untersuchte er den Zweckbegriff und unterschied darnach die äußere, von der zufälligen Beziehung abhängige, und die innere, sich selbst bestimmende Zweckmäßigkeit. Bis auf Kant hatte die erstere Betrachtungsweise, besonders zum Behuf der Theologie, vorgewaltet. Die Teleologie war meist Physikotheologie. Eines der mit Recht berühmtesten Bücher des achtzehnten Jahrhunderts, des Reimarus Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, war nichts anders, als eine äußerst reiche Ansammlung solcher relativen Zweckbeziehungen, wie in der Natur das Eine Mittel wird für Anderes, wie sein Zweck in die Bestimmung, Mittel zu sein, aufgeht, wie die Erde Trägerin der Pflanzen ist, wie die Pflanzen von den Thieren verbraucht werden, wie die Thiere zur Erwerbung ihrer Nahrung, zur Aufziehung ihrer Jungen, zum Schutze gegen die Gewalt der Elemente u. s. f. auf das Beste ausgerüstet worden. Kant durchging diese Kategorie mit einer Fülle interessanter und zum Theil neuer Beispiele, ohne in das oft abgeschmackt Kleinliche der beliebten Teleologie zu verfallen, die auf den Kanzeln und in den Handbüchern der Hausandacht mit großer Ostentation sich ausgebreitet hatte. Vanini's Sentenz, daß man Gott aus jedem Strohhalm zu erkennen vermöge, war hier zu einer unendlichen Tautologie geworden. Kant ging weiter zum Begriff der inneren Zweckmäßigkeit, in welcher das Mit-

tel ein Moment des in sich abgeschlossenen Zweckes selbst ausmacht. Die Ursach wird Wirkung, aber die Wirkung eben so sehr wieder Ursach. Die causa finalis und die causa efficiens fallen in einander; jedes Organ ist als Theil selbstsüchtig, aber, weil es nur Theil ist, so geht es auch wieder in das Ganze über; in dem ewigen Kreislauf dieses Processes bleibt der Körper für sich, was er ist, opfert sich keinem ihm äußerlichen Zweck auf. Er hat das principium existendi in der Virtualität seiner eigenen Functionen; das totale Product derselben ist der organische in seiner Thätigkeit sich auf sich beziehende Körper selbst. Es versteht sich von selbst, daß er auch wieder Mittel für Anderes werden kann; aber diese Kategorie der äußeren Zweckmäßigkeit, der Nützlichkeit, ist ihm, seinem Begriff nach, etwas Zufälliges; sein Wesen besteht darin, sich selbst zu reproduciren; das Leben ist rastlose Erneuung desselben Organismus. — Abgesehen von den nicht zu berechnenden Folgen, welche diese Entdeckung der Philosophie auf die höhere Gestaltung der Botanik und Zoologie ausübte, so hatte Kant noch das besondere Verdienst, auch den Sinn für die Schönheit der Natur zu erfrischen. Vermöge jener gottgelahrten Teleologie war dieser ebenfalls in eine fade, ja triste Sentimentalität verfallen. Man wollte durch Erkenntniß des wohlberechneten Ineinandergreifens aller Theile der göttlichen Oekonomie zur Bewunderung Gottes erweckt, man wollte durch die Pracht des Sternenhimmels, der Sonnenauf- und Untergänge, des Gewitters u. s. f. zu frommen Rührungen

gestimmt werden. Es ist für jene Zeit charakteristisch, daß die Romanschreiber mit der Physikotheologie häufig Effect zu machen suchten, und daß wir vor gar vielen Büchern, insbesondere vor Schweizerreisen, Kupferstiche finden, auf denen, zum schärfsten Contrast, Spaziergänger in der unnatürlichsten Tracht, mit ellenhohen Puderperücken, mit colossalen Westen und Leibröcken, mit Luftballonartigen Reifröcken u. s. w. in solchen Momenten Gottanstaunender Naturbewunderung dargestellt sind. Diese dürftige, kraftlose Schwelgerei griffen späterhin Tieck in seinem Zerbino, Schleiermacher in seinen unsterblichen Reden über die Religion, jener mit sarkastischer Ironie, dieser mit priesterlicher Salbung an. Kant war einer der ersten, der, was durch Winkelmann und Heinse in der bildenden Kunst, durch Maler Müller und Göthe in der Poesie sich bereits regte, in das Gebiet des Gedankens hinüberführte, die unbefangene Freude am Naturobject, ohne jenes Haschen nach einer aus ihm herauspräparirten Andacht. Kant hatte das Schöne in der genannten Kritik als das bestimmt, was unser Wohlgefallen ohne Interesse errege, wogegen jene Teleologie bei ihrem Naturbeschauen immer den Nutzen desselben für die Religion im Auge hatte; eine prosaische, schlechthin verwerfliche Berechnung. Jetzt sollte also die Schönheit der Natur wieder in ihrer Selbstständigkeit ohne alle Nebenrücksicht gelten dürfen, ein Standpunct, der dem Naturforscher unentbehrlich ist, damit er sich mit Hingebung in das Object vertiefe, nicht aber in der Ei-

telkeit verweile, wie sehr er dadurch zur Anerkenntniß der Macht und Größe des Schöpfers sich erhoben fühle, wie überaus fromm er sei.

So viel wirkte Kant. Diejenigen Philosophen, welche außer Kant und seiner Schule in der Theorie des Bewußtseins eine ähnliche Richtung verfolgten, haben für die Naturwissenschaft nicht nur nichts gethan, sondern eher sogar davon abgeführt, ich meine Jacobi und Fichte. Die Ansicht, welche der erstere von der Natur hatte, war ihrer Wahrheit nach nur die berührte teleologische. Er war zu sehr in die Weichheit und Unbestimmtheit seiner schönen Gefühle versunken, als daß er für die klare Anschauung, für die Entäußerung, welche die Natur zu ihrer Erkenntniß von allem selbstischen Wesen fordert, die Kraft übrig behalten hätte. Als eine Art Folie zu seinen edlen Empfindungen hat Jacobi wohl die Natur geliebt, aber von ihrem Begriff ist er, troß mancherlei Kenntnisse, die er besaß und zu witzigen Bildern zu verwenden wußte, zeitlebens entfernt geblieben. Nichts ist in dieser Hinsicht merkwürdiger, als sein Verhältniß zu Göthe. Von Seiten des tüchtigen Willens, der Neigung zu poetischer Gemüthlichkeit trafen beide zuerst in jugendlicher Begeisterung zusammen. Allein späterhin, als ihre Lebensrichtung sich entschiedener ausgebildet hatte, als Göthe, der unterdessen in Italien gewesen war und die Natur mit Leidenschaft zu studiren angefangen hatte, bei seiner Rückkehr aus der Champagne in dem idyllischen Pempelfort, dieser Jacobischen Akademie, einen Besuch machte, zeigte sich ihre

Entzweiung in dieser Rücksicht, die nie wieder entwich. Jacobi konnte sich in die Strenge des selbstständigen Begriffs, in die bezuglose Freude an dem Gegenstande, nicht recht hineinfinden, eine Impotenz, die ihn noch später zur größten Verkennung Schellings verführte. Sie erlauben mir, einige hierhergehörige Worte Göthe's anzuziehen, die für unser Thema zu schlagend sind, als übergangen werden zu dürfen. Bei dem erwähnten Besuch sagt er: „Der Hylozoismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine todte, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntniß aufstellte. Ich hatte mir aus Kants Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der anderen im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannigfalt der Erscheinungen durchdringt und belebt. Schon bei dem früheren Besuche der Fürstin Galizin mit Fürstenberg und Hemsterhuis in Weimar hatte ich dergleichen vorgebracht, ward aber als wie mit gotteslästerlichen Reden bei Seite und zur Ruhe gewiesen." Und mit Bezug auf Jacobi's Schrift von göttlichen Dingen gegen Schelling äußerte Göthe: „Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er sprach deutlich aus: sie verberge ihm seinen Gott. Nun glaubt er mir

triumphirend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe, als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Consequenz des unendlich Mannigfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten." Wie Jacobi ist es auch seinen Anhängern ergangen, nur daß uns diese ihre Stumpfheit gegen die Natur nicht immer durch jenen schwärmerischen Seelenadel, durch jene blühende Phantasie, durch jene Rousseausche Wärme und Beredsamkeit, durch jenen zarten Eifer vergüten, durch welche Jacobi, auch wenn dem philosophischen Gehalt nach seine Worte flach und nichtssagend werden, uns immer zu bezaubern versteht. Der verstorbene Cajetan v. Weiller, die noch lebenden Professoren Köppen in Erlangen, der in lauter Journalgefechten zerstäubende Salat in Landshut, sind auffallende Beispiele jener Verhärtung der Intelligenz für die Auffassung der Natur; diese Männer sind in dieser Sphäre über den Begriff des Mechanischen nie hinausgekommen.

Fichte ging weiter als Jacobi. Dieser war systematisch nicht so streng in sich abgeschlossen. Jener machte im Begriff des Selbstbewußtseins die directeste Consequenz des Kantischen Systems. Da nach demselben die praktische Vernunft der einzige Kreis war, in welchem die Wirkung aus der Ursache begriffen werden kann, wo also die Erscheinung auch in ihrem Wesen, die Causalität in ihrer Substantialität offenbar wird, da ferner der Begriff des Selbstbewußtseins als der einfachste Begriff der

Freiheit und Persönlichkeit durch sich selbst vollkommen verständlich ist, so warf Fichte mit seiner energischen Entschiedenheit die ganze Natur als eine für das Bewußtsein, für das Vorstellen und Wollen unbequeme Fatalität bei Seite. Nie hat ein Philosoph von ihr eine so geringe Meinung gehabt. Sie galt ihm nur als eine Begrenzung der theoretischen und praktischen Expansion des Ich. Da nun aber das Ich das Bestreben hat, sich absolut zu setzen, so ging es auf eine Vernichtung der seine Thätigkeit beschränkenden Natur aus. Das Ich stieß sich an ihr als an seinem Nicht-Ich. Eine höhere Bezeichnung als diese kahle, rein negative Bestimmung, nicht Selbstbewußtsein, nicht Ich zu sein, vermochte Fichte von der Natur niemals zu geben. Aber für solche Verschmähung, nur als etwas an sich Unvernünftiges, als etwas, das nicht sein soll, behandelt zu werden, hat sich die Natur furchtbar an dem Philosophen gerächt. Ironisch spottete er der ehernen Kette, aber überall mußte er sie mit sich herumschleppen. Mit der Thesis des Ichs wurde die Antithese des Nicht-Ichs als ein feindseliger Zwilling geboren. Wie hoch er auch im Begriff der Freiheit als solcher sich aufschwang, wie tief er die Kraft der reinen Selbstbestimmung fühlte, wie erschütternd er sie aussprach, dennoch blieb ihm das Nicht-Ich der Natur ein ewiger nie ganz zu überwindender Anstoß. In der Wissenschaftslehre kam die Natur lediglich in ihrer negativen Bedeutung als Schranke vor. Im Naturrecht konnte Fichte die nähere Betrachtung des Nicht-Ich als Materie

nicht umgehen; wie sollte er sonst die körperliche Individualität, wie Arbeit, Besitz, Eigenthum und die daher entspringenden Rechte deduciren! Allein welche wunderbaren in streng mathematischer Weise gehaltenen Constructionen hat er nicht hier zum Besten gegeben! In noch anderen Schriften, wie in der über die Bestimmung des Menschen ließ er sogar einen empörten Grimm über die Existenz der Natur ausbrechen und tobte über die Unart der Gewitter, der Stürme, der Erdbeben, der Krankheiten, die schönen Arbeiten und Pläne des praktischen Ichs gelegentlich in Grund und Boden ohne alle Anfrage zu verwüsten.

Aus dem Bisherigen ergibt sich wohl schon zur Genüge, daß Fichte für die philosophische Naturwissenschaft nur indirect dadurch wirkte, daß er den Begriff des subjectiven Geistes auf die Spitze trieb und durch solchen Purismus für die Natur die allgemeine Definition des Bewußtlosen erzeugte. Zur Popularität ist eine so starre Philosophie wie die Fichtesche eben so unfähig als ihr Gegenbild, die Spinozasche. Man bewundert, man studirt ihre Werke, allein eine massenhafte Entfaltung in die Breite ist durch ihre eigenthümliche Concentration verhindert. Wo Fichte populair wurde, wo er, nach seinem Ausdruck, das Publicum zum Verständniß zwingen wollte, da mußte er auch seinem System widersprechen, und es ist ihm nachzurühmen, daß er dies meisterhaft gethan hat. Den Uebergang zur Popularisirung eines Systems macht immer eine Schule, wie sie insbesondere derjenige hatte,

der nächst Fichte die weitere Entwicklung der Philosophie in Deutschland, und, da außerhalb Deutschlands die wahrhafte Speculation damals so gut als ausgestorben war, in Europa bewirkte: nämlich Schelling.

Wenn wir nun bei Kant die Bemerkung machen konnten, daß er durch den Gedanken der Dynamik und Organik über das blos Mechanische der herrschenden Naturansicht hinauszudringen bemüht war, daß er den Chemismus in der Dynamik wohl berührte, aber erst auf eine schüchterne Weise, so finden wir bei Schelling, daß in seiner Naturphilosophie der Begriff des Chemischen die erste Rolle spielte. Die Untersuchungen der experimentellen Physik über Magnetismus, Elektricität und Galvanismus von Ritter, von Winterl, von Volta, von Alexander v. Humboldt, die neue Begründung der Geologie von Werner, das in der Medicin Epoche machende Brownsche System der Reizempfänglichkeit als der größeren oder geringeren Erregbarkeit des Lebens, solche Erscheinungen drängten sich zusammen, um nach der Entdeckung des Oxygens durch Cavendish und Lavoisier den Chemismus zu einer Bedeutung zu erheben, die er nie zuvor für die Wissenschaft gehabt hatte.

Schellings Bildungsweise ist auf den Grund seines vieljährigen Schweigens in der letzteren Zeit so vielfach besprochen worden, daß man lästig zu werden befürchten muß, wenn man diesen Punct berührt. Und doch kann man über diesen Philosophen kaum reden, ohne sich deswegen verständigt zu haben. Das Charakteristische darin

liegt unstreitig auf der Hand: von der Gewalt der Entdeckungen, die er machte, ergriffen, theilte Schelling jedes, was er fand, sogleich dem Publicum mit. Leichtigkeit der Darstellung kam diesem Drange der Mittheilung entgegen. Während eines Decenniums folgten seine Schriften sich schnell auf einander, dann brachen sie mit einemmal ab, bis auf einzelne fragmentarische Aeußerungen, welche theils die Polemik, theils der Moment einer feierlichen Gelegenheit ihm entlockte. Als der Wendepunct zwischen reichlicherer Eröffnung und zögernder, kargender Mittheilung ist das Jahr 1812 zu betrachten, in welchem der erste Band von Hegels Logik erschien und eine neue Krisis der Philosophie einleitete. Wenn nun ein Schriftsteller, wie Schelling, ausgerüstet mit so umfassenden Kenntnissen, beflügelt von solcher Regsamkeit, beseelt von solchem Enthusiasmus, begünstigt von solcher Perfectibilität, getragen von dem gleichzeitigen Streben der geistreichsten Mitforscher, zu verschiedenen Zeiten über dasselbe Thema sich äußert, so muß nothwendig die größte Verschiedenheit sowohl des Inhaltes, als der formellen Darstellung sich ergeben. Was letztere betrifft, so ist sie in der That höchst ungleich. Zuweilen hält sie sich, wie in der Schrift von der Weltseele, im Ton der empirischen Forschung; in den Ideen zu einer Philosophie der Natur herrscht dieselbe ruhig untersuchende Sprache, aber eingetaucht in den Aether eines glänzenden Gedankenmeeres. Auch haben diese beiden Schriften gerade die größte Anerkennung gefunden. In dem ersten Entwurf zu einer

Naturphilosophie wogt dagegen ein wüstes Durcheinander; die Kühnheit der Hypothesen verdunkelt sich durch die stürmische Wildheit. Dann wieder, wie im Bruno, weiß er die ganze Schönheit der Platonischen Dialektik in unserer Sprache mit unwiderstehlichem Zauber zu entfalten, während er in der Zeitschrift für speculative Physik an die Herbigkeit der Fichteschen Wissenschaftslehre, in den Jahrbüchern der Medicin aber mit aphoristischen Sätzen an die dunkle Unbestimmtheit hinanstreift, welche die Hinterlassenschhaft des Heraklit charakterisirt. Was nun den Inhalt betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß Eine Grundansicht durch alle Schriften Schellings sich hindurchzieht, die aber bald so bald so sich ausspricht. Man darf behaupten, daß Schelling in der Naturwissenschaft sich die Unabhängigkeit von den einzelnen Resultaten und dadurch die Möglichkeit eines unendlichen Wachsthums zu erhalten verstanden hat. Er hat sich nirgends zu einer völlig systematischen Totalität verdichtet. Zwar gab er in der Zeitschrift für speculative Physik einen Abriß seines Systems mit der ausdrücklichen Erklärung, denselben als officiell und authentisch anzusehen. Auch hat man auf diesen seither sich vorzugsweise berufen. Allein ich zweifle nicht, daß man Schelling Unrecht thun würde, wollte man seinem Gebot folgen und sich lediglich an diesen Umriß halten, ohne seine anderweitigen Entwicklungen zu benutzen. Ich wage es, Ihnen mit Bezugnahme auf sämmtliche Schriften Schellings ein kurzes möglichst anschauliches Bild seiner Naturphilosophie zu entwerfen.

Die zuvor genannten Schriften sind die wichtigsten für diesen Zweck. Was außerdem im System des transcendentalen Idealismus von Naturphilosophie enthalten ist, bezieht sich immer als Parallele auf die Entfaltung der Intelligenz, in welcher er dieselben Momente mit dem Uebergewichte des ideellen Factors nachzuweisen sucht. Was er endlich in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums sagt, ist rein polemisch gegen die geistlose Manier gerichtet, mit welcher die Naturwissenschaften damals auf Universitäten größtentheils betrieben wurden.

Die Natur ist für Schelling nicht, wie für Kant, ein bloßes Phänomen, dessen Wesen unerkennbar bliebe, nicht, wie für Fichte, ein unausweichlich drückender Anstoß gegen die Freiheit des Selbstes; sie ist ihm vielmehr eine unmittelbare Enthüllung des Absoluten. Das Absolute ist die unendliche Einheit aller Gegensätze. Natur und Geist, Realität und Idealität, Objectivität und Subjectivität sind als einander entgegengesetzte Bestimmungen, Verendlichungen des Absoluten. Dies, als das Unendliche, ist daher weder nur Natur, noch nur Geist, sondern eben so sehr Natur als Geist, eben so sehr Objectivität als Subjectivität. Es ist also absolute Identität des Realen und Idealen. Offenbart sich das Absolute, producirt es, so kann dies nur geschehen, insofern die in ihm selbst vernichteten Gegensätze hervortreten. Allein da Gott als ihr Princip weder nur das Eine noch das Andere ist, so drückt auch das Endliche, worin er

als der absolute offenbar wird, die in ihm existirende Identität aus. Als absolute jedoch nicht, denn diese ist nur Gott selbst; sie ist daher als relative zu denken, als eine Indifferenz der Differenz zwischen dem Ob- und Subjectiven, der Natur und dem Geist. Der Unterschied beider von einander ist deshalb ein blos quantitativer; der Unterschied der einzelnen realen und idealen Gebilde ebenfalls; diese Unterschiede sind folglich als Potenzen zu denken, von denen keine für sich das Universum ausmacht, sondern welche lediglich in ihrer Totalität die Idee des Absoluten darstellen. Indem nun jede Potenz die ihr entgegengesetzte an sich hat, so findet von jeder zur anderen ein Uebergang statt; die Natur ist nichts als die Reihe von Productionen, in welchen die Realität überwiegt, der Geist dagegen nichts als eine Succession von Handlungen der Intelligenz, in welchen die Idealität überwiegt. Die Natur strebt in ihren Productionen vom Maximum der Realität zum Minimum derselben; der Geist vom Maximum der Idealität zum Minimum derselben, d. h. zur Begrenzung. Hiermit ist die Nothwendigkeit einer Stufenfolge der Hervorbringungen in beiden Reihen, so wie die Nothwendigkeit einer correspondirenden Parallele derselben dargethan. Der Linie entspricht z. B. das Selbstbewußtsein, der Fläche die Empfindung, der Tiefe die Anschauung u. s. f. In der Natur wird der Geist als bewußtloser angeschauet, der aber aus diesem Zustande der Veräußerung zu sich zu kommen sucht. Umgekehrt in der Geschichte verliert

sich die selbstbewußte Thätigkeit des Geistes in das Aeußerliche; es bildet sich für ihn eine Welt als sein Schicksal. Der Realismus der Natur endigt also mit einem Maximum von Idealität, mit einem Product, welches die Intelligenz als mit sich selbst Eines anerkennt: dies ist die menschliche Gestalt als der Organismus des sich selbst affirmirenden Geistes. Umgekehrt entäußert sich der Geist seiner Innerlichkeit; er macht sich zum Object; das Maximum von Realität, was er erreicht, ist das Kunstwerk als das Gleichgewicht von bewußtloser Realität und selbstbewußter Idealität. Wie die Natur in der menschlichen Gestalt jeden Widerspruch mit der Intelligenz ausgelöscht hat, so auch der Geist in der Kunst jeden Widerspruch der Natur mit sich; er hat darin die Natur zu sich, wie dort die Natur sich zu ihm verklärt. Das Höchste der realen Production wie der idealen ist also eine Gleichsetzung der einen mit der anderen.

Es war unumgänglich, meine Herren, diese Grundzüge des Schellingschen Systems zu berühren, weil sonst die Auseinandersetzung des Details der Naturphilosophie, zu der ich mich jetzt wende, unverständlich bleibt. Die Thätigkeit der Natur fixirt sich in der Reihe ihrer Erzeugnisse in drei Potenzen, in der Materie, im Licht, im Organischen. Die Materie geht von einer positiven und einer negativen Thätigkeit aus. Die positive ist die nach allen Seiten hingewandte Ausdehnung, die eine gänzliche Richtungslosigkeit erzeugt. Dies ist der Raum überhaupt. Die negative ist die auf Einen

Punct hin wirkende, eine Richtung andeutende Kraft. Beide begegnen sich einander in ihrer Wirksamkeit. Ihre Gleichsetzung ist die Linie, in welcher die unendliche Vielheit der richtungslosen Expansion zur bestimmten Richtung concentrirt wird. Sie ist die erste Dimension des Raumes und man kann sie die Längenkraft nennen. Sie hat zwei entgegengesetzte Pole, die jedoch unmittelbar zusammen sind und einen gemeinschaftlichen Indifferenzpunct in der Mitte der Linie haben. In der Linie ist nur Eine Richtung, die der Länge. Indem aber eine Linie von einer andern durchschnitten wird, entsteht die Ebene, die Breite als die zweite Dimension des Raumes, welche man die Flächenkraft nennen kann. Vereinigt sich die Längen- und Flächenkraft zu einem gemeinschaftlichen Product, worin überall Linie und Fläche ist, so ergiebt sich die dritte Dimension, die Dicke, die man als die Kraft der Tiefe bezeichnen kann und die offenbar die relative Einheit der beiden ersten Kräfte ausmacht, weil ohne sie die Flächenkraft in ihrer Aeußerung aller Begrenzung entbehren würde. Solide Körperlichkeit hat nur, was alle drei Dimensionen des Raumes erfüllt. — Die positive und negative Richtung, die in der Linie sich indifferenzirten, erscheinen an dem Körperlichen in der Potenz der Expansiv- und Attractivkraft. In den einzelnen Naturproducten kämpfen beide miteinander; die eine sucht dieselben in die peripherielose Unendlichkeit zu zerstreuen, die andere zur starren Einheit des Punctes zu centralisiren. Das materielle Universum selbst aber in

der Totalität seiner Erscheinungen ist das vollkommenste Gleichgewicht der Repulsiv- und Attractivkraft. Als dies Ineinandersein aller Körper, als ihr unsichtbarer Zusammenhang, als die Indifferenz jener Entzweiung ist die Schwerkraft zu begreifen, deren Thätigkeit der mechanische Proceß der Materie ist. Erst mit ihr ist die Construction der Materie vollendet, weil mit ihr auch die Zeit gesetzt ist. Die Beziehung aller Körper des materiellen Universums aufeinander, ihr Streben aus der unendlichen Vielheit des Raumes zur Einheit, das ist die Zeit, die sich zum Raum wie das Ideale überhaupt zum Realen verhält, denn die Dimensionen der Zeit existiren nur ideell, und können nicht, wie die des Raumes, sinnlich nebeneinander aufgezeigt werden. In der Bewegung der Materie ergiebt sich die Indifferenz von Raum und Zeit. Von der Materie als der ersten Potenz zum Licht, als der zweiten, fehlt der rechte Uebergang; es findet eine bloße Annahme desselben statt, wie Ihnen auch vorhin nicht entgangen sein wird, daß die Ableitung des Raumes nicht völlig befriedigt.

Weil Schelling mit der Gravitationskraft die Bewegung setzen mußte, so konnte er sich so ausdrücken, daß das Licht die zweite Potenz der Natur sei als die reinste Einheit von Materie und Schwere, denn das Licht ist die immateriellste Materie; es hat alle Dimensionen des Raums, aber seine Schwere ist ein Minimum; es ist unsperrbar und unwägbar und seine Bewegung ist das Maximum materieller Geschwindigkeit, das Extrem der

Form der relativen Duplicität die beiden Factoren durch getrennte Körper dargestellt. Beide Momente vereinigen sich im Chemismus; der Magnetismus erscheint als Adhäsion, die Elektricität als Potenzirung des Flüssigen zu Sauerstoff und Wasserstoff. Der Chemismus entspricht in der Construction der Materie der Kraft der Tiefe, denn es kommt in ihm dazu, daß der Proceß in ein Product übergeht; zwei einander entgegengesetzte Körper neutralisiren sich durch ihn zur Indifferenz. Das absolut Indifferente ist das Wasser; es ist die elektrische Indifferenz des Gegensatzes, der zwischen Sauerstoff und Wasserstoff fixirt ist, weshalb es zum chemischen Proceß schlechterdings nothwendig wird. Als Mittelglied zwischen dem Wasser und zwischen der starren Materie setzt Schelling die Säuren. Den reinsten Ausdruck des Chemismus findet er im Galvanismus, weil er zwei starre aber differente Körper erfordert, die nicht blos unter sich, sondern auch mit einem dritten flüssigen in Berührung sind. Durch diese Construction kam Schelling bereits zu dem merkwürdigen Resultat, daß ein Grundgesetz des chemischen Processes darin besteht, daß der in seiner Cohäsion bis zu einem beträchtlichen Grad verminderte Körper sich oxydire, daß folglich alle chemische Zerlegung eine Erhöhung der Materie, alle chemische Zusammensetzung aber ein Depotenziren der Materie zur Indifferenz des Wassers sei.

Wie die Materie und ihre Mechanik, so bildet auch das Licht und seine Dynamik eine relative Totalität.

Beide zusammen, Materie und Licht, vereinigen sich in der dritten Potenz der Natur, im Organischen. Das Licht wird in ihm ein Inneres; es strahlt aus ihm heraus. Die Materie bewegt sich durch die Gravitation; die Dynamik erreicht im Chemismus die eigene Auflösung zweier differenten Körper zu einem neutralen Product; Leben aber, Selbstbewegung, Beseelung findet erst im Organismus statt. Nach der ursprünglichen Anlage seines Systems hatte Schelling die Verpflichtung, im Organismus alle vorigen Potenzen nachzuweisen. Dies that er, indem er zeigte, daß die Seite der materiellen Realität zur Irritabilität, die des idealen Lichtes zur Sensibilität sich potenzire. Als Indifferenz beider Factoren ergiebt sich die Reproduction, welche das eigentliche Wesen des Organismus ausmacht. Wie nun im Chemischen sowohl das Magnetische als das Elektrische erkennbar sind, so treten auch in der Reproduction des Organischen wechselsweise die Potenzen der Irritabilität und Sensibilität hervor. Alle Formen, alle Lebensäußerungen, alle Krankheiten des Organischen sind aus dem quantitativen Verhältniß jener Potenzen in ihrem stufenmäßigen und periodischen Wechsel zu begreifen. Beide Pole erscheinen aber in doppelter Hinsicht, einmal in Bezug auf das Ganze, sodann in Bezug auf das Einzelne. Im ersteren Fall unterscheidet sich das Organische in das Vegetative und in das Animalische. Das Vegetative ist vorwaltende reine Reproduction mit Neigung zur Irritabilität, das Animalische

überwiegende Sensibilität. Wie sich das Organische hier als Gattung differenzirt, so im anderen Fall auch als Individuum. Das Geschlecht ist nämlich als Einzelwesen entweder mehr irritabel, so ist es das Weib, oder mehr sensibel, so ist es der Mann. In der menschlichen Gattung entfaltet der Organismus diesen Unterschied auf das Reinste und Schönste. Das der Schwere der Materie zugeneigte Weib erscheint als die höhere Potenz der Pflanze, der der Lebendigkeit des Lichtes verwandtere Mann als die höhere Potenz des Thieres.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich, daß die Natur überhaupt in den Gegensatz des Unorganischen und des Organischen zerfällt. Das Unorganische ist die Materie, insofern sie sich nicht zur Form der absoluten Identität erhebt, d. h. dazu, daß in Einem und demselben Individuum alle Processe des materiellen Lebens sich vollziehen; das Organische dagegen ist durch den affirmativen Charakter der steten Selbsterzeugung die lebendige Einheit aller jener Functionen. Die Organe der absoluten Identität von Materie und Licht sind die Weltkörper, von denen jeder für sich individuell zu begreifen ist. Jedoch ist er individuell nur im Organismus des Ganzen. Alles individuell Organische erstirbt aber in der Reproduction der Gattung. Durch die Gattung ist seine eigene Existenz bedingt, aber eben diese muß es wieder für die Erhaltung des allgemeinen Lebens opfern. —

Dies, meine Herren, möchten ungefähr die Hauptpuncte sein, welche die Schellingsche Naturphilosophie im

Allgemeinen darbietet. Fragen wir nun, worin die ungeheure Gewalt lag, mit welcher diese Gedanken am Ende des vorigen, am Anfang des jetzigen Jahrhunderts wirkten, so fällt unstreitig zuerst in die Augen, daß hier ein System angelegt worden, welches die Natur in dem ganzen Reichthum ihrer Erscheinungen umfaßte. Eine solche Totalität hatte die Kantische Philosophie noch nicht errungen. Ferner drängt sich die Bemerkung auf, daß innerhalb dieses unendlichen Umfanges der mannigfaltigsten Productionen dennoch die größte Einfachheit herrschte. Das Schema ein und derselben Construction in These, Antithese und Synthese lief gleichmäßig durch die verschiedensten Zweige hin. Diese Construction empfahl sich durch höhere Leichtigkeit der Anwendung bei weitem mehr, als die Kantische Kategorientafel. Indem man weiter einen bestimmten Ausgangspunct für die Natur im Begriff des Absoluten und mit demselben nicht weniger einen bestimmten Endpunct gefunden hatte, war man mehr als je zu apriorischen Constructionen befähigt. Man konnte in der Entwicklung der Potenzen Stufen antreffen, für welche erst eine mangelhafte oder auch noch gar keine thatsächliche Erfahrung vorhanden war. Als vermittelndes Glied des Zusammenhangs mußte man sie postuliren. An solchen Stellen war es dann insbesondere, wo die Phantasie, die logische Consequenz, das Combinationsvermögen die Lust der Naturforscher entzündete. Es ist erstaunenswürdig, wie zahllose Ideen damals auf solche Weise entfesselt wurden. Freilich artete

hier eben die Philosophie oft in ein krankhaftes Poeti-
siren, in ein phantastisches Spiel aus. Nicht alle hatten
in ihrem philosophischen Witz so viel ächtes Divinations-
talent, als der unsterbliche Novalis in seinen tiefsinnigen
Fragmenten bewies. Bei Vielen war es nur der Schaum
einer trüben Speculation, einer zügellosen Imagination,
der Blasen werfend aus ihrem unbesonnenen Eifer em-
porstieg. Endlich wirkte Schelling durch seine Natur-
philosophie bedeutend auf die Poesie ein, indem er in
diesem Verhältniß vollendete, was Kant angefangen hatte,
das Leben der Natur wieder höher zu achten und in ihm
das Wirken des Göttlichen uns nahe gebracht zu sehen.
Ich kann diese Wirkung hier natürlich nicht weiter ver-
folgen, weder in ihren erfreulichen Leistungen, noch in
ihren monströsen Verzerrungen, an welchen kein Mangel
war. Als die moderne Naturwissenschaft mit dem Unter-
gang des Mittelalters aus der Scholastik sich erhob, fand
eine ähnliche Gährung statt, wie Schelling sie veran-
laßte. Damals hatte der Mechanismus der kirchlichen
Dogmatik die Erkenntniß der Natur niedergedrückt, de-
ren wahrhafte Empfindung und Anschauung sich zu den
Dichtern flüchtete. Die Reformation emancipirte auch
die Naturwissenschaft; eine jugendliche Begeisterung regte
sich überall. Aber nach und nach, seit der Mitte des
siebzehnten Jahrhunderts, begann das Princip der Nütz-
lichkeit, in allen Tiefen, auf allen Höhen seine Fahnen
aufzupflanzen; den Werth der Entdeckungen berechnete
man nur nach dem Gewinn, den sie für Erhöhung der

industriellen Thätigkeit, für Erweiterung des Handels, für Vermehrung der Bequemlichkeit und des Luxus darboten. Der Verstand hatte nur den abstracten Gedanken von Kräften übrig, welche man für Maschinen aller Art verwenden könnte. Schelling vernichtete diese Richtung nicht; es wäre kindisch; sie ist eine wohlberechtigte, von der Intelligenz mit Nothwendigkeit geforderte. Aber er wußte für die Natur auch um ihrer selbst willen wieder zu begeistern; so mächtig entflammte er die Deutschen mit wahrhafter Liebe zu ihr, daß seit jener Zeit an reißend schnellen Fortschritten die Naturwissenschaften alle anderen Disciplinen hinter sich zurückgelassen haben; ja, daß Vieles von dem, was noch vor Decennien neu und unerhört war, jetzt schon zu einem allgemein Bekannten, zu einem Eigenthum selbst der niedrigsten Schulen geworden ist und wir uns vielmehr wundern, wie man damals so seltsam über dergleichen sich habe gebehrden können.

Die fragmentarische Weise, in welcher Schelling sich mitgetheilt hatte, heischte Vervollständigung; was bei ihm oft nur prophetisch geahnt, hypothetisch angedeutet war, das bedurfte der Bewährung durch das Experiment, der Sicherung durch ernste Untersuchung von Thatsachen, der Herabführung aus dem Allgemeinen zur Bestimmtheit des Einzelnen. Dies war die Aufgabe seiner Schule. Es würde mich zu weit führen, wollte ich von derselben eine ausführliche Schilderung entwerfen; auch würden mir dazu die nothwendigen Kenntnisse fehlen, denn die

Geschichte der Medicin müßte verfolgt, Männer wie Kielmeier, Treviranus, Burdach, Kieser u. s. f. müßten charakterisirt werden. Ich beschränke mich auf die Naturphilosophie im engsten Sinne des Wortes und erlaube mir nur einige Skizzen der vorzüglichsten ihrer Bearbeiter. Alle theilten mit Schelling die enthusiastische Verehrung der Natur, alle die Tendenz, ihr Leben in seiner Ganzheit zu erfassen, aber zugleich wird bei einem jeden eine besondere Richtung sichtbar, die ihm eigenthümlich zugehört. Am nächsten an die von Kant gestellte Aufgabe der Speculation sich anschließend, nämlich den Begriff des Erkennens selbst zu erkennen, erscheint Troxler. In der Naturwissenschaft hat er in Bezug auf diesen Punct sich besonders durch eine vortreffliche Entwicklung der Sinne verdient gemacht. — Jacob Wagner in Würzburg warf sich auf die strengere Ausbildung der Methode; er bemühete sich dieselbe durch Anwendung der Mathematik zu verbessern; statt eines Trias von Momenten setzte er in der Construction eine tetradische Fortschreitung, indem er die Antithese, das Moment der Entzweiung, in ihre beiden Seiten formell auseinander legte; im Inhalt veränderte er eigentlich nichts. Der nun verstorbene Schelver in Heidelberg neigte sich hauptsächlich zur Botanik; seine Schrift über die Formen der Entwicklung der Pflanze, im innigen Verein mit Götheschen Ansichten, im persönlichen Umgang mit Göthe gepflegt, ist eine der strengsten und kunstreichsten, in der lieblichsten Sprache geschriebenen Deductionen, de=

ren die Deutsche Naturwissenschaft sich zu erfreuen hat. Oken, der durch seine Paradoxiensucht die Naturphilosophie am meisten in Verruf gebracht, ist innerhalb der Schellingschen Schule derjenige, der sich am strengsten an die Erscheinung anhält, sie mit meisterhaftem Griff zu copiren versteht, der mit zartem Tact aus dem Gegebenen das Allgemeine herausfühlt, mit kategorischer Sicherheit, ja, man möchte oft sagen, mit frecher Keckheit, dem Einzelnen seine Stelle in der Totalität anweist. Die Resultate aller seiner Forschungen hat er in seinem Lehrbuch der Naturphilosophie zusammengefaßt, von dem 1831 schon die zweite Auflage erschien. Die speculative Begründung derselben, die Oken Mathesis nennt, ist verfehlt, ja lächerlich; auch seine Ontologie, mit welchem Namen er sonderbarer Weise die Mineralogie und Geologie bezeichnet, ist ziemlich unvollkommen, aber in der Biologie beurkundet er ein glänzendes Talent. Hier zeigt sich, daß die Zoologie seine wahre Heimath ist. Durch seine encyklopädische Zeitschrift: die Isis, durch viele Artikel im Conversationslexikon, endlich durch Schulbücher der Naturgeschichte ist gerade die Okensche Auffassung der Natur zu einer sehr weiten Verbreitung gelangt. Schubert ist wie Oken so glücklich gewesen, durch seine Schulbücher über die Naturgeschichte, durch seine Vorlesungen über die Nachtseite der Naturwissenschaft, durch seine Geschichte der Seele eine bedeutende Popularität zu erwerben. Oken jedoch geht methodisch zu Werke; Schritt vor Schritt sondert er jedes Element; aber er verliert sich

nicht in der Isolirung, sondern faltet Alles wieder in Eine Gestaltung zusammen. Schubert entbehrt dieser verständigen Klarheit; momentan finden wir sie zwar bei ihm im höchsten Grade, im Allgemeinen aber hat er etwas Zerflossenes. Strenge der Methode ist seiner zarten Gemüthlichkeit furchtbar. Sein Indisch=blumenhaftes Wesen verliert sich gern in das Träumerische und Geheimnißvolle. Eine reiche Phantasie, eine große und mannigfaltige Belesenheit, eine einnehmende Sprache unterstützen diesen Hang zum Nebulosen und bestechen den Leser. Schubert hat sich, wie Oken, immer auf das Ganze des Naturlebens gerichtet, aber dennoch fehlen bei ihm eigenthümliche Elemente nicht; es sind die Astronomie, die von Schelling ausgegangene Vorliebe für eine einst gewesene, und, wie man glauben machen will, hochgebildete Urwelt, die Ueberschätzung des Somnambulismus und die Erwartung einer einst kommenden Verklärung des Naturlebens, ein schön klingendes Wort, bei dem sich aber wenig denken läßt. Schubert ist in seiner trüben Sentimentalität hauptsächlich für die pietistische Richtung unserer Zeit, oder mit welchem Namen man sonst die Krankhaftigkeit unserer Religiosität benennen will, der Repräsentant der Naturwissenschaft geworden. Zunächst bei ihm dürften Windischmann und Franz v. Baader zu erwähnen sein. Ersterer ist nämlich derjenige, der die Voraussetzung einer paradiesischen Urwelt und die Bedeutung des Somnambulismus ebenfalls zu übertreiben geneigt ist, während der Letztere den Versuch

gemacht hat, die Principien der Schellingschen Naturphilosophie mit den Lehren der Römisch-katholischen Kirche zu verschmelzen, namentlich was die Theorie der Sacramente betrifft. Die Ethik hat er in eine Physik, die Erkenntniß des Glaubens in eine Zeugung umgewandelt. Zwei kleine scharfsinnige Schriften, über den Sinn der Verkörperung, Leib- oder Fleischwerdung des Lebens, und über die Analogie des Erkenntniß- und Zeugungstriebes, sind eigentlich der Schlüssel zu allen Werken des Herrn von Baader. In etwas schwankender Stellung erscheint Eschenmayer in Tübingen, von welchem Schelling Anfangs große Erwartungen hegte, später aber mit ihm in eine nie wieder ausgeglichene Differenz gerieth. Eschenmayer steckt gegenwärtig in einem Dualismus. In der Wissenschaft nämlich hat er sich von dem Schellingschen System, obwohl er es darauf anlegte, in der That nie losmachen können; daneben aber will er in der Religion einen sonderbaren Deismus behaupten, den er für das ächteste Christenthum ausgiebt, und gegen welchen er das Schellingsche System als einen hochmüthigen Pantheismus verschreiet. 1832 hat er ein Lehrbuch der Naturphilosophie herausgegeben, was an Reichthum der Thatsachen, an dialektischer Lebendigkeit der Methode, an Abgeschlossenheit des Ausdrucks den Okenschen, an inniger Gemüthlichkeit den Schubertschen Schriften weit nachsteht; ersteres dadurch, daß er häufig eine mathematische Construction da anwendet, wo sie ganz unbrauchbar ist, letzteres dadurch, daß er, statt in die Tiefe der Sache

denkend sich einzulassen, lieber die Bibel citirt, vermeinter Weise, damit den besten Weg eingeschlagen zu haben. Durch Ersteres entsteht Verworrenheit, durch Letzteres eine Lahmheit des Begreifens, ein widriges Aufgeben der Ansprüche, welche an die Philosophie als Wissenschaft zu machen sind. Eschenmayer hat Auszüge aus Oken, aus Steffens und Treviranus geliefert; als neu findet sich bei ihm eigentlich nur die befremdliche Auslegung einer Stelle der Johanneischen Apokalypse, wo es heißt: „Siehe, im Himmel ward ein Thron gesetzt und auf dem Thron saß Einer." Dies legt Eschenmayer so aus, als habe die Natur ein eigenthümliches Centrum, aus welchem ihr Leben wie aus einer Quelle hervorströme. Statt, wie Schelling, das Centrum ideell zu setzen, so daß es überall und nirgends ist, will er es auf ein besonderes Local begrenzen, und die Sonne z. B. soll demselben schon näher liegen, als unsere Erde. Bei solchen Ansichten wird es begreiflich, wie dieser Philosoph für die verstandlosen und abgeschmackten Phantasieen einer unglücklichen, im Innersten zerrissenen Seele, für die Träume der sogenannten Seherin von Prevorst als für Offenbarungen einer höheren Geisterwelt sich auf das Eifrigste interessiren kann. Görres muß ich ganz übergehen. Zwar hat er sich viel mit der Naturwissenschaft abgegeben: er war eine Zeit hindurch Professor der Physik an der Secundärschule zu Coblenz und schrieb auch Aphorismen über die Organonomie; aber sein Hauptgebiet ist Mythologie und [illegible]

Schließlich will ich nun denjenigen nennen, der, als am freiesten von allen Extremen, am würdigsten neben Schelling selbst zu stehen kommt, der vielleicht frischer, als dieser selbst, den Sinn jener fruchtbaren Periode unserer Literatur bewahrt hat, der Natur und Geschichte mit gleicher Kraft umfaßt, der an Mannigfaltigkeit der Arbeiten, an Glanz und Schönheit der Sprache von Keinem aus der Schellingschen Schule, ja von Schelling selbst nicht übertroffen wird. Kaum brauche ich hinzuzufügen, daß ich Steffens meine. Wenn bei Troxler die Erkenntniß des Erkennens, bei Wagner die mathematische Methode, bei Schelver die Botanik, bei Oken die Zoologie, bei Schubert das Träumerisch-Mysteriöse, bei Windischmann die Weisheit einer Urwelt, bei Franz v. Baader die naturphilosophische Construction der kirchlichen Dogmatik, bei Eschenmayer Bibelglaube und somnambule Ahnungen, bei Görres Mythologie und Politik, eigenthümliche Färbungen hervorbringen, so darf man behaupten, daß Steffens mit voller Theilnahme alle diese so verschiedenen Tendenzen getheilt und sich nichtsdestoweniger ein eigenthümliches Gebiet erhalten hat. Dies ist, wenn man es mit wenigen Worten angeben soll, die Verschwisterung des Naturlebens mit der Geschichte des Menschen. Der verehrte Präsident unserer Gesellschaft, Herr von Baer, hat in seinen Vorlesungen darauf aufmerksam gemacht, daß Herder den Grundriß zu Cüviers anatomischen Analysen gegeben habe. Um Steffens zu charakterisiren, dürfte die Erinnerung an

Herders Ideen zur philosophischen Geschichte der Menschheit äußerst fruchtbar werden, denn dies Thema eben, was Herder beschäftigte, das Zusammenleben des Geistes mit der Natur, ist auch der innerste Kern von Steffens Arbeiten. Seine Carricaturen des Heiligsten, seine Geschichte der neueren Zeit, endlich seine Anthropologie können als Fortsetzungen Herderscher Speculationen betrachtet werden. Bei solchem Triebe, Alles, Natur und Geschichte, mit gleicher Inbrunst zu umfassen, darf es uns wundern, wenn Steffens nicht durch einzelne Entdeckungen, Berechnungen, mühsame Detailforschungen berühmt geworden ist? Soll der großartige Sinn, der immer auf das Ganze geht, soll die Vielseitigkeit, die nicht hohle Zerstreuungssucht, sondern tiefdringendes, immer neues Interesse ist, sollen sie nicht als ein Verdienst gepriesen werden? Ist die geistreiche Verknüpfung der empirischen Daten zu einem lebensvollen Ganzen kein Bedürfniß der Wissenschaft? Doch auch eine Entdeckung haben wir Steffens zu danken, die sehr erfolgreich geworden ist. In seinen Beiträgen zu einer inneren Naturgeschichte der Erde entwickelte er zuerst, wie der Kohlenstoff durch die Reihe der kieseligt-thonigen Formation zum Vegetativen, der Stickstoff durch die Reihe der Kalke zum Animalischen hinüberführt; so ward die Chemie, die Geologie, die Botanik und Zoologie in eine unerwartete Verbindung gebracht. Nach dem zuvor Angedeuteten darf es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn Steffens die Geologie ganz als Geschichte behandelt; das Falsche

davon läßt sich mit Leichtigkeit abziehen. Durch seine dichterischen Werke hat Steffens übrigens seine Ansichten selbst unter einem Publicum verbreitet, welches solchen Regionen sonst fremd zu bleiben pflegt. Welche Meisterschaft er dabei in der landschaftlichen Zeichnung bewiesen habe, darüber, denke ich, ist wohl nur Eine Stimme. —

Doch ich darf mich nicht weiter gehen lassen. Zu lange schon, wie ich es sehr wohl fühle, habe ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Das Verhältniß des Hegelschen Systems der Naturphilosophie zum Schellingschen, so wie die innere Gliederung desselben auseinanderzusetzen, ist kein Raum mehr, und Sie haben vielleicht die Güte, mir ein anderesmal einen Vortrag darüber zu gestatten, wo ich zu zeigen suchen werde, wie Hegel, um der Willkühr der Combination Einhalt zu thun, zu einer festen Methode, um aber die Rechte des Geistes in ihrer Superiorität über das Leben der Natur zu wahren, zum qualitativen Unterschied der Natur und des Geistes fortschreiten mußte, während bei Schelling beide nur durch eine quantitative Differenz auseinandergehalten werden.

II.

Ueber die Aethiopische Raçe.

Vortrag in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 27. März 1839.

Zu einer der eigenthümlichsten Aufgaben der Anthropologie gehört der Begriff derjenigen Verschiedenheit des menschlichen Geschlechts, welche wir Raçe nennen, ein Begriff, der, seit Blumenbach 1776 sein kleines aber so gehaltvolles Buch de generis humani varietate nativa schrieb, die Naturforscher und Philosophen, namentlich auch Kant, so vielfach beschäftigt hat. Der Unterschied der Raçe ist ein zugleich natürlicher und geistiger. Man kann die geistige Differenz nicht von der natürlichen isoliren, um etwa eine aus der anderen zu erklären; vielmehr fällt die eine mit der andern zusammen. Die Gattung des Menschen, seine Vernunft, der Geist an sich, sind in allen Raçen identisch. Sie unterscheiden sich daher nicht als wirkliche Arten von einander, durch deren Besonderung im nur Natürlichen das Individuum erst

mit der Gattung vermittelt würde. Sie sind nur der Schein des specifischen Abweichens; die Natur versucht gleichsam, noch einmal im Menschen, mit dessen Production sie über sich selbst hinausgeht, ihre Methode geltend zu machen. Das thierische Individuum gehört seiner Gattung durch die Mitte der Art an, welche eine Coordination von Formen enthält, von denen jede das Allgemeine auf andere Weise darstellt, so daß der einen fehlt, was die andere besitzt; z. B. die Gattung der Dickhäuter schließt das Schwein, den Tapir, den Elephanten, das Nashorn, Pferd u. s. w. in sich. Die Differenzen dieser Bildungen sind fest und erst innerhalb einer jeden beginnt die Varietät, welche wir Raçe nennen, wie das Pferd namentlich uns eine unendlich abweichende Mannigfaltigkeit von Formationen darbietet. Der Mensch aber stellt uns sogleich den ganzen Menschen dar, aus welcher Raçe er auch abstamme. Diese Differenz ist Null gegen die wesentliche Identität. Die Gattung erreicht sich sogleich im Individuum; es kann Niemandem in dieser Hinsicht etwas ab oder zu gesprochen werden; der Einzelne ist unmittelbar das Allgemeine; er ist Geist.

Es soll hier nicht untersucht werden, auf welche Weise wir uns die Entstehung der Raçen erklären können. Die Bemerkung nur mag hier stehen, daß in der Wissenschaft der Punct erreicht ist, auf welchem die biblische Tradition keine Schranke ihrer Entwicklung mehr zu sein vermag. Die biblische Tradition wird durch die Wissen=

schaft nicht verworfen, sondern bestätigt, nur nicht in dem Sinne, wie der Buchstabencultus sie aufnimmt. Die Wissenschaft leugnet nicht die Einheit des menschlichen Geschlechts in allen Raçen, allein sie hat nichts dawider, wenn es sich ergäbe, daß dieselben von verschiedenen Ausgangspuncten mit gleich ursprünglicher Dignität abgeleitet werden müßten. Dem Begriff nur Eines primitiven Menschenpaares steht jetzt der einer Mehrheit von Anfängen gegenüber; dem des Einwanderns der Menschen in die verschiedenen Länder und einer durch die klimatische Differenz erzeugten Umartung der Begriff des Eingeborenseins, der primitiven Einseitigkeit des autochthonischen Ursprunges. Es ist noch keineswegs entschieden, welche Ansicht siegen werde, aber mit der fortschreitenden Physiologie, Biologie und Geologie dürfen wir wenigstens auf eine immer bestimmtere Fassung des Räthsels hoffen.

Für die Differenz der Raçen springt sogleich die Wichtigkeit ihrer Weltstellung in's Auge. Die tropische, gemäßigte und boreale Zone müssen darin, da es sich um eine Modification des Organismus handelt, entscheidend sein. Der terrestrische Pol und Aequator bilden einen Gegensatz; in jenem verkümmert das organische Leben, in diesem überbietet es sich gewissermaaßen in seiner Fülle. Die Mitte der Extreme wird also für eine normale Entfaltung die geeignetste sein. Ihr gehört die weiße oder kaukasische; dem Norden die gelbe oder mongolische; dem Süden die schwarze oder äthiopische Raçe an. Die Ame-

rikanische und Malaiische sind durch Cüvier nur zu Seitenzweigen der Mongolischen und Kaukasischen herabgesetzt.

Wir wollen uns hier nur mit der Aethiopischen Raçe zu thun machen. Sie ist nämlich diejenige, welche zuerst betrachtet werden muß, denn von den Polen ist das organische Leben nicht ausgegangen oder, um es richtiger auszudrücken, das unmittelbare Maximum der organischen Zeugungskraft der Erde ist nur im Strich des terrestrischen Aequators zu suchen. Man findet viele Darstellungen der Raçen, welche von der Kaukasischen abwärts steigen; wissenschaftlicher ist es aber unstreitig, von unten nach oben zu gehen und die allmälige Fortbildung eines Typus zu zeigen. Es ist dadurch der große Vortheil gewonnen, die schwarze Raçe nicht mehr in dem Lichte einer von einer höheren Stufe abgefallenen zu nehmen, als wenn sie eine Entartung, Verzerrung des ursprünglichen Menschen wäre, worin sich die edle Weiße mit dem Verlust der früheren paradiesischen Weisheit in das Nächtliche verfärbt, der erst schöne Habitus des nach Gottes Ebenbild geschaffenen Urmenschen zur thierähnlichen Deformität entstellt hätte. Vielmehr ordnet sie sich nach einer solchen Auffassung ganz in das allgemeine Gesetz aller Bildung ein, wornach in der äußeren Erscheinung das Unvollkommnere dem Vollkommneren, das Niedere dem Höheren vorangeht. Die nachdrücklichere Vertretung der Aethiopischen Raçe in dieser Hinsicht verdanken wir dem Professor Link, der sie 1821 in seinem Werk über die

Urwelt geltend machte. In der That sind dadurch zahllose Schwierigkeiten gelöst und eine Menge von Combinationen möglich gemacht, welche auf den Gang der Natur wie der Geschichte ein überraschendes Licht werfen.

Reflectiren wir zuerst auf das Local der Raçe, so finden wir sie zwischen dem Wendekreis des Krebses und des Steinbocks in einer schlechthin continentalen Situation. Afrika ist nächst Australien der am wenigsten entwickelte Welttheil. Die großen Südasiatischen Halbinseln und Archipel fallen zwar auch in die tropische Zone, haben aber durch die vielen Serraturen des Meeres, durch die Mannigfaltigkeit ihrer verticalen Erhebungen und Flußsysteme ein außerordentliches Gegengewicht gegen den Druck der Sonne. Amerika lagert zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem Aequator nur einen schmalen Landstrich und einen großen Archipel hin; die Südhälfte fällt mit dem Maximum ihres Areals zwischen den Aequator und den Wendekreis des Steinbocks, hat aber, wie Südasien, mächtige Gebirgsketten und reiche Wassersysteme. Afrika dagegen bietet die breite Brust dem directen Sonnenstrahl in der größten Ausdehnung, ohne durch bedeutende Einschnitte des Meeres, durch weitverzweigte Alpenlandschaften, durch kraftvolle Stromsysteme reagiren zu können. Ritter im ersten Band seiner Erdkunde hat uns von Afrika das Bild entworfen, daß es ein Stamm ohne Glieder sei. Man kann sich nicht treffender darüber ausdrücken. Es ist das Land derjenigen Monotonie, welche durch stete Wiederholung derselben

kleinen Contraste entsteht. Hochland und Tiefland wechseln mit demselben Parallelismus. In Ansehung des ersteren scheint die Voraussetzung von einem Alpenzuge zwischen Habesch und dem westlichen Sudan, welche auch bei Ritter sich noch findet, noch sehr der Bestätigung zu bedürfen. Neuere Forschungen neigen sich mehr zur Annahme eines Flachlandes, worin auch die großen hypothetischen Seen, wie der Tsad im östlichen Sudan, der Morawi u. s. f. eher zu colossalen Versumpfungen werden. Man kann nun die Aethiopische Raçe allerdings als die des Welttheiles bezeichnen, den wir Afrika nennen, allein wir dürfen nicht vergessen, daß diese Bezeichnung eines Welttheils viel Schwankendes hat. Nicht in mathematisch geographischer Beziehung, wohl aber, wenn es sich um die physikalische Beschaffenheit handelt. Herodot rechnete bekanntlich Aegypten zu Asien und in der That ist das ganze Ländergebiet vom alten Meroë bis zum Nildelta hin völlig abweichend von dem übrigen Afrika und stimmt viel mehr mit der Indischen Natur überein. Umgekehrt haben daher Neuere Arabien zu Afrika rechnen wollen, weil es ganz die Symmetrie seiner Terrainformen im Gegensatz eines mäßigen Hochlandes gegen das Vorherrschen der horizontalen Bildung zeige, ohne daß die Ebene durch Ueberfluß an Dammerde zum Ackerbau lockte, sondern durch einen allwärts hin getriebenen Flugsand im Gegentheil als dessen Feindin sich beweist. Hierzu gesellen sich auch noch sprachliche Gründe. Die Sprache der Kaffern, des bedeutendsten

Stammes auf Afrika's Südostküste, soll mit der Arabischen viel Verwandtschaft haben. So wenig als man die Habessinier, Nubier, Aegyptier oder Kopten zur Aethiopischen Raçe zählen kann, eben so wenig die Bewohner des Nordrandes von Afrika. Die Autochthonen desselben haben ihren Sitz in dem Hügel- und Bergzuge, der von der Lybischen Wüste bis nach Marokko streicht. An der Küste, nördlich vom Atlas, haben die Völker im buntesten Gemisch gewechselt. Phönicier, Römer, Vandalen, Araber, Spanier, Franzosen, sind sich hier gefolgt. Die Bergwohner sind, unter verschiedenen Namen, dieselben geblieben, als Amazirghen, Schillugh's oder, wie unser heutiger Zeitungsname ist, Kabylen. Das Local, in welchem wir in Afrika die eigentlich Aethiopische Raçe treffen, ist der Sudan. Dieser Name bezeichnet das innere Afrika im Gegensatz zu seinen Küstenländern. Er ist eben so zum Collectivum geworden, als der Name Aethiopisch, womit die Alten den seßhaften Neger von den bräunlichen, hageren, beweglichen Wandervölkern der Wüste unterschieden, die sie unter der Benennung Lybier zusammenfaßten.

In der Aethiopischen Raçe selbst zeigen sich abermals die größten Verschiedenheiten. Je näher dem Aequator, je mehr in der Tiefebene wohnend, um so schärfer markiren sich ihre Eigenthümlichkeiten, die Schwärze der Haut, die Krausheit des Haars, die wulstige Symmetrie der Glieder. Je weiter nach den Wendekreisen hin oder je mehr in ein Hochland hinauf, um so mehr verlieren

sich jene Züge. Der Bau wird schlanker, in sich mannigfaltiger; das Haar wird weicher, fadenartiger und die Farbe fällt bald mehr in das Graue, bald mehr in das Braune. Die Tuariks und Tibbo's in der großen Wüste, die Mandingo's und Fuhla's in dem Senegambischen Hochlande, die Aſhante's an der Guineaküste, die Kongoneger u. s. f. weichen körperlich und geistig auf das Mannigfaltigste von einander ab. Der Typus der Raçe findet sich auch außer Afrika auf einigen Inseln des Südindischen Archipels, auf Vandiemensland oder Tasmanie, insbesondere aber auf Neu-Guinea und den umliegenden Eilanden. Die negerhafte Bildung dieser tief versunkenen Stämme hat die Benennung Negrito's erzeugt. Jetzt wird die Benennung derselben als Papu's herrschend und die Franzosen nennen Neu-Guinea schon Papuasien. Die allgemein charakteristischen Züge der Organisation faßt Carus im ersten Bande seiner Physiologie, worin er die Aethiopische Raçe, die im hellsten Lichtmeer lebende, als die Nachtseite der Menschheit aufstellt, folgendermaaßen zusammen: „Die nächtlich dunkle Färbung ist Allen charakteristisch. — Ueberall starke gekohlte Absonderungen in der Haut und starke Hautausdünstung. Die gekohlten Absonderungen in der Haut beginnen schon im Fötusleben — ich habe einen viermonatlichen Negerembryo vor mir, an welchen am Unterschenkeln und Genitalien schon die dunkle Färbung angefangen hat. Das Haar ist ebenfalls voll kohligter Ablagerung und im stärksten Sinne spiralig gedrehet

(Wollhaar). — Das Skeleton eigentlicher Neger ist sehr weiß, die breiten sehr weißen Zähne der vordern Kieferränder schief vorstehend, die Bögen der Schädelwirbel auffallend klein und schmal, die des mittleren Schädelwirbels verhältnißmäßig zu den andern besonders breit. Die Bögen der Antlitzwirbel (Nasenknochen und Knorpel) platt, dafür die Rippenknochen derselben Wirbel (Ober- und Zwischenkiefer) vorgeschoben, welcher Bildung die Kopfgliedmaße (der Unterkiefer) am Vorderrande entspricht. Auch im Becken zeigt sich (nach Wrolik) das Vorgeschobensein des Vorderrandes dieser Urwirbelbögen an der Schamfuge, weshalb die Conjugaten im Verhältniß zum Querdurchmesser größer werden. — Alles noch entfernte Annäherung an Thierbildung. — Vorherrschen heftiger Leidenschaftlichkeit, starke Ernährung, selbst bei mäßiger Stoffaufnahme, große Geschlechtskraft der Männer (Meyer fand im Penis des Negers selbst eine knorpliche Andeutung des Ruthenknochens bei Thieren) und starke Fruchtbarkeit der Weiber (auch hier vermehrte Vegetation in der Geschlechtssphäre durch Wucherung der Hinterbacken und der Nymphen bei Hottentottinnen angedeutet), verbunden mit geringer Anlage zu feiner wissenschaftlicher Entwicklung und zu freier organisirtem Staatsleben, welches sich über das roh Despotische noch nirgends erhoben hat, charakterisiren die Aethiopischen Stämme und in ihnen die Nachtseite der Menschheit."

So weit Carus. Ich glaube, die Eigenthümlichkeit der Negerrace mit einem negativen Ausdruck erschöpfen

zu können, so weit, bei unserer geringen Kenntniß Afrika's, so etwas überhaupt möglich ist. Sie ist die geschichtslose Raçe. Der Geist ist in ihr noch in der Natur befangen.

Sie steht in ihrem Habitus dem thierischen Typus noch am Nächsten; sie ist also schon äußerlich als die unterste zu setzen. Die Natur überläßt dem Thier nichts mehr. Sie schafft es vollendet. Der Neger bedarf in seiner Gluthzone keiner Kleidung und sein Wollhaar keiner Gestaltung. Es ist schon gestaltet und fordert nicht, wie das schlichte und langwachsende, zur Pflege auf. Die Natur bringt die Gattung in tausenden von Exemplaren hervor, die gegen einander gleichgültig sind, außer wo es wiederum der Gattung gilt, in der Befriedigung des Geschlechtstriebes. So ist auch der Neger gegen das Individuum im Durchschnitt gleichgültig. Es hat für ihn nur einen endlichen Werth. Die Zeugungslust und Zeugungskraft sind in ihm so groß, daß ein Menschenleben von ihm nur gering angeschlagen und daher auch in seinen Kriegen auf daß Maaßloseste verschwendet wird. Weil die Individuen als natürliche schon fertig sind, so ist auch ihre Oberfläche nicht eine solche, welche die innere Bewegung sogleich verriethe, welche den Wechsel der Affecte unmittelbar durchschimmern ließe. Auf der weißen Haut des Kaukasiers zeichnet sich im Erröthen und Erbleichen in unendlichen Uebergängen das Spiel der Stimmungen, der inneren Zustände. Die Schwärze des Negers aber macht ein solches Erscheinenlassen der

selben unmöglich und beschränkt es auf den Spiegel des Auges.

Die Natur kennt ferner nur die Gegenwart. Sie hat allerdings Vergangenheit und Zukunft, allein sie hat so wenig eine Erinnerung dessen, was sie war, als eine Voraussicht, eine Ahnung dessen, was sie sein wird. Das Selbstgefühl, aber nicht das Selbstbewußtsein, ist ihr Culminationspunct. So ist auch der Neger ganz in die Gegenwart verloren. Er ist der Sanguiniker der Raçen. Wie dies Temperament oder das Kindesalter des Menschen, in welchem der nämliche Typus herrscht, vom Moment gefesselt wird, wie es sich reflexionslos im Strom der jedesmaligen Umgebung treiben läßt, so ist auch der Neger in sich ohne Widerstandskraft gegen den Augenblick. Er läßt sich in Alles ein, was ihm nahe kommt; er geht im schnellsten Tempo in die widersprechendsten Stimmungen über; er weint plötzlich aus dem Lachen und lacht aus dem Weinen heraus; er hat jetzt schon wieder vergessen, was er eine Minute zuvor wollte. Er ist daher gesellig, denn die Geselligkeit fordert ein gegenwärtiges Interesse, allein seine Geselligkeit ist wegen ihrer Abstraction von Vergangenheit und Zukunft ohne tieferen Inhalt; sie ist die kindlich kindischste Plauderei. Nichts liebt der Neger mehr als den Tanz; er geht ganz in ihn auf. Während das Tanzen in Europa immer langweiliger wird, indem zwar noch die Damen, nicht aber die Herren lebhaften Antheil daran zu nehmen und den erstern nur ein Opfer der Gefälligkeit zu bringen

scheinen, schwelgt der Neger in der Sinnlichkeit des Tanzgewoges und soll den Walzer insbesondere in Amerika mit hinreißender Ueppigkeit tanzen.

Diese heitere Schilderung paßt allerdings hauptsächlich auf den Neger, wie er noch nicht mit dem Europäer in dauernden Verkehr getreten ist, auf den Binnenneger. Der Küstenneger ist durch die Gewinnsucht des Handels, den er betreibt, zurückhaltend, schlau, lügenhaft, berechnend geworden. Merkwürdig ist es, daß der Binnenneger sich auch als arbeitsam zeigt, während der Küstenneger die Faulheit liebt.

Weil der Neger nur in der Gegenwart lebt, so kommt er nicht zu einem Niederschlag seines Daseins in erinnerungsvollen Werken. Als der natürliche Mensch der Weltgeschichte ist der Inhalt seines Geistes auch noch vorzugsweise die Natur selbst. Der Geist ist nur, was er thut. Im Neger thut er aber noch so gut als nichts. Es ist zum Erstaunen, daß in einem Welttheil von 600,000 Quadratmeilen, in einem Welttheil von solcher Menschenfülle, daß er jährlich über 300,000 als Sclaven sich kann entziehen lassen, der Geist kein Resultat, keine Erfindung, keine eigenthümliche Staatsform, keine besondere Kunst, keine geordnete Religion, geschweige denn Wissenschaft, hervorgebracht hat. Der edle Abbé Grégoire gab sich bekanntlich in einem eigenen Buche die Mühe, darzuthun, daß der Neger an intellectueller Fähigkeit keiner Raçe nachstehe und sprach sogar, in Bezug auf die Lieder der Negerstämme, von einer Literatur der-

selben. Allein das eben ist ja die merkwürdige Thatsache, daß sie ihre Möglichkeit, deren Realität an sich nicht zu bezweifeln steht, nicht zur Wirklichkeit gebracht haben. Die Negerstämme bekriegen sich unter einander, wie sich Thiergeschlechter bekämpfen; ihr Fanatismus ist bestialisch; nur die Knochenreste der Gefressenen bezeichnen die Schlachten. Die Motive zum Kriege sind noch zu roh, zu materiell, als daß ein Gedächtniß für seinen Verlauf sich bilden könnte. Es gilt, eine Quelle, einen Fluß des bloßen Wassers wegen in Besitz zu bekommen; oder Viehheerden weg zu treiben; oder Sclaven weg zu fangen. Das Letztere besonders ist seit dreihundert Jahren auf der Westseite Afrika's der Grund der furchtbarsten Zerrissenheit des Binnenverkehrs. Alle Straßen sind durch den Sclavenraub unsicher gemacht. Das ärgste Mißtrauen trennt die Horden von einander. Wie der Flugsand der Wüste leicht beweglich ist, so schieben sich auch die Stämme hin und her; und wie die tropische Pflanzenwelt nach der Regenzeit mit dem üppigsten Reichthum zauberschnell dasteht, so breitet sich oft in wenigen Jahrzehenden ein Stamm, von dem man früher nie gehört hatte, in günstiger Gegend durch seine wuchernde Zeugungskraft zu einer unermeßlichen Population aus. So ist jetzt z. B. einer der bedeutendsten Stämme, welcher den Engländern sehr viel zu thun gemacht hat, und noch mehr zu thun geben wird, der der Ashante's. Vergeblich fragt man aber nach der Geschichte dieses körperlich und geistig höchst vortheilhaft ausgestatteten kriegerischen Stammes; erst

durch die Berührung mit den Engländern, erst unter dem Könige Sai Tutu Quamina scheint in den letzteren Decennien ein historisches Bewußtsein in ihm zu erwachen. Alles frühere ist dunkel und ungewiß. Die Reisenden berichten uns von den verschiedenen Staatsformen, welche in den Negerreichen zu treffen wären; es fehlt darin keine einzige; unbedingte und bedingte Monarchieen, Wahlmonarchieen, Aristokratieen, Republiken, gemischte Verfassungen werden aufgezählt. Allein man muß bei diesen Ausdrücken alle Vorstellungen beseitigen, die wir aus der Geschichte des Orients und Occidents damit zu verbinden gewohnt sind. Es ist nichts weniger, als ein wahrhaft politisches Bewußtsein damit verknüpft, sondern man hat sich die lockerste Formation eines ungefähren Zusammenhanges darunter zu denken, wie dies nicht anders sein kann, wo das Grundelement der Staatenbildung, die Familie, noch auf einer so niederen Stufe steht, wo die Willkür des Affects das Menschenleben rücksichtslos verwüstet, wo der Mensch nur als sinnliches Individuum gilt und daher wie das Thier vom Menschen als Speise verzehrt wird und wo endlich die Zauberei des Fetischismus alle Verhältnisse eines organisirten Daseins durchbrechen und sie plötzlich in einen chaotischen Zustand zurückwerfen kann. Welche Vorstellungen machte man sich nicht von Timbuktu! Man meinte, diese so weit hin, durch ganz Afrika genannte Stadt, das Centrum der größten Caravanenzüge, müßte prachtvoll und überraschend sein, müßte ganz neue Blicke in die Cultur von Inner-

afrika werfen lassen. Ein Franzose Caillé ist vor mehreren Jahren endlich bis nach Timbuktu gekommen; überrascht ist er, allein nicht durch die Schönheit, nicht durch den Culturstand der Stadt, sondern im Gegentheil durch ihre Armseligkeit und Nüchternheit. In einer großen Ebene fand er eine Menge hüttenartiger Häuser und nicht die geringsten Spuren höherer Bildung. Caillé's Berichte sind von den Engländern stark angezweifelt worden; allein sie stimmen mit den Erfahrungen der Gebrüder Lander, welche den Quorra oder Nigerstrom aufwärts gingen und tief in Afrika eindrangen, vollkommen überein. Diese fanden allerdings eine ganz andere Natur, als sie erwartet hatten. Die schönsten Wiesen und Wälder, die anmuthigsten Hügelketten entzückten sie oft und nur das Fehlen aller Singvögel gab den reizenden Gegenden für sie etwas höchst Trauriges; allein der Mensch, obwohl gutartiger, als der Küstenneger des oberen Guinea, war überall in der Kindheit. Afrika ist heute noch, wie es vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden war. Wie die Portugiesen, die zuerst in reißender Schnelligkeit vom Cap Bojador um das Cap der guten Hoffnung bis zum Cap Guardafui die Küsten sich unterwarfen, uns die sogenannten Staaten von Bénin, Dahomey, Loango, Angola, Benguela u. s. f. geschildert haben, so sind sie ziemlich noch heute. Die heftigsten Erschütterungen verlaufen sich, wie die zur Regenzeit oceanhaft angeschwollenen Ströme rasch im Sand versickern, ohne Resultate. Wir müssen schließen, daß im sechszehnten Jahrhundert

die räuberischen Gallashorden, die seit jener Zeit zur unaufhörlichen Plage der herrlichen Alpenvölker von Habesch geworden sind, vielleicht von der Westküste quer durch den ganzen Welttheil hin das größte Durcheinander der Stämme, eine Völkerwanderung hervorbrachten. Wer zeichnet aber in Afrika so etwas auf? Erst in Aegypten nimmt Klio recht zum Contrast einen granitnen Griffel! Die radicale Vertilgungsmanier, mit welcher die Kriege geführt werden, fördert die Gedächtnißlosigkeit außerordentlich. Bodwich, der Gesandte der Briten, von Cap Coast an den vorhin erwähnten Sai Tutu Quamina, kam auf seiner Reise Tage lang durch Striche, welche im blühendsten Zustand gewesen, von den Ashantes aber auf viele Meilen hin bis zur Unkenntlichkeit im Krieg verödet waren.

Daß also die Negerraçe die geschichtslose ist, dürfen wir wohl nicht bezweifeln und könnte noch durch eine Menge von Thatsachen im Detail bestätigt werden, z. B. durch die Art und Weise, wie in der Tradition bei ihr sich etwas entstellt. Die Portugiesen haben sich in Afrika schlecht, mit der niedrigsten Habsucht und Grausamkeit benommen; sie haben gewiß das Christenthum im höchsten Maaße oberflächlich überliefert. Dennoch ist es charakteristisch, daß in Kongo jede Deutung christlichen Ceremoniels in dem Grade bei einigen Stämmen wieder ausgegangen ist, daß das Kreuz zum Fetisch geworden ist und Leute, die mehre Frauen und ein Halbdutzend Beischläferinnen haben, mit der größten Naivetät sich den Titel: christliche Priester, beilegen.

afrika werfen lassen. Ein Franzose Caillé ist vor mehren Jahren endlich bis nach Timbuktu gekommen; überrascht ist er, allein nicht durch die Schönheit, nicht durch den Culturstand der Stadt, sondern im Gegentheil durch ihre Armseligkeit und Nüchternheit. In einer großen Ebene fand er eine Menge hüttenartiger Häuser und nicht die geringsten Spuren höherer Bildung. Caillé's Berichte sind von den Engländern stark angezweifelt worden; allein sie stimmen mit den Erfahrungen der Gebrüder Lander, welche den Quorra oder Nigerstrom aufwärts gingen und tief in Afrika eindrangen, vollkommen überein. Diese fanden allerdings eine ganz andere Natur, als sie erwartet hatten. Die schönsten Wiesen und Wälder, die anmuthigsten Hügelketten entzückten sie oft und nur das Fehlen aller Singvögel gab den reizenden Gegenden für sie etwas höchst Trauriges; allein der Mensch, obwohl gutartiger, als der Küstenneger des oberen Guinea, war überall in der Kindheit. Afrika ist heute noch, wie es vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden war. Wie die Portugiesen, die zuerst in reißender Schnelligkeit vom Cap Bojador um das Cap der guten Hoffnung bis zum Cap Guardafui die Küsten sich unterwarfen, uns die sogenannten Staaten von Bénin, Dahomey, Loango, Angola, Benguela u. s. f. geschildert haben, so sind sie ziemlich noch heute. Die heftigsten Erschütterungen verlaufen sich, wie die zur Regenzeit oceanhaft angeschwollenen Ströme rasch im Sand versickern, ohne Resultate. Wir müssen schließen, daß im sechszehnten Jahrhundert

die räuberischen Gallashorden, die seit jener Zeit zur unaufhörlichen Plage der herrlichen Alpenvölker von Habesch geworden sind, vielleicht von der Westküste quer durch den ganzen Welttheil hin das größte Durcheinander der Stämme, eine Völkerwanderung hervorbrachten. Wer zeichnet aber in Afrika so etwas auf? Erst in Aegypten nimmt Klio recht zum Contrast einen granitnen Griffel! Die radicale Vertilgungsmanier, mit welcher die Kriege geführt werden, fördert die Gedächtnißlosigkeit außerordentlich. Bodwich, der Gesandte der Briten, von Cap Coast an den vorhin erwähnten Sai Tutu Quamina, kam auf seiner Reise Tage lang durch Striche, welche im blühendsten Zustand gewesen, von den Ashantes aber auf viele Meilen hin bis zur Unkenntlichkeit im Krieg verödet waren.

Daß also die Negerraçe die geschichtslose ist, dürfen wir wohl nicht bezweifeln und könnte noch durch eine Menge von Thatsachen im Detail bestätigt werden, z. B. durch die Art und Weise, wie in der Tradition bei ihr sich etwas entstellt. Die Portugiesen haben sich in Afrika schlecht, mit der niedrigsten Habsucht und Grausamkeit benommen; sie haben gewiß das Christenthum im höchsten Maaße oberflächlich überliefert. Dennoch ist es charakteristisch, daß in Kongo jede Deutung christlichen Ceremoniels in dem Grade bei einigen Stämmen wieder ausgegangen ist, daß das Kreuz zum Fetisch geworden ist und Leute, die mehre Frauen und ein Halbdutzend Beischläferinnen haben, mit der größten Naivetät sich den Titel: christliche Priester, beilegen.

Soll nun aber die Negerraçe ohne Geschichte bleiben? Sollen die Neger auf immer zur Lakaienschaft bei den geschichtlichen progressiven Nationen bestimmt sein? Das ist nicht zu glauben. Die Weltgeschichte nimmt sich Zeit. Daß diese Raçe aus sich heraus zu keiner Bildung, zu keiner Continuität ihrer Zustände gelangen werde, scheint sie erprobt zu haben. Die nothwendige Consequenz ist demnach die Erziehung von Außen her. Und zwar auf doppeltem, einem positiven und negativen, Wege in und außer Afrika durch Religion und Sclaverei.

In Afrika sehen wir einer Civilisation einerseits durch den Islam, anderseits durch das Christenthum entgegen. Der Islam ist den Negervölkern zugänglicher, als das Christenthum, weil er leichter aufzufassen ist und die Polygamie gestattet. Der letztere Punct ist ein sehr wesentlicher. Die Sinnlichkeit des Negers übersteigt Alles. In Timbuktu soll das Klima so aufregend sein, daß der Mann im achtzehnten Jahr heirathen muß; je mehr Frauen, desto besser. Auf den Amerikanischen Pflanzungen macht nichts so viel Noth, als die Wollust der Neger. Trotz der härtesten Züchtigungen, nach dem mühsamsten Tagewerk, auch verheirathet, laufen sie des Nachts meilenweit zu ihren Schätzchen und sind auch während der Arbeit, da beide Geschlechter bei ihr zusammen sind, beständig mit ihren Liebesintriguen beschäftigt. Der Islam ist im nördlichen Afrika bereits als die herrschende Religion anzusehen; er muß sich natürlich manche Coalitionen mit dem Fetischismus gefallen lassen. Die

Mandigoneger, welche die liebenswürdigsten, gesittetsten aller Negerstämme sind, überall Staatenvereine zu bilden, Menschenopfer u. dgl. abzuschaffen suchen, und welche man die Hindus von Afrika genannt hat, sind die eifrigsten Propagandisten des Muhammedismus. Das Christenthum schleicht von den Europäischen Ansiedlungen an den Küsten sehr langsam sich ein; die größten Erwartungen in dieser Hinsicht hat in der neueren Zeit die Colonie von freigemachten Negersclaven erregt, welche von den Nordamerikanern in Liberia angelegt ist und bereits über 6000 Köpfe zählt. Wie langsam auch diese Fortschritte seien; sie sind doch der Anfang zur Integration der Negerraçe in die ihrer selbst bewußt gewordene Menschheit und es läßt sich ein Krieg zwischen den Christen und Muhamedanern in Senegambien vorhersehen, der für Afrika den Grundstein wahrhaft historischer Erinnerungen legen wird.

Die andere Form der Heranbildung der Aethiopischen Raçe zur Continuität des geschichtlichen Lebens ist die Sclaverei derselben. Die Ausführung von Negersclaven nach dem Orient, die Sclaverei, welche in Afrika selbst bei vielen Stämmen herrscht, würde dies freilich nicht vermögen, denn auf jenem Wege vereinzeln sich die Neger zu sehr und auf diesem kann sich der Gegensatz der Freiheit und Unfreiheit nicht schroff genug entwickeln. Die massenhafte Ausführung der Neger nach Amerika und der Contrast mit andersfarbigen Herrn zusammen ist dagegen eine gute Einleitung dazu, sie zum Selbstbe-

wußtsein zu zwingen. Der grausamste Druck ist nothwendig, um den Neger zum energievollen Festhalten der Freiheit, zum Begriff derselben zu bringen. In seiner lieben Natürlichkeit kommt er nicht dazu. Die tiefste Erniedrigung hat ihn zu dieser Höhe erziehen müssen. Dadurch, daß man ihn als Thier behandelte, hat man ihn zum Bewußtsein gebracht, Mensch zu sein. In der neuen Welt ist der älteste Sprößling der alten in sich gegangen; im insularen und peninsularen Terrain hat sich der Continentalsohn aus seiner knabenhaften Zerstreutheit zum Mannesernst zusammengenommen. Als selbst geschichtslos haben die geschichtlichen Völker ihn rücksichtslos für sich verwendet. Ein Sclav hat keine Geschichte, weil er keine That vollbringen kann. Nur sein Herr ist die historische Person; er das zufällige Accidens derselben. Auf den Westindischen Inseln, in den südlichen Staaten Nordamerika's, wird die Erscheinung dieses Verhältnisses dadurch recht burlesk, daß man die Neger insgemein mit antiken Götter- und Heroennamen bezeichnet. So ein Vulcan, Pluto, Herkules u. s. f. ist ein rechtes Gegenstück zu der Quäkermanier, das Gesinde mit christlichen Tugenden zu benamsen, so daß Liebe milcht, Glaube buttert u. s. w.

Es würde zu weit führen, hier die Emancipationsfrage aufzunehmen. Daß die Neger frei werden, ist gewiß. Die Formen der Freilassung wie die Folgen derselben sind dagegen noch sehr ungewiß. Daß die Neger frei sein können, haben sie auf Hayti gezeigt. Sie haben

hier, was sie in ihrer alten Heimath nirgends erreichten, einen freien Staat geschaffen, der nun ein für allemal in das System der Geschichte aufgenommen ist. Der Kampf der Raçen und ihre Mischung muß in Amerika Phänomene erzeugen, wie sie im bisherigen Gang der Geschichte noch gar nicht vorgekommen sind. Abgesehen davon, daß die Emancipation in den Principien der Europäischen Cultur liegt, die in Amerika durch Einführung der Sclaverei mit sich selbst in Widerspruch gerathen ist, so hat es auch den Anschein, als wenn die Wichtigkeit der Amerikanischen Pflanzungen durch die Erfindung des Runkelrübenzuckers, der den Zuckerbedarf Europas von der Colonialproduction unabhängig zu machen anfängt, einen großen Stoß bekommen werde, so daß man nicht mehr so vieler Arbeiter als bisher bedürfen wird, die Einführung der Sclaven dadurch sich vermindern und die organische Freilassung derselben sich beschleunigen muß. Daß es ein Vorurtheil gewesen, zu meinen, der weiße Arbeiter leiste nicht so viel, als der schwarze, haben eine Menge Versuche dargethan. Der freie weiße Arbeiter leistet sogar mehr. Würde also der Sclavenhandel, der aller Verbote zum Trotz, noch immer stark getrieben wird, ganz eingehen, so würden damit zugleich für die Europäischen Auswanderer sich neue Aussichten gestalten, denn der einheimische Indianer ist zwar ein trefflicher Jäger, aber in seinem melancholischen Stolze ein ganz unbrauchbarer Feldarbeiter.

III.

Die Knotenlinie von Maaßverhältnissen.

Vortrag in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg am 10. März 1843.

Hochgeehrte Herren!

Indem ich, seit vier Jahren, wieder einmal diese Stätte betrete, ermangele ich der Zuversicht, welche mich bei frühern Vorträgen unterstützte, die Ihnen hier mitzutheilen mir vergönnt war. Ich habe seit jener Zeit die Schwierigkeiten, welche mit der philosophischen Erkenntniß der Natur verbunden sind, viel genauer einsehen gelernt. Eine solche Einsicht macht aber schüchterner. Und wie muß die Schüchternheit sich steigern, wenn ich bedenke, daß Sie von diesem Pult herab durch Männer belehrt zu werden gewohnt sind, welche die Literatur in den Fächern, die von denselben bearbeitet werden, zu ihren glänzendsten Namen zählt! Sie, meine Herren, sind gewohnt, hier die Darstellung wichtiger Phänomen und neuer Ent-

deckungen aus allen Gebieten der Natur von exacten Forschern zu vernehmen, die zur Meisterschaft der Sprache noch den zauberischen persönlichen Reiz fügen, oft selbst die ersten gewesen zu sein, welche den Heimlichkeiten der Natur, die uns von ihnen enthüllt werden, als glückliche Beobachter und Erfinder lauschten! Nur das Bewußtsein, einen Gegenstand zu verhandeln, welcher in der That von Seiten der Naturwissenschaft eben so viel Aufmerksamkeit, als von Seiten der Philosophie verdient, einen Gegenstand, der noch in der Verhandlung schwebt, läßt mich den Muth gewinnen, es neben jenen Männern zu wagen. Mögen Sie, Verehrteste, meinen Versuch mit gütiger Nachsicht begleiten.

Der Ausdruck, Knotenlinie von Maaßverhältnissen, der vielleicht Manchem von Ihnen fremd und parador klingen wird, ist von Hegel in die Metaphysik eingeführt worden. Der Ausdruck: Knotenlinie, für sich, gehört seinem Ursprunge nach der Astronomie an. Sie nennt so bekanntlich die gerade Linie, welche die beiden Puncte verbindet, in denen die Mondbahn die gegen sie geneigte Erdbahn durchschneidet. Diese Puncte selbst heißen Knoten. Auch die Planeten bilden mit der Ekliptik ähnliche Knoten; die des Mondes gehen in einem Verlauf von 19 Jahren durch alle Zeichen des Thierkreises. Sodann ist der Ausdruck: Knotenlinie in der Wellentheorie angewendet worden. Wir nennen hier namentlich die im Entstehen vergehenden aber im Vergehen zugleich wiederentstehenden Grenzen der Wellenberge und

Wellenthäler Schwingungsknoten und unterscheiden die stehenden von den fortschreitenden.

Der andere Ausdruck: Maaßverhältnisse, bedarf keine Erläuterung für sich, nöthigt aber zu einer kurzen Erinnerung an die Geschichte, welche den Begriff des Maaßes selbst bisher gehabt hat. Die Einführung dieses Begriffs in die Philosophie gebührt den Hellenen, welche im Verhältniß zum Unmaaß der Orientalen selbst das Volk des Maaßes waren. Ihre Religion war mit sinnigen Anschauungen der heiligen Nothwendigkeit des Maaßes erfüllt. Der Volksmund verarbeitete diese Kategorie in gnomischen Wendungen, und schon von einem jener sogenannten sieben Weisen ward als Inbegriff seiner Weisheit, das *μηδεν ἀγαν* überliefert:

Maaß zu halten ist gut, spricht Kleobulos von Lindos.

Alle Bemühungen der Jonischen Philosophen, der Pythagoräer und der Atomistiker gingen auf die Erkenntniß der qualitativen, elementarischen Einfachheit und der quantitativen Modification derselben, bis die Sophisten den Begriff des Maaßes in den subjectiven Zweck, d. h. in die an sich unbestimmte Nützlichkeit versetzten und Protagoras bekanntlich den Menschen in diesem Sinn äußerlicher Relativität zum Maaß aller Dinge machte. Derjenige, welcher die objectiven Bestimmungen des Maaßbegriffes, wie sie vorzüglich der Pythagoräischen Schule verdankt wurden, mit der subjectiven Wendung, welche dieser Begriff durch die Sophisten erhalten hatte, ausglich, war Platon, durch die ausführliche Unter-

suchung desselben im Dialog Philebos. Er stellte das Maaß als die Einheit der qualitativen und quantitativen Bestimmtheit dar. Die erstere nannte er πεϱας, weil sie jedes Dasein von jedem andern durch und durch unterscheidet. Die zweite nannte er ἄπειϱον, weil sie an sich unbestimmt und als das Mehr oder Weniger, das Größer oder Kleiner, Früher oder Später, Oefter oder Seltener, schlechthin veränderlich ist. In der Manier des Sokrates, der auch hier der Musagetes des Dialogs, geht Platon von sophistisch subjectiven Bestimmungen aus, vom Begriff der Lust und Unlust. Die wahrhafte Lust, welche nicht in die Unlust umschlagen kann, ist als die maaßvolle auch das Gute; die sinnliche und zufällige Lust, welche sich in die Unlust verkehren kann, ist als die an sich maaßlose auch das Nichtgute. Von diesem Anfang erhebt sich Platon allmälig bis zu den tiefsten metaphysischen Begriffen. Er unterscheidet sehr scharf das äußerliche Maaß, den Maaßstab, und das in dem Wesen der Dinge selbst begründete Maaß. Die Künste zerlegt er in die unzuverlässigen und zuverlässigen und versteht unter letzteren die Rechen-, Meß- und Wägekunst. Diese theilt er wiederum in die gemeine, die sich mit dem Besondern und Wirklichen beschäftigt, mit dem Zählbaren, wie die Handelsleute, und in die philosophische, die sich nur mit gleichen Größen, mit den Zahlen an sich, beschäftigt. Diese Kunst üben nach ihm die eigentlich Wissenschaftlichen. Zuletzt zeigt Platon den Zusammenhang auf, worin der Begriff des Maaßes

mit dem Begriff der Vernunft steht, welche nämlich sein Princip ist und in ihm sich realen Ausdruck giebt. Diese Auseinandersetzung des Maaßbegriffs ist bis auf heute unerschüttert geblieben. Der erste Theil der Hegel'schen Logik stimmt wesentlich damit überein. Bei den Alten war es vorzüglich Proklos im fünften Jahrhundert nach Christus, welcher die Platonische Dialektik des Begrenzten, des Unbegrenzten und ihrer Mischung im Maaße mit wahrhaftem Tiefsinn aus einander setzte und diese Erkenntniß Theologie nannte.

Während des Mittelalters ward der Begriff des Maaßes philosophisch nicht weiter entwickelt. Die Bauhütten erhielten einige mystische Ueberlieferungen in Betreff der architektonischen Maaßbestimmungen, welche zu Theil in die Symbolik der Rosenkreuzer, der Freimaurer und anderer geheimer Gesellschaften übergegangen sind. In der mystischen Naturwissenschaft lag der Trieb, ihre Unbestimmtheit durch die Reflexion auf die Zahl zu beschränken. Die Hemmung, welche hierbei einzutreten pflegte, war der Aberglaube, der sich an die Zahl heftete, der Wahn heiliger Zahlen. Das Wissenschaftlichste, was der Mystik hierin möglich war, leistete Jordano Bruno im sechszehnten Jahrhundert. Jacob Böhme dagegen verirrte sich in die groteskesten Arabesken, indem er die Maaßbestimmungen auf die figurativen Formen des Dreiecks, Quadrats und Kreises zurückzwängte, welche sich seiner scientifischen Halbbildung durch ihre sinnliche Anschaulichkeit empfahlen.

Leibnitz kann als derjenige betrachtet werden, der zwischen dieser mystischen und zwischen der späteren exacten Behandlung der Wissenschaft im Halbscheit steht. Bekannt genug ist sein auf eine Psalmstelle anspielender Ausspruch: Vetus verbum est, Deum omnia pondere, mensura, numero fecisse. Leibnitzens neuester und, in Ansehung der Kritik, erster Biograph, Guhrauer (Th. I. S. 332) sagt von dessen Bemühen, eine universelle Wissenschaft des Maaßes zu begründen: „Es steckt darin ein Ueberrest der mystischen Kabbalah, welche das Wesen der Dinge in die Zahlen setzte, wie denn Leibnitz, im Eingange des Aufsatzes: Geschichte und Empfehlung der allgemeinen Charakteristik, in deutlichen Worten die Zahl als das absolute Maaß alles Seins definirt, gewissermaaßen als eine metaphysische Figur, und die Arithmetik als die Statik des Universums."

Eine speculative Untersuchung des Maaßbegriffes selbst stellte erst wieder Lambert 1771 im zweiten Theil seiner Architektonik oder Theorie des Ersten und Einfachen, im 24 — 28sten Hauptstück an.

Die großen Entdeckungen, welche seit dieser Zeit auf dem Felde der Physik gemacht wurden, fügten zur quantitativen und mechanischen Auffassung der Natur, die bis dahin überwogen hatte, die nähere Erkenntniß der Qualität hinzu, so daß es zur Untersuchung des Verhältnisses beider Bestimmungen, der Qualität und Quantität, kommen mußte. Kant sah dies ein, hielt aber beide zunächst noch scharf auseinander und blieb in ihrer mehr

äußerlichen Beziehung stehen. Er ward zwar zur Dynamik fortgetrieben, erklärte aber zugleich das Wesen der Dinge an sich für unfaßlich und forderte für die Darstellung der Natur dennoch die Genauigkeit quantitativer Begrenzung. Von ihm, dem großen Testamentator der heutigen Philosophie, haben die Neueren auch das Problem geerbt, den Unterschied der Qualität und Quantität in ihrer immanenten Einheit zu fassen. Hegel hat diese Einheit das Maaß genannt und ist in der Entwicklung desselben, die er jedoch, wie er selbst bemerkt, nur erst in sehr allgemeinen Umrissen geben konnte, auf den Begriff von Reihen selbstständiger Maaße gestoßen, welche nicht nur einen quantitativen Fortgang, sondern in demselben auf bestimmten Puncten eine Veränderung der Qualität in sich schließt. Solche Reihen hat er Knotenlinien von Maaßverhältnissen genannt. Trendelnburg in seinen logischen Untersuchungen (I., 229) erklärt diesen Begriff nur für eine schöne Beobachtung, nicht für ein Resultat der dialektischen Ableitung. Ich hoffe jedoch, daß er mit diesem Tadel für Viele eher ein Lob, als einen Tadel ausgesprochen haben dürfte.

Nachdem ich Ihnen so in der Kürze den geschichtlichen Zusammenhang unserer Untersuchung angegeben habe, wende ich mich zu dieser selbst und brauche Sie wohl nicht erst besonders darauf hinzulenken, daß der Begriff der Veränderung von der größten Wichtigkeit für dieselbe ist, weil in der Veränderung das mit sich Ungleichwerden eines Daseins gesetzt ist. Denn wenn

ein Dasein sich in der Nurgleichheit zu sich verhält, so wird es kein anderes. Und wenn das Ungleichsein nicht in es selber fällt, sondern ihm äußerlich bleibt und nur als ein von ihm überhaupt verschiedenes Dasein existirt, so wird es auch kein anderes. Daraus folgt, das wir das Anderswerden als das Uebergehen des Daseins aus der Gleichheit mit sich in die Ungleichheit und als ein Zurückgehen der Ungleichheit mit sich in die Gleichheit zu denken haben. Die Veränderung ist also nicht Werden schlechthin, sondern bestimmtes Werden.

Das Werden selbst können wir uns als eine Reihe von sich folgenden Momenten denken, welche im Unterschied von einander discret, als Momente aber des Einen und selben Daseins continuirlich sind. Ob solche Reihen als unendliche in infinitum und damit in indefinitum fortlaufen, oder ob sie als endliche einen Punct des Nochnichtseins wie des Nichtmehrseins haben, hängt von der Beschaffenheit des Daseins ab.

Innerhalb der Reihe können wir uns das Verhältniß der Momente untereinander als ein solches denken, worin bestimmte Unterschiede gesetzt sind. Diese Bestimmtheit kann als einfachste die symmetrische sein, d. h. eine gewisse Anzahl von Momenten wird für sich als Einheit gesetzt und diese nämliche Anzahl in immer neuen Einheiten wiederholt. Die Continuität der Reihe an sich wird dadurch nicht aufgehoben. Die discreten Momente gehen in ihrer Punctualisirung unabhängig von jenen symmetrischen Abschnitten in einander über. Stel=

len wir uns als abstractes Schema die gewöhnliche Zahlenreihe vor, so ist sie an sich einfache arithmetische Progression. Nehmen wir nun aber irgend eine beliebige Anzahl, die Vier oder Fünf u. s. f., als Einheit, so verwandelt sich die Reihe in eine Reihe von solchen Einheiten, innerhalb welcher sich das Verhältniß der als ursprüngliches Maaß angenommenen Einheit zu sich selbst beständig erneuet. Die gleichförmige Wiederkehr derselben Grundbestimmung in der Zahlenreihe läßt die einzelnen Abschnitte selbst als Momente erscheinen, welche einerseits gegen einander discret, anderseits mit einander continuirlich sind. Den Punct nun des Ueberganges selbst aus einem Gliede in das andere können wir uns als den Knoten vorstellen, welchen die in den einzelnen Größen mit gleichgültiger Unterschiedlosigkeit sich fortziehende Reihe in sich selber knüpft. Der Fortgang der besondern symmetrischen Ganze kehrt in der Knotenlinie immer wieder zu dem Grundverhältniß zurück und ist doch zugleich für sich in den einzelnen Theilen nur ein Moment der totalen, in ungehemmter Stätigkeit progressiven Reihe. Die Trias, oder Tetras, oder Pentas u. s. f. bleibt in ihrem arithmetischen Verhältniß constant, wie oft sie auch wiederholt werde, und die Zahlenreihe selbst wird durch diese symmetrischen Gruppirungen an sich in ihrem einfachsten Verlauf nicht im Geringsten verändert.

Nur dann entsteht eine gewisse Veränderung des Verhältnisses, wenn eine Größe durch Selbstmultiplica-

tion zur Potenz wird. Dann ist zwar die Folge der Potenzen, der ersten, zweiten, dritten u. s. f., auch eine arithmetische Reihe, aber die Gleichheit der Einheit und der Anzahl läßt die Potenzen selbst nur als Product gleicher Factoren, mithin nicht durch Addition sich erzeugen. Die frühere Schellingsche Naturphilosophie dehnte den Begriff der Potenz auf Alles aus, weil sie ein und dasselbe Wesen, das Absolute, dadurch in seinem Selbstanderswerden ausdrücken wollte. Allein sie vergaß, die Sphäre dieses Begriffs auf solche Elemente zu beschränken, welche als einfache Factoren dargestellt werden können. Da, wo diese Möglichkeit aufhört, wird die Potenz zu einer bloßen Form, den Unterschied überhaupt auszudrücken. Die Strenge der Bestimmung verschwindet, und es bleibt nur der allgemeine Gedanke der Steigerung, des Aufwärtsgehen von einem relativ Niedrigerem zu einem relativ Höheren, welche an sich identisch sind. Daß aber die Potenzreihe nicht nur eine einfache lineare Continuität, sondern in derselben zugleich eine durch das Verhältniß der Factoren sich specificirende Reihe, also eine Knotenlinie von Größenbestimmungen sei, ist klar.

In aller mechanischen Bewegung hat deshalb die Pontenzirung eine unleugbare Wichtigkeit. Die Naturphilosophie hat sich in unserm Jahrhundert besonders viel damit abgegeben, die Planetenreihe als eine solche Knotenlinie zu fassen. Kepler mag in seiner Weltharmonie durch seine Vorliebe für die Pythagoräisch-Platonische Philosophie schon den Grund zu dieser Richtung gelegt

haben. Man sucht nämlich die Bahngestalt, die Geschwindigkeit, den Abstand, die Masse, die specifische Schwere und Dichtigkeit, so wie die individuelle Sphäroidformation der himmlischen Körper unseres Sonnensystems als die verschiedenen Seiten eines einzigen fundamentalen Maaßverhältnisses zu entwickeln. Man ist z. B. davon ausgegangen, daß man den Abstand des Mercur von der Sonne als 4 angenommen und diese Zahl sodann ihrer Multiplication mit 3 immer gleichmäßig hinzuaddirt hat, so daß die Entfernung der Planeten vom Mercur bis zum Uranus sich wie 4, 7, 10, 16, 28, 52, 100 und 196 verhalten. Gotthilf Heinrich v. Schubert in München hat sich nun in fast allen seinen Schriften damit beschäftigt, die mechanischen Maaßverhältnisse unseres Planetensystems mit den physikalischen in Uebereinstimmung zu bringen, und der bedeutendste der Schüler des jetzigen Schelling, August v. Schaden in Erlangen, hat im vergangenen Jahr in einem Werk über den Bau des Himmels, Orion von ihm betitelt, die Schubertschen Hypothesen weiter geführt. Sie erlauben, daß ich Ihnen an einem Beispiel wenigstens zeige, wie man sich hier die Specification der Reihe von einer Seite her gedacht hat. Man hat also angenommen, daß die Erde dasjenige Glied des Ganzen sei, welches die Eigenthümlichkeit aller übrigen in sich vereinige. Der Uranus, Saturn und Jupiter sollen nämlich diejenige Gruppe des Systems sein, in welcher die Mondbildung noch mit der Erdbildung im Kampf liegt. Hierauf soll in den

Asteroiden und im Mars der Gegensatz der vielmondigen Körper, die Mondlosigkeit folgen. Auf diese abstracte Erdentwicklung soll nun unsere Erde als derjenige Planet folgen, in welchem die Mond- und Erdformation zur vollendetsten Harmonie gelangt sei, weil sie nicht mehre Monde oder gar noch Ringe, wie der Saturn, weil sie auch nicht, wie die Asteroiden oder der Mars, gar keinen Mond, vielmehr gerade Einen solchen Trabanten hat. Venus und Mercur sollen daher zwar auch noch Erden sein, allein, wie August v. Schaden sich ausdrückt, schon überstürzte Erden, supertellurische Formationen. Die Sonne selbst aber als das Extrem zum Uranus soll sowohl gegen die planetarische als lunarische Bildung indifferent, daher als die allgemeine Neutralität beider Formen zwar der mechanische Centralpunct, nicht aber, wie die Erde Tellus, das Maximum der physikalischen Vollendung sein. Ich habe wohl nicht erst nöthig, dieser Probe naturphilosophischer Astronomie die Bemerkung hinzuzufügen, wie unbestimmt und gänzlich problematisch sie sei, obwohl Herr v. Schaden in den Beilagen seines Buchs nicht nur bekannte, sondern ausdrücklich auch unbekannte Thatsachen mittheilt. Sie werden so viel daraus entnehmen können, daß es der Philosophie nicht an reizenden Versuchungen fehlt, die Specification der Maaßverhältnisse am Himmel vorauszusetzen.

Der Zusammenhang des Quantitativen mit dem Qualitativen macht erst die Schwierigkeit, denn Großes überhaupt existirt in concreto nicht, vielmehr nur die Größe

eines in sich bestimmten d. h. qualitativen Daseins, so wie auch nmgekehrt ein solches nie ohne die Bestimmtheit seiner Größe existiren kann. Was wir im Denken allerdings auseinander zu halten vermögen, ist in der Wirklichkeit ungetrennt. Ein Quale ohne Quantität oder ein Quantum ohne Qualität sind bloße Abstractionen. Aber diese Einheit ist eben als reale eine der Veränderung fähige und diese Veränderung erscheint zunächst als die der Größe, welche die Eigenheit des Wesens noch unangetastet läßt und nur erst auf der formellen Oberfläche desselben vor sich zu gehen scheint. Die Veränderung der Größe als solche verändert nichts an der Sache, die vielmehr gegen das Mehr oder Weniger der Breite ihres Daseins sich mit Gleichgültigkeit waffnet, wie eine Pflanzenart z. B. von den Zwergexemplaren der arktischen Zone bis zu den Riesenbäumen der tropischen doch nach ihrer Structur u. s. f., also qualitativ dieselbe sein kann. Ob die Rose bei uns ein niederer Strauch bleibt oder in Persiens Gärten zu einem zierlich üppigen Baum sich ausdehnt, ändert an dem, was sie zur Rose macht, nichts.

Aber nur so lange erhält sich der Schein dieser Gleichgültigkeit, als die Quantität die Grenze eines Daseins nach Außen hin betrifft. Allein das Dasein hat auch ein Verhältniß seiner Qualität zu sich selbst als ein quantitatives, wodurch die Quantität als eine Qualificirung der Qualität, als eine der Veränderung fähige Qualität der Qualität gesetzt wird. Nun ist es

nicht mehr die Relativität der äußeren Grenze, sondern die quantitative Unterscheidung der Qualität von sich selbst. Ein und dasselbe Dasein kann in sich als Einheit ein Minimum und Maximum seiner qualitativen Energie und zwischen diesen Extremen unendlich viele Zwischenabstufungen haben, so daß, was nach der einen Seite hin das Minimum, nach der andern das Maximum und eben das Maximum dieser Seite umgekehrt das Minimum der andern ist. Diese Beziehung eines Daseins auf die Quantität seiner Qualität nennen wir die Intensität, welche wir daher, was oft sehr schwierig, nur an ihrer Extension zu messen im Stande sind. Die Einheit der intensiven und extensiven Größe selbst nennen wir den Grad. Das Mondlicht z. B. ist der Qualität nach dasselbe Licht, wie das Sonnenlicht, denn es ist ja nur das reflectirte Sonnenlicht, aber das Sonnenlicht ist 300,000 Mal stärker, als das Licht des Vollmonds. Diese quantitative Differenz bringt auch eine Qualification des Lichts hervor und das Mondlicht stimmt uns daher ganz anders als das Sonnenlicht.

Innerhalb der Qualität müssen wir uns also die absolute Continuität ihres quantitativen Anderswerdens denken. Die besonderen Momente dieser Reihe sind als Quanta eben so viel qualitative Differenzen derselben Qualität, welche schlechthin allmälig in einander übergehen. Wenn wir sie als Grade nach einem willkürlich großen Quantum sondern [illegible] wir den sanften Schwung [illegible] [illegible]curve in den

treppenförmigen Absatz der Scala, deren Quanta natürlich für sich wieder theilbar sind, weil die Allmäligkeit der Veränderung mit ungestörtem Flusse durch sie hinströmt. Jeder der Grade ist, was er ist, nur im Verhältniß zu allen übrigen. Die Geschwindigkeit oder Langsamkeit der Bewegung, die Höhe oder Tiefe des Tons, die Helle oder Dunkelheit der Farbe, die Wärme oder Kälte der Temperatur, die Rohheit oder Feinheit der Cultur u. s. f. lassen sich nur relativ angeben, insofern ein bestimmtes Maximum und Minimum, wozwischen sie fallen, festgesetzt wird, weil mit dieser Doppelgrenze auch sogleich die Mitte derselben und damit zwischen dieser und den Endpuncten abermals die Mitte u. s. f. sich bestimmt, durch welche Bestimmung sich die einfache Linie zur gebrochenen Leiter umgestaltet. — Unzweifehlhaft sehen wir nun an der Gradation eine Veränderung, welche an dem Qualitativen ihres Inhalts nichts wesentlich verändert. Ueberschreitet dagegen der Proceß der Veränderung die Grenzen des Minimums oder des Maximums, so wird allerdings jenseits derselben noch das nämliche Substrat dasein, aber in dem Zustande desselben wird nothwendig eine wesentliche Abweichung von dem bisherigen zur Erscheinung kommen. Und diese Abweichung werden wir, obwohl sie der allgemeinen Grundlage nach dasselbe Quale betrifft, nicht anders als qualitativ nennen können. Wasser z. B. kann in sehr verschiedenen Temperaturgraden als tropfbare Flüssigkeit existiren. Mit dem Gefrierpuncte jedoch wird es zu Eis, mit dem Siedpuncte zu

Wasserdampf. Als Eis ist es krystallisirt, als Wasserdampf ein in's Endlose ausdehnsames Gas. Diese drei Formen sind nicht blos, wie man sophistisch sagen könnte, verschiedene Lagerungsordnungen derselben Atome, die ja übrigens nur hypothetische Wesen sind, vielmehr sind sie als Krystallindividuen, als flüssige Kugel und als elastisches Gas gegen einander unstreitig qualitativ verschieden. Dieser Unterschied hebt freilich die Gleichheit des Inhalts in chemischer Beziehung nicht auf, ändert aber die Form seines Bestehens. Das Uebergehen desselben Inhaltes in die andere Form ist als Act, hier im Ab- oder Zunehmen der Temperatur, einerseits nur quantitativ, anderseits aber ist das Resultat der quantitativen Differenz da, wo sie ihre eigene Grenze erreicht, für die Form des Inhaltes qualitativer Natur. Krystallisches, Flüssiges, Luftiges sind nicht blos Größeunterschiede der Temperatur des Wassers.

Die Einheit der Form ist innerhalb ihrer selbst eines großen Wechsels des Zustandes fähig, ohne sich aufzuheben. Wo aber das Maaß desselben die entgegengesetzten Aeußersten überschreitet, wo also in Bezug auf das noch eben Bestehende mit dem relativen Uebermaaß auch ein momentanes Unmaaß eintritt, wo die Allmäligkeit der Werdens die bisherige Form der allgemeinen elementarischen Grundlage preisgiebt, da ist die Continuität in dieser Hinsicht unterbrochen. Das Substrat springt plötzlich zu einer neuen Form seiner Existenz ab. Wir können wohl die Vorbereitung zu diesem Act in der

vorangehenden quantitativen Veränderung verfolgen, allein, angelangt an dem entscheidenden Wendepunct des Minimums oder Maximums, entzieht sich die Transsubstantiation des Zustandes aller sinnlichen, aller empirischen Faßlichkeit. Ein Ruck, ein Schlag! Es ist geschehen. Wir sind überrascht. Den Knoten sehen wir schürzen, aber lösen nicht und der Macedonische Alexander war also sehr weise und handelte sehr philosophisch, wenn er den Gordischen Knoten zerhieb.

Die äußere Bedingung für die Katastrophe, die also nicht ein sanftes schmeidiges Aufzupfen, vielmehr ein Zerreißen der mit sich selbst verschlungenen Existenz ist, um den Proteus des Daseins sogleich in einer Neugestaltung hervorzuzaubern, ich sage, die äußere Bedingung für diese Peripetie ist immer die Vollendung des Processes der Allmäligkeit, sein Progreß bis zur relativen Maaßlosigkeit auch seiner Vegetation. Die innere Bedingung ist die reale Möglichkeit des Substrats, eine solche Metamorphose einzugehen. Das Substrat an sich muß eben sowohl in die eine als andere Form sich wandeln können, allein die Formen entstehen nicht so auseinander, als wenn die eine bereits in der andern, nur in unendlicher Kleinheit, fertig vorhanden wäre, so daß es, nach solcher Hypothese, nur ein Mangel der Wahrnehmung sein soll, sie noch nicht zu sehen. Nicht die Sache soll sich entschieden d. h. qualitativ geändert haben, sondern es soll die beliebte Schwäche unseres Erkennens sein, welche uns diese Täuschung vormacht. Die crasse Empirie

d. h. die gedankenlose, will nicht zugeben, daß der absolute Untergang der einen Form das absolute Hervorgehen der anderen aus ihr selbst bedingt. Die Beobachtung sollte die Umformung selbst noch, außer der schon vorausgesetzten Annäherung an das Extrem, wieder nur in der Weise der Allmäligkeit verfolgen können. Der Faden sollte nicht abreißen! Und doch thut er es, weil er es muß. Das Räthsel besteht nur in der Zartheit der Natur, sich hier nicht in flagranti ertappen zu lassen. Zwar ist, wie schon mehrfach erinnert worden, die Einheit der elementarischen Continuität nicht verschwunden, weil sonst überhaupt von Veränderung zu sprechen sinnlos wäre, aber die Qualität ihres Zustandes ist nach längerem Widerstande mit Einem Mal in einen andern nicht übergegangen, vielmehr übergesprungen. Die crasse Empirie findet hier eine Lücke. Nach ihr existiren eigentlich gar nicht so in sich unterschiedene einfache Bestimmtheiten, wie wir unter den Qualitäten verstehen, sondern im Grunde nur Größendifferenzen von, sie weiß selbst nicht was. Das Umschlagen von Qualität in Qualität ist im Realismus des Geschehens der ihm immanente schöpferische Idealismus, dem nicht durch Fühlen, Sehen und Hören allein, sondern wesentlich nur durch das Denken beizukommen ist. In einer krystallisirbaren Flüssigkeit ist von den Krystallen selbst durch keine Mikroskopie etwas zu entdecken. Sie liegen nicht eingeschachtelt darin, nur etwa ganz außerordentlich klein. Ihre Zeugung ist vielmehr, da sie Individuen sind und

doch nicht von Individuen gezeugt werden, wahrhaft eine generatio originaria. Sie schießen an, wie unsere deutsche Sprache sehr gut sagt. Dieser Act ist ein dynamischer, kein mechanisch=atomischer. Man wolle nur bei der Dynamik nicht vergessen, daß sie die mechanische Ordnung des Details nicht ausschließt.

Für die Actualisirung der Krisis ist allerdings eine accidentelle mechanische oder chemische Hülfe denkbar, welche das an und für sich unvermeidliche Geschehen beschleunigt. Wasser, in seiner Temperatur zum Gefrierpunct herabgesunken, wird bei einer Erschütterung seiner Fläche plötzlich Eis. Oder ein schon erschöpfter Organismus bedarf nur noch eines unbedeutenden Impulses, um seine Ausgelebtheit als das, was sie an sich schon ist, als Tod zu setzen. Bei alten Leuten, die heute noch erträglich wohl sind, reicht bis Morgen eine kleine Erkältung, eine kleine Wunde, eine geringe Unverdaulichkeit u. dgl. hin, nicht sie zu tödten, wohl aber den in ihnen an sich schon vorhandenen Tod als Act zu setzen. Staatsmänner pflegen oft solche Betrachtungen anzustellen. Sie erkennen, daß in einem Volk eine Gährung vorhanden ist, welche bereits an sich das Maaß aller bestehenden Verhältnisse durchdrungen und verändert hat. Aber die Veränderung ist noch nicht als solche gesetzt und kann daher, so lange sie diese Akme nicht erreicht, sowohl verzögert als gefördert werden, z. B. durch Kriege mit Nachbarvölkern.

Wir haben bis hieher den Begriff der Reihe, ihrer

symmetrischen Gruppirung und Potenzirung in ganz abstracter Weise gedacht. Wir haben ferner den Begriff der gradualen Scala und das Uebergehen eines und desselben Substrats durch die Allmäligkeit quantitativer Aenderung in qualitativ verschiedene Zustände betrachtet. Wenn nun daraus erhellt, daß ein Quale ohne Quantität so unmöglich ist, als ein Quantum ohne Qualität, daß also in der That nur specifische Quanta existiren, so ergibt sich auch, daß das concrete Maaß nur ein Verhältniß von specifischen Quantis ist. Die Beziehung der Qualität und Quantität fällt mithin in eine einzige zusammen, so daß der Exponent, der das Maaßverhältniß ausdrückt, für beide gilt. Indem sich nun selbstständige Maaße zu einander verhalten, können sie eine Reihe bilden, mit allen Eigenschaften, welche wir an dem Begriff der Scala kennen gelernt haben und deren Wiederaufzählung wir uns hier ersparen können. Denken wir uns nun eine Reihe selbstständiger Maaße, so muß sich wegen der durchgängigen Continuität der allmäligen Veränderung in jedem ihrer Momente das Ganze wiederholen. Das Ganze mit seinen Abschnitten stellt sich als eine Scala und jedes Quantum der Scala selbst wieder als eine Scala dar. Im Kleinen herrscht derselbe Verlauf, welcher in der Einheit aller dieser Einheiten stattfindet. Aber jede Einheit ist zugleich für sich ein eigenthümliches System, während sie für die Totalität nur ein ihrem einfachen Progreß ei[illegible]t bildet. Das Aufhören eines solchen [illegible] ist im

allgemeinen Fortgang nur das Uebergehen in die nächste quantitative Differenz, welche aber als solche auch eine neue Specification der allen Quantis gemeinsamen Grundbestimmung, ein Knoten der Linie ist. Weil nun die neubeginnende Einheit innerhalb ihrer selbst die analoge Ordnung der eben verlassenen zeigt, so erscheint diese Gleichheit auch als ein Zurückgreifen in die vorige Einheit, wie als eine Bevorwortung der ihr folgenden. Eine solche Reihe von selbstständigen Maaßen, welche stätig in einander übergehen und doch in der Continuität ihres identischen Substrats sich als qualitative Besonderungen desselben verhalten, ist nun eine Knotenreihe von Maaßverhältnissen.

In der Natur nimmt die Existenz derselben durch die Verschiedenheit des Elements, in welchem sie auftritt, auch eine sehr verschiedene Physiognomie an. Sie erscheint bald als eine Specification der Materien; bald als eine Metamorphose der Gestalt; bald als eine Periodicität der Entwicklung.

Als Specification der Materie gewinnt die Knotenreihe ihre allerausdruckvollste und reinste Gestalt, weil hier die Maaßverhältnisse der mechanischen und chemischen Bestimmtheit fähig sind. Dahin gehört das Verhältniß von Gewicht und Volumen in den specifischen Schweren. — Dahin gehört die an und für sich arithmetisch und doch zugleich sprungweis fortschreitende Tonreihe. Die Tonlinie als solche steigt freilich absatzlos vom

tiefsten Ton zum höchsten hinauf und von diesem zu jenem zurück. Aber der isolirte Ton ist nicht blos quantitativ von den übrigen unterschieden. Er ist nicht derselbe Ton, nur stärker oder schwächer. Dieser Unterschied fällt in ihn selbst, sondern als der höhere ist er auch ein anderer als der tiefere; der höhere ist nicht der tiefere, nur in matter Weise, so wenig als im Farbenspectrum das Blau etwa auch nur eine Nuance des Rothen ist. Die mechanische Seite der Farben- und Tonerzeugung, die Bewegung des Lichts und des Schalles, erklärt noch nicht das ganze Phänomen. In den Tonverhältnissen ist jede Octave für sich ein Ganzes, worin ein Ton dem andern in quantitativer Steigerung folgt. Alle Octaven unter einander verhalten sich ebenfalls als eine solche einfache arithmetische Progression. Zugleich aber enthält eine jede alle unter sie subsumirten Töne in einer specifischen Bestimmtheit, welche sie von den Tönen jeder andern Octave qualitativ unterscheidet. Das dem h folgende c einer Octave ist quantitativ freilich nur der nächst höhere Ton, gerade wie h auf g, oder d auf c folgt, aber er ist auch eine qualitative Unterbrechung des einfachen Fortgangs als erstes Glied einer in sich abgeschlossenen Reihe und weis't, der Harmonie nach, zugleich auf das c der ihm vorangehenden wie der ihm folgenden Octaven hin. — Im Chemismus zeigt uns die Mischungsscala chemischer Stoffe ebenfalls Fortgänge, welche, bevor sie nicht einen gewissen Punct der Sättigung erreichen, kein specifisches Product zu bilden vermögen.

Das zu einem Quantum hinzutretende Quantum eines andern Stoffs verändert nichts an dessen Qualität, so lange nicht diese Größe vollständig erfüllt ist. Unter dem Maaß derselben resultirt kein Product, über dem Maaß auch nicht. So verbinden sich stets nur 100 Theile Schwefelsäure mit 71 Theilen Kalk zu Gyps. Nimmt man mehr Schwefelsäure, so bildet sich zwar auch Gyps, aber es bleibt ein Theil Schwefelsäure frei zurück; nimmt man mehr Kalk, so erfolgt dasselbe, aber es bleibt freier Kalk zurück. Bis auf den specificirenden Knotenpunct hin verändert also der Zugang des einen Quantums zum andern nichts. Noch um ein Atom vor ihm hat Alles dieselbe Gestalt, dasselbe Gewicht, dieselbe Cohärenz und Farbe. Aber mit diesem Einen Atom sehen wir im Nu vor unseren Augen die Specification nicht mit langsamem Zuge sich hervorwinden, vielmehr, als wäre sie nur zurückgehalten und verhüllt gewesen, mit acuter Gespanntheit in die Existenz hervorbrechen. Form, Farbe, specifische Schwere, Temperatur, Alles ist durch und durch verändert. Wen hätte das Magische dieses Processes nicht mit Bewunderung erfüllt, wen hätte es nicht wie mit Schöpfungsodem angewehet! — Die Reihe der chemischen Elemente, wie sie sich vom Standpunct der Elektricität aus so ordnet, daß jedes vorausgehende als negativ, jedes nachfolgende als positiv gilt, wornach das anfangende Oxygen dem beschließenden Kalium als Extrem gegenübersteht, ist nur eine einfache Progression, keine Knotenlinie. Merkwürdig für den Begriff der

letzteren ist dagegen die mehrfache Proportion, in welcher zwei Stoffe von starker Verwandtschaft sich verbinden können. Stickstoff z. B. geht mit Sauerstoff eine vierfache Verbindung ein. Es verbinden sich 177 Theile Stickstoff mit 100 Theilen Sauerstoff. Hierauf muß bis zu 300 und endlich bis zu 500 Theilen Sauerstoff fortgegangen werden. Die zwischen diesen Puncten liegenden quantitativen Differenzen sind also unfähig, ein Product zu setzen.

Es würde, hochgeehrte Herren, Ihre Geduld erschöpfen heißen, wollte ich hier in das Einzelne mich einlassen. Es kommt mir auch mehr darauf an, den allgemeinen Begriff der specifischen Reihe, so weit es mir möglich, Ihnen deutlich zu machen und durch die Berührung der besondern Gebiete der Natur die Wahrheit und Fruchtbarkeit dieses Begriffs anzudeuten. Ich übergehe also die Beziehung, welche demselben auf die Lagerungsgesetze der Erdschichten, auf die isodynamischen Curven des Erdmagnetismus, auf die Isotheren der Meteorologie, auf das von Dove aufgestellte Drehungsgesetz für die Winde vielleicht gegeben werden kann und wende mich noch zu einer kurzen Betrachtung der Metamorphose und Periodicität, insoweit dieselben mit dem Begriff einer Knotenlinie von Maaßverhältnissen zusammenhängen.

Das Leben unterwirft sich den Mechanismus und Chemismus. Es ist die individuelle Macht derselben und die Form, die in sich selbst als Proceß anfangende und

rückkehrende Abgeschlossenheit des Ganzen, gibt einem jeden Theile desselben das ihm nothwendige Maaß seiner Größe. Der Theil als Quantum hat hier zugleich eine qualitative Function, er ist Glied. Die Gestaltbildung des organischen Individuums kann nun in sich selbst als Metamorphose eines einzigen Urtypus angesehen werden, der sich mannigfach specificirt, nicht etwa nur mit Gleichförmigkeit als derselbe in bloßen Copieen wiederholt. Göthe führte diesen Ausdruck der Metamorphose ein, als er in dem Blatte die Form entdeckte, welche allen besonderen Formen der Pflanze als versatile Bildnerin inwohnt. Gegenwärtig haben wir durch die von Schwann, Schleiden u. A. entwickelte Zellentheorie für die Lamellen des Krystalls, für die Fasern der Pflanze, für die Gewebe des Thiers sogar eine identische Primitivform aufgefunden. Um aber die Gestalt eines Organismus als Specification von Maaßverhältnissen zu begreifen, ist die Voraussetzung einer polarischen Spannung nothwendig, welche als productives Princip den Werkmeister aller besonderen Proportionen ausmacht und Glied mit Glied wie mit dem Ganzen ausgleicht, so daß die einzelnen Abknotungen, zu welchen der Organismus sich in sich abschließt, die stufenweise Erscheinung des polarischen Processes selbst sind. Ich erinnere hier nur daran, wie Göthe (S. W. 55, S. 100 ff.) für die Pflanze das Moment der Continuität in der verticalen, das der Discretion in der spiralen Richtung auffand und hieraus die Maaßverhältnisse des vegetabilischen Individuums

ableitete. „Hat man, sagt er unter Anderem, den Begriff der Metamorphose vollkommen gefaßt, so achtet man, um die Ausbildung näher zu erkennen, zuerst auf die verticale Tendenz. Diese ist anzusehen wie ein geistiger Stab, welcher das Dasein begründet und solches auf lange Zeit zu erhalten fähig ist. Dieses Lebensprincip manifestirt sich in den Längenfasern, die wir als biegsame Fäden zu den mannigfaltigsten Geweben benutzen; es ist dasjenige, was bei den Bäumen das Holz macht, was die einjährigen, zweijährigen aufrecht erhält, ja selbst in rankenden, kriechenden Gewächsen die Ausdehnung von Knoten zu Knoten bewirkt. Sodann aber haben wir die Spiralrichtung zu betrachten, welche sich um jene herumschlingt. — Das Spiralsystem ist das fortbildende, vermehrende, ernährende, als solches vorübergehend, sich von jenem gleichsam isolirend."

Man kann den Gedanken der Metamorphose auch auf die Reihe der Organismen überhaupt ausdehnen. Wir sehen darin vom Krystall durch die Pflanze zum Thier einen Progreß, welcher die Linie des Fortganges beständig abbricht und wieder mit einer specifischen Neubildung von Vorn beginnt, die alle Formen der vorigen Stufe innerhalb ihres eigenthümlichen Maaßes wiederholt und alle Möglichkeiten ihrer Individualität nach allen Seiten hin erschöpft, um dann sich aufzugeben und eine andere Formation eintreten zu lassen. Es existirt kein nur successiver Uebergang von der einen Form zur andern. Die Natur widerspricht dem alten Satze: non datur

saltus in natura, wenn man den Moment des Ueberganges nicht ideell nehmen will, sondern eine reale Vermischung der Unterschiede verlangt, worin er sich selbstständig darstellen soll. Die Natur producirt zwar Hermaphroditen, welche männliche und weibliche Organe zugleich besitzen, oder welche eine einseitige Ueberbildung eines Organs zeigen, aber den Indischen Lingam kennt sie nicht. Die Natur liebt mit ihrem unerschöpflichen Humor zwar auch den Maskenscherz im Aeußeren, allein im Innern bleibt sie sich selbst treu. Die mimosa pudica ist kein Polyp, der fliegende Fisch kein Fischvogel, das fliegende Eichhörnchen kein Vogelsäugethier. Die Unterschiede nähern sich einander auf's Aeußerste, schmelzen dann aber nicht zu charakterlosen Pseudoeinheiten zusammen, sondern halten sich, auch auf den Extremen ihrer Nachbarschaft, reinlich auseinander. Jeder Typus strebt mit unendlicher Biegsamkeit gleichsam zu versuchen, wie weit er das Spiel seiner Verkleidung treiben könne, muß aber der Grenze seines immanenten Maaßes gehorchen. Professor Meier hat uns in dieser Versammlung noch jüngsthin die interessante Bemerkung gemacht, wie z. B. die niederen Pflanzen als das Formenskizzenbuch der Natur angesehen werden könnten, worin sie den Luxus ihrer Phantasie befriedigt, und gewissermaaßen erprobt, welchen Formen sie mit Ausdauer in größeren Maaßverhältnissen sich widmen wolle, um das ihr in dieser Sphäre mögliche Ideal zu verwirklichen.

Endlich aber zeigt sich die Neigung zur Bildung von

Knotenlinien in dem Streben des organischen Individuums, während seiner Entwickelung aus der successiv sich erzeugenden Veränderung auf seinen Urzustand zurückzugehen. Ein solcher Rückgang unterbricht die Continuität der progressiven Umbildung und erscheint gegen dieselbe als Hemmung. Da er sie aber weder ihrem Product nach aufheben noch ihre Fortsetzung schlechthin zurückhalten kann, so ist die Hemmung nur ein Schein. Vielmehr bewirkt sie, daß das Individuum eine um so größere Vollkommenheit seiner Neubildung erreicht. Die Vereinigung des Neuen mit dem Alten wird dadurch inniger. Wäre jener contrahirende Rückgang freilich mehr als ein vorübergehender Act, wäre er also gegen die Expansion nicht relativ, so würde er die Vernichtung der Fortgestaltung sein. Indem nun im Organismus einerseits die progressive, alles Gewordene überschreitende und als todt ausstoßende Tendenz, andererseits die regressive, von der fertigen Bildung in den ursprünglichen Zustand zurücksinkende Tendenz an und für sich als dessen Thätigkeit und Leben in ungetrennter Einheit existiren, schwankt der Organismus zwischen dem Conflict der Selbsterhaltung und Fortentwicklung. Dieser in successive Pausen sich mit seinen Extremen vertheilende Conflict ist die Periode. Nach einem Act der weitergehenden Metamorphose hält das Individuum, so zu sagen, sich selbst an und erneuet den Zustand, mit dem es überhaupt anfing, prägnanter Weise. Weil jedoch diese Erneuung des primitiven Daseins jetzt nur innerhalb derjenigen

Veränderung möglich ist, welche der progressive Bildungsproceß schon als Product abgesetzt hat, so wird sie zugleich eine andere durch die Modification, welche das Grundmaaß des Organismus allmälig empfangen hat. Von dem ersten Anleben des Individuums entsteht also offenbar bis zu seinem Ausleben eine Knotenreihe solcher reproductiven Abschnitte und diese in kleineren oder größeren Intervallen sich manifestirenden Impulse nennen wir die Periodicität des Individuums. Professor K. H. Schultz zu Berlin hat im vergangenen Jahr in seiner Verjüngungslehre des menschlichen Lebens einen Deutschen Ausdruck dafür einzubringen unternommen. Er nennt nämlich die periodische Erneuung des Urzustands eines Organs und seiner Function die Mauserung und spricht sogar von einem Mauserungsproceß der Staaten. Ich weiß aber nicht, ob diese Mauserung der bisher üblichen Terminologie bei den Physiologen Beifall gefunden hat. Burdach hat schon 1830 im dritten Bande seiner Physiologie, in dem Abschnitt von dem Umlauf des Lebens, eine sorgfältige Darstellung der wichtigsten Phänomene der organischen Periodicität, des Schlafs und Wachens, der Assimilation und Secretion, der Menstruation und der Altersstufen in ihrem Zusammenhang mit dem allgemeinen Leben der Erde, und Baumgarten-Crusius 1836 in seiner Periodologie eine möglichst vollständige Uebersicht der hierhergehörigen sehr reichen Literatur gegeben, auf welche Schriften ich der Kürze halber Sie hinzuweisen mir erlaube. — Jedoch muß ich noch

erwähnen, daß die normale Periodicität des Individuums auch der Grund der Knotenlinie von Maaßverhältnissen ist, welche in seinen Krankheitszuständen sich erzeugen können. Früherhin, als noch der oben berührte Aberglaube an heilige Zahlen herrschte, gab man dieser Periodicität, der Annahme von sogenannten kritischen Tagen, einen bei weitem größeren Umfang. Daß in dem Erkranken wie im Genesen mit dem allmäligen Fortgang auch qualitative Specificationen, Paroxysmen und Exacerbationen, eintreten, ist gewiß, allein die exacte Fixirung des intermittirenden wie des remittirenden Rhythmus gerade auf drei oder sieben oder neun Tage, Wochen, Monate und selbst Jahre, ist aufgegeben worden. Der Rhythmus mancher Krankheiten zeigt uns unbestreitbar die Wiederkehr eines und desselben Symptoms oder einer Gruppe von Zufällen in bestimmt abgemessenen oder in unbestimmteren Perioden, allein der wirkliche Verlauf selbst ist wegen der unendlichen Individualisationsfähigkeit des Lebens zahllosen Modificationen unterworfen.

Es bliebe mir zum Schluß noch übrig, ein Wort über die Möglichkeit zu sagen, den Begriff der specifischen Reihe auch für die Welt des Geistes anzuwenden. Wenn aber schon das natürliche Leben sich gegen die consequente Durchführung von Maaßverhältnissen sträubt, so noch mehr die Freiheit des Geistes. Die Genauigkeit der Grenzbestimmung ist hier nur sehr annäherungsweise zu erreichen, weshalb auch die Wahrscheinlichkeits-

rechnung die Grundlage der Forschungen für dies Gebiet ausmacht. Die mit ihnen verbundenen Schwierigkeiten sind jedoch hier so wenig als anderwärts eine Ursache gewesen, sie nicht anzustellen. Für die Psychologie hat bekanntlich Herbart den Versuch einer Statik und Mechanik der Vorstellungen gemacht. Er hat nicht nur die Repulsion und Attraction der Vorstellungen, sondern auch die Reihen der Vorstellungen, so wie die Complication der Reihen der Reihen untersucht. Namentlich hat er in einer Abhandlung: de attentionis mensura das Maaßverhältniß festgesetzt, worin der objective Inhalt einer Vorstellung an sich zur subjectiven Spontaneität der Intelligenz steht. Auch hat er in seiner ausgeführten Psychologie im Eingang des zweiten Bandes einen Entwurf mitgetheilt, wie er sich, in Analogie mit den Gesetzen der Vorstellung, eine Statik und Mechanik des Staates möglich dachte.

Eine solche hatte schon Buffon mit seiner arithmetique morale im Sinn. Sie ist seitdem als politische Arithmetik sehr vervollkommnet worden, besonders seitdem Poisson in seiner Lehre der Wahrscheinlichkeitsrechnung, um sich der fluctuirenden Masse der Einzelheiten zu bemächtigen, das sogenannte Gesetz der großen Zahlen aufstellte. Das, was die Neueren Gesellschaftswissenschaft nennen, hängt, wie die Arbeiten von Quetelet, Buret, Toqueville, Julius, Hoffmann u. A. zeigen, wesentlich hiermit zusammen. Man will nicht bloß Quanta wissen, man will specifische Reihen

aufsuchen. Man will die Gesetze entdecken, welche in dem tumultuarischen und chaotischen Durcheinander der einzelnen Erscheinungen als die constanten, alle Verworrenheit und Unregelmäßigkeit bändigenden Mächte walten. Diese Erkenntniß des Maaßverhältnisses, worin die verschiedenen Culturkreise mit der Beschaffenheit ihres Inhalts und der Menge der von ihnen verwendeten Individuen zu einander stehen, ist das eigentlich Wissenschaftliche der Statistik. So haben sich z. B. die Französischen Statistiker viel mit dem verschiedenen Resultat beschäftigt, welches die Verschiedenheit der Anzahl der Geschworenen bei der Jury für Irrthum und Wahrheit, für Schulderklärung und Freisprechung der Urtheile liefert. Die Zahlen 7, 9 und 12 als Anzahl der Geschworenen genommen, differiren zunächst als bloße Quanta, aber dieser Unterschied der Größe afficirt die Qualität des Urtheils, die Richtigkeit der Erkenntniß, die Majorität und Minorität der Abstimmungen. — Sehr interessant ist auch die Knotenlinie von Maaßverhältnissen, welche das Verbrechen in den verschiedenen Formen als Verbrechen gegen die Person, als Verbrechen gegen das Eigenthum und als Verbrechen gegen die Verfassung des Staats mit der steigenden Cultur durchläuft.

Doch ich breche hier ab, weil sich hier neue Schwierigkeiten aufthun. Denn der Geist schreitet zwar auch in Perioden fort, aber die Beweglichkeit derselben ist durch die Freiheit des Erkennens und Wollens eine viel unberechenbarere, als die Stabilität der Natur. Die Geschichte

schürzt von Zeit zu Zeit ihre Knoten. Alle Zustände verrathen dann das Entstehen eines anderen allgemeinen Grundmaaßes, welches die besonderen Kreise des Daseins auf's Neue regeln wird. In den Sitten frappiren mannigfache Excentricitäten; seltsame, zu nichts Bestehendem mehr passende Individuen machen sich bemerklich; die Wörter der Sprache verändern ihre Bedeutung; sonst nüchterne und verständige Menschen werden zu barocken Behauptungen, zu Ausschweifungen hingerissen; den sonst in gemüthlicher Ordnung hinlebenden Mann treibt eine ihm räthselhafte Unruhe umher; die Moden wechseln mit größter Schnelligkeit und im schneidendsten Contrast, und eine unersättliche Neuigkeitslust eröffnet ihren Abgrund. Aber die Bestimmtheit der totalen Veränderung, die im Werden begriffen ist, vermag noch Niemand anzugeben und nur auf der Oberfläche kräuselt sich erst das Ungenügen in einzelnen, für die Gestalt des Ganzen noch unmächtigen Bewegungen. Wie vor einem Erdbeben, während noch Alles fest steht, die Thiere unstät umherspringen; wie die Spinnen aus ihren Lauerwinkeln hervorkriechen; wie die Ratten aus morschen, Einsturz drohenden Häusern am Tageslicht schaarenweis auswandern; die Vögel schreiend durcheinanderfliegen und das Meer seine Wellen höher und hohler an die bald erbebenden Ufer anbranden läßt: so bemeistert sich auch der Menschen in solchen Krisen der Geschichte mitten im Kreise des Gewöhnlichen eine Rastlosigkeit, welche sie maaßlos macht. Erst, wenn der Bruch geschehen, wenn die neue Epoche

entsprungen ist, erkennen sie, was sie hin und her jagte und ihrem Thun das Siegel einer Bedeutung aufdrückte, welche zu verstehen sie noch nicht ausgerüstet sein konnten, denn das Neue in der Geschichte ist immer anders, als irgend ein Mensch es vorherzuwissen vermochte, wenn es auch in den Menschen selber steckt, sie selbst es hervorbringen helfen, ja sie selber es sind.

Unsere Betrachtung gewährt uns die Einsicht, daß die Negation des Bestehenden in keiner Epoche der Geschichte absolut, vielmehr nur relativ gegen die besondere durch sich selbst im Verschwinden begriffene Specification des Geistes gerichtet sein kann. Absolute Maaßlosigkeit, schlechte, gestaltlose Wüstheit ist als dauernder Zustand unmöglich. Was wir so nennen, was uns so erscheint, ist nur das wilde Ringen und Zucken des Geburtsmomentes, welcher die maaßvolle Einheit des neuen Zustandes in sich birgt, der, mit dem im Rücken gelassenen Dasein an und für sich in Harmonie, auch die junge Welt bereits von Innen aus ordnet und mit rhythmischem Schwunge beseelt, bis in der unendlichen Knotenreihe geschichtlicher Maaßverhältnisse auch diese Phase von dem sich weiterbildenden Geist überschritten, für sein neues Bedürfniß zum vermittelnden Substrat herabgesetzt und in die weitere Zukunft einst nur noch die Erinnerung daran aufgenommen werden wird.

IV.

Ueber die eigenthümliche Weltstellung des Islams.

Vorgelesen am 18. Januar 1838 am Krönungsfeste Preußens in der Königlich Deutschen Gesellschaft zu Königsberg.

Es ist oft behauptet worden, daß zwischen dem Orient und Occident ein Wechselverhältniß existire. Wenn aber zum Wechsel unstreitig eine Gegenseitigkeit der Wirkung gehört, so wird man jene Behauptung dahin beschränken müssen, daß allerdings der Europäische Occident sich beständig mit dem Asiatischen Orient in Zusammenhang zu erhalten gesucht, ein Gleiches aber von diesem selbst nicht gesagt werden könne, denn der Orient hat niemals ein inneres Bedürfniß gehabt, sich mit dem Occident zu befreunden. Aus dem Handel mit ihm zieht er so viel Nutzen, als er kann, und einige seiner Kaufleute besuchen deshalb sogar die Leipziger Messe; sonst ist es nur der rohe Drang einer chaotischen Gährung, welcher die Söhne des Morgenlandes epochenweise in die unbestimmte Weite,

auch nach dem Westen hin getrieben hat. Sie wollten erobern. Selbst die Perser hatten im Kampf mit den Hellenen kein anderes Interesse, als ihre Herrschaft zu sichern. Die Europäer dagegen haben nicht blos aus mercantilischen oder politischen, sondern auch aus rein theoretischen Absichten ein Interesse an dem Orient genommen. Eine große Reihe von Reisenden läßt sich von den Griechischen Philosophen ab nennen, welche sich die Kenntniß des Morgenlandes ganz uneigennützig nur der Belehrung wegen zum Zweck machten. Alexander der Große wollte nicht blos erobern; er wollte Griechische und Orientalische Bildung vereinen. Die Byzantinischen Kaiser hatten bei ihren Feldzügen die Erhaltung des Christenthums im Auge und bei den Kreuzzügen war eben dieselbe der Kern, wie viel anderweitige, ja unreine Motive auch sonst in die Bewegung der ungeheuren Massen ganz unvermeidlich mit eintreten mußten.

In unseren Tagen dagegen scheint es, als wenn die Abstraction des Orients vom Occident sich vermindern werde, als wenn derselbe ganz im Stillen das Gefühl bekomme, aus der Europäischen Cultur sich die Mittel aneignen zu müssen, ihrer Macht widerstehen zu können: unsere Kriegskunst, unsere Druckereien finden überall Eingang. In Persien sind schon seit längerer Zeit Modificationen des Militärs im Europäischen Sinne gemacht; bei den Seikhs ist General Allard damit beschäftigt; in Aegypten folgt sich seit einer Reihe von Jahren schon eine Kette von Europäischen Officieren, namentlich von

Ingenieuren, und in der Türkei sind in diesem Augenblick Preußische Krieger mit ähnlichen Einrichtungen beschäftigt. In Bengalen geben die Brâmanen Zeitungen im Sanskrit heraus; in Kairo wie in Konstantinopel erscheinen officielle Journale. Wir stehen jetzt in der merkwürdigen Conjunctur der politischen Verhältnisse, daß in der That jede größere Veränderung innerhalb Asiens auch eine solche in Europa und umgekehrt voraussetzt. Preußen ist bis jetzt fast ohne alle maritime Bedeutung; es ist noch wesentlich Continentalmacht; dennoch ist davon die Rede, daß die Pforte in der Nordafrikanischen Frage auch seine Vermittelung ansuche, ja, in Berlin einen Gesandten fixiren werde. Unter solchen Umständen muß der Islam als diejenige Religion, welche im nördlichen Afrika und vorderen Asien die verbreitetste und einflußreichste ist, unsere Aufmerksamkeit in erhöhetem Grade auf sich ziehen und es sollen hier einige der wichtigeren Puncte, auf welche es dabei ankommt, untersucht werden.

Zuvörderst ist wohl die ganz entgegengesetzte Ansicht zu berühren, welche über den Islam und seinen Stifter aufgestellt zu werden pflegt. Nach der einen ist der Islam nichts als das Werk eines Betrügers, der, von Herrschsucht, Habsucht und Wohllust getrieben, die Arabischen Stämme aufregte. Höchstens fügt man zu diesem harten Urtheil hinzu, daß der Betrügende allmälig sich selbst auch betrogen habe. Wir besitzen im Deutschen, so viel ich weiß, nur Eine vollständige Uebersetzung des Korân von

Boysen, welche, von Wahl überarbeitet, vor einiger Zeit wieder erneuert ist. Wahl aber, ein mit dem Orient so speciell bekannter Mann, konnte sich nicht enthalten, in den Noten zum Text ein Mal über das andere Mohammed mit den ärgsten Schimpfwörtern anzufahren und jede Abweichung von der biblischen Tradition, jede der abendländischen Sitte fremde Einrichtung als Verrath und Schändlichkeit zu bezeichnen. Unter den philosophischen Geschichtsforschern theilte Fr. v. Schlegel im Grunde dieselbe Ansicht. Sie stammt theils aus dem psychologischen Pragmatismus in der Geschichtschreibung des vorigen Jahrhunderts, der alle Thatsachen aus individuellen Lastern und Tugenden ableiten wollte und in die Aufspürung oder vielmehr nicht selten Erdichtung solcher psychologischen Motive seine Gründlichkeit setzte. Theils aber stammt sie aus einer befangenen Christlichkeit, welche einen polemischen Eifer zur Betrachtung der Geschichte mitbringt, der subjectiv recht ehrenwerth sein kann, objectiv aber die ruhige, rücksichtslose, genetische Auffassung stört. Bei Fr. v. Schlegel war in seinen letzten Lebensjahren eine solche Verstimmtheit eingetreten. Was würde er dazu gesagt haben, daß ein Oestreicher, ein Christ, Herr von Hammer-Purgstall, seine Uebersetzung der Divane Türkischer Dichter dem jetzigen Sultan gewidmet hat?

Gegen diese subjective Ansicht hat sich eine andere gestellt, welche eben so subjectiv ist, nur umgekehrt von günstigem Vorurtheil für Mohammed, wie jene von dem Verdacht des rohesten Egoismus ausgeht. Dem Princip

nach kann man dieselbe also nicht höher stellen; sie betet in Mohammed das religiöse, legislatorische, militairische Genie an und will ihm deswegen das, was in seinem Leben als unleugbare Schlechtigkeit vorkommt, nicht so schwer anrechnen. Sie nöthigt zu der Anerkennung, daß ein Mann, der so wie der Stifter des Islam gestellt war, in vielen Fällen durch den Drang der Umstände zu Härten, zu Maaßlosigkeiten fortgerissen werden mußte. Oelsner hat, wenn ich nicht irre, durch seine bekannte Preisschrift über Mohammed dieser apotheosirenden Auffassung seiner Genialität besonders Bahn gebrochen. Was für dieselbe von besonderem Gewicht sein muß, ist der Unterschied, der sich in den Suren oder Capiteln des Korân findet. Es zeigt sich nämlich, daß diejenigen, welche in früheren Jahren von dem Propheten zu Mekka verfaßt sind, ein ascetisches Ringen verrathen; diejenigen aber, welche er später von Medinah erlassen hat, den Charakter tragen, die Gemüther für die Propaganda des schon gestifteten Glaubens zu entflammen. Die Oeffentlichkeit, in die er einmal eingetreten war, zwang ihn zu manchen Inconsequenzen und officiellen Schlechtigkeiten.

Welcher von diesen beiden aus demselben Princip entspringenden, sich entgegengesetzten Ansichten man beitreten möge, jener degradirenden oder dieser potenzirenden, so haben beide den Mangel an sich, den Islam mehr als den Einfall eines Einzelnen und somit als Zufall erscheinen zu lassen, obwohl die zweite auf dem Wege ist, der Objectivität im Handeln Mohammeds Gerechtigkeit

widerfahren zu lassen. In der That wird man sich immer in Verlegenheit befinden, wenn man bei der Individualität Mohammeds allein stehen bleibt und aus ihr heraus den Islam deduciren will. Zwar soll damit nicht das Umgekehrte gesagt sein, aus den objectiven Umständen eine Individualität, wie die seinige, deduciren zu wollen, denn die Respectirung der persönlichen Eigenthümlichkeit gehört eben, so zu sagen, zu den Souverainetätsrechten der Geschichtforschung, welche sie gegen speculative Willkür festzuhalten hat. Allein das begreift man leicht, daß kein Mensch für sich eine welthistorische Gestaltung, wie sie unzweifelhaft im Islam vorliegt, hervorbringen könne, sondern daß ein so großes Ereigniß eine tiefere Begründung haben, daß es, populär gesprochen, ein Werk der Vorsehung sein müsse. Zwar soll auch hiermit nicht jener rohen Weise der historischen Betrachtung Vorschub geleistet sein, welche die Extension als solche schon sich imponiren läßt. Die große Breite, in welche der Islam sich gedehnt, die lange Dauer, in welcher er sich behauptet hat, sprechen noch weiter gar nicht für ihn. Das Gesetz der Metaphysik, daß Intension und Extension Correlate sind, daß der Umfang immer auch dem Inhalt entsprechen müsse, wird durch solche Facta, daß der Islam viel mehr Bekenner zählt, als das Christenthum, nicht umgestoßen, denn in der Geschichte kommt es auf das Werden an. Es gehört Zeit zur Entfaltung eines Princips. Und da sehen wir den Islam, wie man sich ausgedrückt hat, von dem äußersten Südwesten der alten Welt, von

Senegambien, bis zum äußersten Nordosten, bis Tungusien, annoch eine undurchdringliche Barriere bilden. Aber auf diese scheint er auch beschränkt, während das Christenthum mit seiner universellen Elasticität durch alle Zonen, in allen Welttheilen, auf allen bedeutenderen Inselgruppen das Zeichen des Kreuzes bereits aufgepflanzt und die Conturen seiner einstigen zuletzt auch dem Quantum der Bekenner nach überall siegreichen Weltherrschaft vorgezeichnet hat.

Was nun aber die objective Begründung des Islam anbetrifft, so liegt sie hauptsächlich in der religiösen und politischen Zerrüttung, in welcher sich das westliche Asien im sechsten Jahrhundert befand. Das Christenthum war hier zwar am Saum des Mittelmeers entstanden, hatte aber seine Strömung nach Abend zu genommen. Die Romanischen, Germanischen Völker wurden seine Träger. Nach dem Orient zu entäußerte es sich immer seiner häretischen Elemente, die in der Entwicklung der Byzantinischen Kirche die dogmatisch bedeutendsten waren. Wie fremd erscheint nicht unserm kirchlichen Bewußtsein schon die Syrische Kirche! Hieraus erklärt sich auch bekanntlich die Corruption, in welcher die christliche Tradition im Korân auftritt. Es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß Mohammed niemals die Neutestamentischen, ja auch nicht die Alttestamentischen Schriften gelesen, sondern nur durch Klosterlegenden hindurch sich von ihnen unterrichtet habe. Insbesondere war aber der Zustand Arabiens das bunteste Durcheinander von Religionen. Die

Naturreligion des Sabäismus, der Parsische Magismus in Hira, das Judenthum, wie bei der Dynastie der Himjariden, versprengte Trümmer christlicher Secten, religiöser Skepticismus, wie bei den Zendisten im Stamm Koreisch, aus welchem der Prophet geboren wurde, standen unversöhnt neben einander und mußten einem kräftigen Verstande sich als Probleme aufdringen. Daß Mohammed Kaufmann war, begünstigte ein solches Nachsinnen, weil er auf seinen Reisen und durch seine Handelsverbindungen zur unmittelbaren Kenntniß jener verschiedenen Ueberzeugungen gelangen mußte. Der allgemeine Charakter Asiens in der Geschichte ist die Unterwerfung des Individuums unter die Einheit einer absoluten Substanz, deren Begriff selbst von den verschiedenen Religionen verschieden bestimmt wird, in Hinterasien pantheistisch, in Vorderasien dualistisch, bei den Juden als selbstbewußte Personalität. Alle Asiatischen Religionen knüpfen ihre Stiftung an bestimmte Individuen an: bei den Chinesen der nicht mit Fo zu verwechselnde Fohi, der erste Opferer; späterhin Kong-fu-dseü; bei den Hindus Brama und Wishnu in ihren Incarnationen; bei den Buddhisten Buddha-Gautama; bei den Parsen Hom und Zerduscht; bei den Hebräern Moseh. Alle haben ferner Religionsbücher: die Chinesen ihre Kings, die Hindus ihre Veda's, die Buddhisten ihre Katechismen, die Parsen das Zendavesta, die Hebräer den Pentateuch. Alle diese Momente treffen wir auch im Islam wieder an. Daß Gott nur Einer ist und daß der durch Mohammed

geoffenbarte Korân die authentische Darlegung seines allmächtigen Willens enthält, ist in der That der vornehmste Inhalt des ganzen Korân, der in den mannigfachsten Wendungen variirt wird.

Wir sehen also den inneren Zusammenhang des Islam mit den früheren religiösen Bildungen des Orient; allein es ist auch zu bedenken, wie sich die eben bemerklich gemachten Elemente in ihm darstellen. Der Begriff Gottes ist in ihm der eines widerstandlosen, willkürlichen Herrschers; der Gehorsam — Islam heißt Gehorsam — gegen ihn ist blinde Unterwerfung; die ganze Religion ein starrer Fatalismus, der im Handeln als Fanatismus sich ausprägt. Der Prophet ist von allem Nimbus mythischer Glorie entkleidet, eine nackt historische Person; der Mangel einer solchen Dämmerung, ihn aus dem Kreise der gewöhnlichen Beziehungen zu rücken, hat unstreitig den Anlaß zu gewaltsamen, theilweise abgeschmackten Fictionen gegeben, welche als ein Surrogat jenes unbewußt entstandenen Wunderbaren, das die anderen Religionsstifter umgibt, angesehen werden müssen. Der Korân selbst endlich zeigt überall die Spuren eines tumultuarischen, rhapsodischen, absichtlichen Hervorbringens. Während die Religionsbücher der anderen Völker sich erst allmälig gebildet haben, während der Pentateuch selbst nur von den unwissenschaftlichsten Theologen Moseh allein zugeschrieben und ihm die successive Genesis abgeleugnet wird, während das Christenthum sich auch darin als die freieste Religion bewährt, daß es viele Jahre hindurch

ohne kanonische Bücher existirte, zeichnete der Islam sich dadurch aus, daß er mit einem fundamentalen Codex, mit dogmatischen Ordonnanzen auftrat. Allerdings wurden dieselben auch gesammelt; allerdings existiren auch von ihnen verschiedene Recensionen mit den größten Differenzen; dennoch bleibt das Factum einer Untrennbarkeit Mohammeds vom Korân stehen. Wir wollen aus der ersten besten Sure ein Beispiel dieser Manier entnehmen. In der dritten zu Medinah eingegebenen Sure, das Geschlecht Amran betitelt, lautet der Eingang: „Es ist nur Ein Gott! Und das ist er, der Selige, der Selbstständige. Der hat Dir den Korân zugeschickt, ein wahrhaftes Buch, welches die ehemaligen bereits vor Deinen Tagen bekannten Offenbarungen bekräftigt. Er ist es, der das Gesetzbuch Mosis und das Evangelium Jesu den Menschen zur Unterweisung gegeben hat. Jetzt aber sendet er durch Dich den Korân. Da Gott mächtig und ein Rächer ist, so werden diejenigen gewiß eine schwere Strafe erfahren, die seine Offenbarungen verleugnen. In der That, Gott ist nichts von Allem verborgen, was auf Erden und im Himmel ist: er ist es, der euch im Mutterleibe gebildet hat nach seinem Wohlgefallen. Nur er ist Gott, der Mächtige, der Weise! Und er ist es, der Dir das Buch hat überliefern lassen u. s. w."

Der Islam muß als das letzte welthistorische Product angesehen werden, welches der Orient hervorgebracht hat, denn nach ihm erscheint überall eine Erschöpfung desselben. Wie Rom die zerbröckelnden Völker und Individualitäten

geoffenbarte Korân die authentische Darlegung seines allmächtigen Willens enthält, ist in der That der vornehmste Inhalt des ganzen Korân, der in den mannigfachsten Wendungen variirt wird.

Wir sehen also den inneren Zusammenhang des Islam mit den früheren religiösen Bildungen des Orient; allein es ist auch zu bedenken, wie sich die eben bemerklich gemachten Elemente in ihm darstellen. Der Begriff Gottes ist in ihm der eines widerstandlosen, willkürlichen Herrschers; der Gehorsam — Islam heißt Gehorsam — gegen ihn ist blinde Unterwerfung; die ganze Religion ein starrer Fatalismus, der im Handeln als Fanatismus sich ausprägt. Der Prophet ist von allem Nimbus mythischer Glorie entkleidet, eine nackt historische Person; der Mangel einer solchen Dämmerung, ihn aus dem Kreise der gewöhnlichen Beziehungen zu rücken, hat unstreitig den Anlaß zu gewaltsamen, theilweise abgeschmackten Fictionen gegeben, welche als ein Surrogat jenes unbewußt entstandenen Wunderbaren, das die anderen Religionsstifter umgibt, angesehen werden müssen. Der Korân selbst endlich zeigt überall die Spuren eines tumultuarischen, rhapsodischen, absichtlichen Hervorbringens. Während die Religionsbücher der anderen Völker sich erst allmälig gebildet haben, während der Pentateuch selbst nur von den unwissenschaftlichsten Theologen Moseh allein zugeschrieben und ihm die successive Genesis abgeleugnet wird, während das Christenthum sich auch darin als die freieste Religion bewährt, daß es viele Jahre hindurch

ohne kanonische Bücher existirte, zeichnete der Islam sich dadurch aus, daß er mit einem fundamentalen Codex, mit dogmatischen Ordonnanzen auftrat. Allerdings wurden dieselben auch gesammelt; allerdings existiren auch von ihnen verschiedene Recensionen mit den größten Differenzen; dennoch bleibt das Factum einer Untrennbarkeit Mohammeds vom Korân stehen. Wir wollen aus der ersten besten Sure ein Beispiel dieser Manier entnehmen. In der dritten zu Medinah eingegebenen Sure, das Geschlecht Amran betitelt, lautet der Eingang: „Es ist nur Ein Gott! Und das ist er, der Selige, der Selbstständige. Der hat Dir den Korân zugeschickt, ein wahrhaftes Buch, welches die ehemaligen bereits vor Deinen Tagen bekannten Offenbarungen bekräftigt. Er ist es, der das Gesetzbuch Mosis und das Evangelium Jesu den Menschen zur Unterweisung gegeben hat. Jetzt aber sendet er durch Dich den Korân. Da Gott mächtig und ein Rächer ist, so werden diejenigen gewiß eine schwere Strafe erfahren, die seine Offenbarungen verleugnen. In der That, Gott ist nichts von Allem verborgen, was auf Erden und im Himmel ist: er ist es, der euch im Mutterleibe gebildet hat nach seinem Wohlgefallen. Nur er ist Gott, der Mächtige, der Weise! Und er ist es, der Dir das Buch hat überliefern lassen u. s. w."

Der Islam muß als das letzte welthistorische Product angesehen werden, welches der Orient hervorgebracht hat, denn nach ihm erscheint überall eine Erschöpfung desselben. Wie Rom die zerbröckelnden Völker und Individualitäten

der antiken Welt sich zu einem Scheinleben incorporirte, so ist der Islam ein Rahmen, der die äußerlich absterbenden Nationen des Orients zu einer losen Einheit in sich versammelt. Er ist die höchste Abstraction, bis zu welcher derselbe sein Princip steigern konnte. Aber in vieler Hinsicht ist er auch die oberflächlichste, weil er von Hause aus das Wesen eines Eklekticismus an sich trägt, wie er abgelebten Individuen und Völkern zusagt. Stellt man ihn mit dem Jüdischen Monotheismus zusammen, so hat er wohl eine größere Bequemlichkeit des Daseins, eine größere Leichtigkeit des Verkehrs nach Außen, eine größere Fülle des sinnlichen Genusses möglich gemacht; an Tiefe aber, an religiöser Würde steht er demselben unbedenklich nach. Das todte Glauben an Allah und Mohammed, das formelle Beten zu bestimmten Stunden, das Allmosengeben, die körperlichen Reinigungen, und, wenn es möglich ist, eine Wanderung nach der Kaaba, — wie unendlich steht dies Alles gegen die Schwere des Gesetzes zurück, unter welcher der Jude mit scrupuloser Gewissenhaftigkeit sich beugen, hinter dem Ernst der Innerlichkeit, mit welcher er die, wenn auch noch äußerlich gefaßte Sünde in sich bekämpfen muß. Der Hauch der Heiligkeit, der uns aus den Schriften des alten Testamentes anwehet, ist im Korân der Gedrücktheit eines knechtisch-stolzen Wesens gewichen, das für die Entäußerung seines eigenen Willens keine andere, als eine grob materielle Entschädigung kennt. Ohne dieselbe würde der Islam schwerlich dem versunkenen Orient eine so

convulsivische Energie eingeflößt haben, als er es wirklich gethan hat. Freilich hat die Theologie der Moslemim die Verheißungen des Korân bildlich auszudeuten und so in das Mystische hinüberzuziehen versucht, allein diese Exegese ist nur die Correctur, welche der bessere Geist seiner Bekenner nothgedrungen gemacht hat und hinter welcher Wendung die Nemesis nicht ausgeblieben ist, indem nun viele erotische Dichter die Schlüpfrigkeit ihres Egoismus damit vertheidigt haben, daß sie behaupteten, es läge dem scheinbar Anstößigen ein tiefer speculativer, theologischer Sinn zu Grunde. Hafis z. B. ist so verfahren. Da dies sinnliche Element die Kehrseite des abstract-theoretischen, des unbedingten Glaubens und sich Unterwerfens an Gott ausmacht, da das Türkische Paradies sprichwörtlich geworden ist, so wollen wir zur Veranschaulichung desselben nur eine seiner mannigfachen im Korân enthaltenen Schilderungen anführen. In einer zu Mekka geoffenbarten Sure, der Unvermeidliche, die sechs und fünfzigste, heißt es, nachdem von den Schrecken des unvermeidlichen Gerichtstages die Rede gewesen und alle Sterbliche in drei Haufen getheilt sind: „Die Leute der rechten Hand, wie glücklich werden sie sein! Und die Leute zur Linken, wie unglücklich werden sie sein! Und die, welche Andern in Uebung guter Werke vorgegangen sind, sie werden auch vorangehn in die wonnevollen Gärten. Viel werden sein der alten und wenig der neuen Zeit. Auf Kissen werden sie ruhn, die mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen ausgeziert sind, einander

gegenübersitzend. Jünglinge in ewiger Jugendblüthe werden um sie herumgehn, mit Humpen und Kannen und Bechern voll des immer zufließenden Labetranks, nach welchem ihnen weder der Kopf weh thun, noch der Verstand benebelt werden wird; und mit Früchten, die sie sich nach Gefallen aussuchen können, auch mit Fleisch von Vögeln, welches nach ihrem Geschmack ist. Rehäugige Huri's, den Perlen gleich, die noch in ihren Muscheln liegen, sollen die Vergeltung für die guten Werke sein, die sie gethan haben. Kein schlechtes Geschwätz werden sie hören und keinen Vorwurf von Sünden. Hören werden sie hingegen die süße Stimme, die ihnen Heil zuruft. — Die Leute der rechten Hand, wie glücklich werden sie sein! Wohnen werden sie bei Sidrabäumen, bei in schönster Ordnung gereiheten Talhabäumen, die einen weiten Schatten werfen, bei einem beständig fließenden Wasser, unter dem Genuß vieler Früchte, die sich nie verringern und die ungehindert genossen werden können. Auf erhöhete Ruheplätze gestreckte Lagergenossinnen haben wir fürwahr in besonderer Art geschaffen und sie zu stets unbefleckten Jungfrauen gemacht, mit immer gleich bleibenden Reizen in gleichem Alter vermählt zu sein den Männern zur rechten Hand. Aber die Leute der linken Hand, wie unselig werden sie sein, im brennenden Wind, in siedender Fluth, unter dem Schatten eines schwarzen Rauchs, der weder kühlt noch erquickt u. s. w."

Nach diesen Mittheilungen wird der Schluß einleuchten, daß die eigenthümliche Weltstellung des Islam darin

besteht, für Culturstufen, welche dem Princip nach unter ihm stehen, allerdings eine Emancipation, für höhere aber eine schroffe Ausschließung zu sein. Was er dort der theoretischen Anschauung des Göttlichen an Sinnlichkeit nimmt, das gibt er im praktischen Genusse dreifach wieder, macht dadurch aber hier den schneidensten Widerspruch gegen sich rege. Wir können uns nun erklären, weshalb er allmälig sowohl den Afrikanischen Fetischismus, als die Religionssysteme des alten Asiens, selbst, neueren Nachrichten zufolge, den Brâmanischen Hinduismus in sich auflöst; weshalb der Buddhismus, das caput mortuum des Brâmismus, ihm mit seinen weiten Abstractionen gewissermaaßen vorarbeitet; weshalb der durch Griechische Elemente schon verunreinigte Magismus des Perserreichs ihm nicht zu widerstehen vermochte und mit seinen letzten Anhängern in die Alpen Nordindiens flüchtete; denn in allen diesen Bildungen ist ein Naturelement, durch dessen Negation der Mohammedismus sich mit Recht höher stellt und den in ihm befangenen Nationen eine Erlösung von ihm und seinem Aberglauben bringt, wie er denn auch ganz in Uebereinstimmung mit dem alten Testament Zauberei, die einen wesentlichen Bestandtheil aller heidnischen Culte ausmacht, streng verbietet. Aber wir können uns nun auch erklären, warum das Judenthum und Christenthum für den Islam eine Grenze sind, obwohl er sich den Schein gibt, als wenn er das Wesentliche dieser ihm vorhergegangenen Religionen in sich aufgenommen habe. Adam, Noah, Abraham,

Moseh, David und Christus gelten bekanntlich im Korân als Mohammed untergeordnete Propheten. Selbst die Apostel gelten als Heilige, nur Paulus ausgenommen, was sehr merkwürdig ist.

Man hat schon mehrfach den Mangel des Islam in den Worten ausgedrückt, daß es ihm an Perfectibilität fehle. Fragen wir nun, wie man sich das endliche Schicksal der Nationen zu denken habe, welche von ihm ergriffen sind, so bleibt keine andere Antwort übrig, als daß sie, wie die altasiatischen Völker Hinterasiens, in sich so lange in dumpfer Stagnation fortleben müssen, bis sie entweder aus sich heraus eine neue durchgreifende Lebensform erschaffen, oder, was freilich schwer halten wird, das christliche Princip sich aneignen.

In Hinsicht des ersteren Falles walten allerdings nicht minder große Bedenken. Wir wollen dem Weltgeist nicht die Kraft absprechen, auch außerhalb des Christenthums noch ganz ungeahnte Gestalten erzeugen zu können. Sehen wir aber, daß im Islam selbst so oft schon Ansätze gemacht sind, seine Starrheit zu überwinden, der individuellen Lebendigkeit Raum zu schaffen, das tödtliche Nivellement des formellen Glaubens und einer stumpfen Werkheiligkeit zu entfernen, daß aber alle diese ohne eigentliche Resultate verschwunden sind, oder als Secten eine verkümmerte Existenz fortsetzten, so kann man ihn nicht mit dem Christenthum vergleichen, welches in der Griechischen, Römischen und Protestantischen Kirche nicht blos für die nationale Differenz der Slaven, Romanen

und Germanen äußerliche Unterschiede aufstellte, sondern zugleich einen innern Fortschritt erwarb und mit Männern, wie Athanasius, Justinian, Gregor VII. und Innocenz IV., Luther und Calvin, Leibnitz und Kant, das Abschließen bestimmter unter sich zusammenhängender Bildungsepochen bezeichnet. Im Islam ist nur ein Neben- und Nacheinander ohne Continuität der Momente. Wie der Wind der Wüste den eingetretenen Fußtapfen sogleich spurlos verwehet, so beginnt im Islam bald hier bald dort eine neue Bildung, um, wie alle übrigen, an denselben Hindernissen zu scheitern und resultatlos zu verschwinden. Propheten treten auf; Mönchsorden werden gestiftet; der Korân wird bald nach der Tradition supernaturalistisch, bald nach subjectivem Verständniß rationalistisch ausgelegt; dicke Commentare werden mit Talmudischem Scharfsinn geschrieben. Aber Alles bleibt beim Alten; das Ganze kommt nicht einen Zoll weiter. Seitdem der Gasnevide Mahmud das nordwestliche Indien eroberte, hat der Islam beständig das Interesse gehabt, sich mit dem ihm in so vielen Puncten heterogenen Hinduismus auszugleichen. Er behandelte ihn mit der größten Toleranz, allein dies hat nicht genügt. Der Kaiser Akbar, der 1605 starb, verfiel auf den Gedanken, den Islam mit dem Parsismus und Brâmaismus in Ein System zu verschmelzen. Man hat Akbar dem Kaiser Julian verglichen; allein sein Synkretismus lag auch schon in der Grundformation des Islam, der in seinen besonderen Elementen durchaus eklektisch ist. Für den

Brâmismus war Akbar durch den Dichter Feisi gewonnen. Akbar hielt alle Freitage einen theologischen Abendcirkel, in welchem so lange über Religionsmaterien disputirt wurde, bis zuletzt Niemand mehr wußte, woran er eigentlich war. Den Sonnendienst wollte er als symbolischen Cult für den Einen Gott beibehalten, eine Menge sittenrechtlicher Reformen machen und die Glaubensformel dahin abändern: Es ist nur Ein Gott, und Akbar sein erster Priester. Von der Kenntniß des Christenthums versprach er sich anfänglich viel und schrieb sogar, seiner Urkunden vollständig habhaft zu werden, an den König von Portugal, der damals im Morgenlande ziemlich in eben so großem Ansehen stand, als im Abendlande der Priesterkönig Johannes, an welchen noch Emanuel seinerseits von Portugal aus Aufträge richtete. Allein die Geschichte Christi sagte Akbar's philosophischem Deismus nicht zu; er verwarf das Christenthum seiner thaumatischen Elemente wegen. Unter seinem Sohn Jehon, der sich mit dem Ausbau von Delhi beschäftigte, während sein Vater Agra zur prächtigsten Stadt erhoben hatte, verfielen alle diese Reformen. Eine andere Synthese des Islam und Brâmismus ward schon vor Akbar von Nanak Guru aus dem Volk heraus versucht. Aus ihr sind die Seikhs hervorgegangen, die jetzt unter dem Maha Radscha Rendschid Singh im Pendschab eine so große Rolle spielen. Aber schon daß diese Verbrüderung erst seit etwas länger als einem Menschenalter in die Geschichte mit einiger Bedeutung eingetreten ist, während ihr Stifter ihr so

lange vorausging, begründet kein günstiges Vorurtheil für ihre Entwicklung, wäre nicht die Neutralisation jener Elemente an sich möglich und die Basis der einstweiligen Annäherung nur der materielle Egoismus, denn die Seikhs und die Maratten sind eben so continentale Raubstaaten, wie die Barbaresken maritime.

Wenn Mohammedanische Staaten sich selbst überlassen bleiben, so gerathen sie auf die Länge immer in Verfall, weil der Islam für die Entfaltung eigenthümlicher Lebendigkeit zu wenig Raum gestattet. Christliche Staaten haben dagegen das Charakteristische, daß sie progressiv aus jeder Epoche der Zerrüttung zu neuer Energie sich zusammennehmen. Nun könnte gegen diese Behauptung der Glanz der Khalifate, der Ruhm der Künste und Wissenschaften bei den Arabern angeführt werden. Um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir nur einige Hauptpuncte hierbei hervorheben.

Wie die allgemeine Weltstellung des Islams die ist, zwischen den Naturreligionen und der selbstbewußten Geistigkeit des Christenthums eine bewegungslose, nur in fanatischen Ausbrüchen momentan aufgährende Mitte auszumachen, so ist er auch in politischer Beziehung eine solche schlechte Mitte. Der Willkür des Despoten steht die Willkür des akephalen Pöbels gegenüber. Empörung ist die perennirende Form der Geschichte des Islam. Es existirt in ihm weder eine rein hierarchische, noch eine rein feudale oder demokratische Staatsform; am wenigsten, was den Europäischen Occident auszeichnet, ein

fruchtbarer Gegensatz von Kirche und Staat. Vielmehr ist im Khalifat jedesmal die höchste kirchliche und politische Würde unmittelbar und erblich vereinigt. Ursprünglich hatte dies noch einen Sinn. Als aber nicht mehr nur Ein Khalifat bestand, als mit der Vervielfältigung desselben die Eroberung der Gewalt der Waffen das Heft der Entscheidung in die Hand gab, trat eine zwiefache Nothwendigkeit ein: erstlich mußte eine geschickte Administration für die eroberten Länder geschaffen werden; zweitens mußten stehende Heere, zunächst als Leibgarde des Khalifen, den Eroberern selbst beständigen Nachdruck geben.

In jener Beziehung haben die Mohammedaner viel geleistet; in der Municipalverwaltung, im Steuersystem, in der Polizei haben sie eine Menge kluger Einrichtungen ausgefunden, welche auch christlicher Seits in Spanien, im südlichen Frankreich, in Italien oft adoptirt sind. Es hing dies bei den Moslemin im Mittelalter mit dem blühenden Zustand ihrer Seiden-, ihrer Goldstoff- und Sammtfabriken, ihrer Metallarbeiten und schönen Steinschleifereien zusammen. — In der zweiten Beziehung aber hat sich die Geschichte aller Khalifate in einen Militärdespotismus aufgelöst, in welchem, wie immer in solchen Fällen, das stehende Heer die Macht an sich riß und den Khalifen von sich abhängig machte. Die Geschichte des Aegyptischen und Türkischen Sultanats zeigt uns einen von der Willkür der Mameluken und Janitscharen stets in Schach gehaltenen Thron und die Be-

günstigung des Fremdländischen hat bei Mehemed Ali wie bei Mahmud keinen andern Zweck, als sie gegen solche Willkür nach Innen zu selbstständig zu machen. An ein eigentliches politisches Leben ist unter solchen Umständen gar nicht zu denken. Der Genuß der bürgerlichen Ruhe und Bequemlichkeit, der Harem, der Spazierritt, die Pfeife, das Schachspiel, das Opium u. s. w., das sind die Freuden des Muselmanns. Die Freiheit als solche sich zum Zweck zu machen, kommt ihm nicht bei. Er hat keinen Begriff davon, daß die Verfassung eines Staates darin besteht, für die Herrschaft des Gesetzes Garantieen zu geben. Die Geschichte aller Mohammedanischen Staaten hat daher eine widrige Monotonie an sich, weil man gar keine eigentliche Entwicklung darin verfolgen kann, sondern immer nur von Neuem das Schauspiel von nichtswürdigen Verschwörungen, Empörungen und blutigen Thronstreitigkeiten vor sich hat, bei welchen nur die Figuren wechseln, der Inhalt aber der nämliche bleibt.

Kunst und Wissenschaft haben sich daher nicht aus sich selbst im Islam entfaltet, sondern sind theils nur eine Unterhaltung des Luxus, theils, in ihren größten Phänomenen, imperatorische Improvisationen gewesen. Das Letztere gilt vorzüglich von den imponirenden Bauwerken in Spanien, in der Levante und in Indien. Um nicht in ein ermüdendes Detail zu gerathen, will ich nur bemerken, daß die Impulse zur Kunst bei den Mohammedanischen Völkern beständig aus ihrer Individualität

oder von Außen her entsprangen, dem Korân selbst aber eine ästhetische wie scientifische Indifferenz am congruentesten ist. Ich will nur ein paar Thatsachen anführen. Vor dem Auftreten Mohammeds hatten die Araber eine theils lyrische, theils epische Volkspoesie, worin Liebe, Krieg und Gastfreundschaft das begeisternde Thema waren. Die Messe von Okkadh war der Punct, welcher die Sänger concentrirte und wo die besten Gedichte durch Preise geehrt wurden. Mohammed selbst war kein Dichter. Man hat vom Korân öfter die falsche Vorstellung, als sei er in Versen geschrieben. Dies ist nicht der Fall. Er ist ein Werk der rhetorischen Prosa; nur die Endzeilen der Suren sind Verse. Mohammed war kein Dichter und hatte selbst das Bewußtsein darüber, indem er gelegentlich aussprach, er brauche es auch nicht zu sein. Ein mit der orientalischen Literatur gründlich vertrauter Gelehrter, der sich für seinen Zweck längere Zeit in Kairo aufgehalten hat, der Dr. Weil, der treueste Uebersetzer von Schamaschari's goldenem Halsband und von Tausend und Einer Nacht, hat in einer besondern Monographie gezeigt, wie mit dem Korân die Arabische Poesie in theologischer Dialektik, in enkomiastischer Hofdichtkunst und in Schulgelehrsamkeit verkümmerte. Er stellt die Sänger der Moallakat wenigstens eben so hoch, als Herr von Hammer den Motanebbi. Auch Tausend und Eine Nacht wird oft für eine Emanation des Islam gehalten. Allein es ist nun zur Genüge eingesehen, daß im Grunde der ganze Orient Einschlagsfäden zum Auswirken dieser

Manche dadurch zu näherer Bekanntschaft aufgereizt worden sind.

Es ist Mode geworden, über die Encyklopädisten, über Diderot namentlich, vornehm abzusprechen. Man hat sie als Materialisten, als Atheisten, als Ungeheuer der Immoralität, als Koryphäen der Frivolität gebrandmarkt. Gewisse Leute können nicht ohne Schauder an sie denken. Lessing und Goethe haben anders über Diderot geurtheilt, aber Lessing und Goethe waren auch unterrichtet, hatten ihren Diderot gelesen, studirt; ersterer verdankt ihm Unzähliges in seinem Styl; letzterer übersetzte seinen Versuch über die Malerei, übersetzte seinen Neffen Rameau's. Auch Schiller hat in der Rheinischen Thalia (I, 6.) eine Uebersetzung von einer Diderotschen Erzählung geliefert, (Weibliche Rache aus Jacques le fataliste). Die Leute aber, welche noch jetzt mit Steinen nach dem ehrlichen, gefühlvollen, phantasiereichen, gedankenstrotzenden, immer schöpferisch gelaunten, aller Formen mächtigen Diderot werfen, kennen nur seinen Namen. Was braucht's mehr? Nichts ist ausgemachter, als daß der Atlasträger der Encyklopädie, worin Gott, Freiheit und Unsterblichkeit geleugnet wurden, ein Nichtswürdiger, mindestens ein Bedauernswürdiger war. Es gereicht Herrn von Schelling zu nicht geringem Ruhm, in seiner allgemeinen Zeitschrift von Deutschen für Deutsche (Nürnberg 1813, Bd. I, Hft. 2, S. 145—95) zuerst die Memoiren der Frau von Vandeul über das Leben Diderots, ihres Vaters, mitgetheilt zu haben (vor den nachgelassenen Werken

Tage, daß die Originalität der Araber darin nicht so groß ist, als man gemeint hat. Der philosophische Eifer, mit welchem die Saracenen des Mittelalters bei den Griechen in die Schule gingen, ist längst verflogen und für die gründliche Betreibung anderer Wissenschaften, deren Bedürfniß man in neuerer Zeit gefühlt hat, der Korân eine fast unübersteigliche Grenze. Ich führe aus Taylors Geschichte des Mohammedanismus ein interessantes Document darüber an. Mehemed Ali ließ in Paris den Scheich Refaa studiren, um nach seiner Rückkehr in Aegypten die Europäischen Wissenschaften zu lehren. Refaa beschrieb seine Reise, umging aber in derselben Alles, was ihn in den Verdacht der Ketzerei bringen könnte, mit einer Geschicklichkeit, um welche ihn, wie Taylor meint, Galilei beneidet haben würde. Refaa's eigene Worte sind: „Die Franzosen zeichnen sich am meisten in den praktischen Wissenschaften aus, sind aber auch mit dem speculativen wohl vertraut. Doch haben sie gewisse philosophische Grundsätze, welche von denen aller übrigen Nationen abweichen, wissen sie jedoch mit solchen Gründen zu unterstützen, daß sie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnen. In der Astronomie z. B. sind sie sehr bewandert und haben ihren Instrumenten eine Vollkommenheit gegeben, welche sie die Alten bei weitem übertreffen läßt. Hiermit verbinden sie jedoch gewisse den heiligen Büchern widerstreitende Meinungen, wie z. B. daß sich die Erde um ihre Axe drehe u. s. w. und führen dafür schwer zu beseitigende Gründe an. Ich könnte

noch viele dergleichen Sonderbarkeiten anführen und mache meine Leser vielleicht später damit bekannt. Jetzt nur so viel, daß ihre wissenschaftlichen Werke voll davon sind und der Muselmann, der Französische Bücher lesen will, muß erst in Lehren des heiligen Korân ganz fest werden, sonst läuft er Gefahr, seinen Glauben einzubüßen." Mit der größten Vorsicht fährt der Sheich nach Mittheilung richtigerer Ansichten fort: „ein gelehrter Europäer habe behauptet, die Bewegung der Erde um sich selbst und ihre runde Form widerstreite der heiligen Schrift keineswegs, weil diese lediglich die moralische Bildung des Menschen bezwecke, und ihre Ausdrücke nicht nach wissenschaftlichen Bestimmungen, sondern nach den äußeren Erscheinungen wähle. Wenn es z. B. heiße, Gott habe die Sonne stehen lassen, so bedeute dies nichts anders, als, er habe das Verschwinden ihres Lichtes nur einige Zeit verschoben und deshalb die Erde in ihrer Bewegung wirklich aufgehoben. Das heilige Buch sage, die Sonne stehe still, weil es dem Auge so vorkäme, als wenn sich die Sonne bewege."

Fassen wir Alles zusammen, was uns bisher beschäftigt hat, so werden wir wohl geneigt sein, dem Urtheil eines feinen Beobachters unserer Tagesgeschichte beizustimmen, daß man in allen neuernden Reformen des Türkischen wie des Aegyptischen Sultans, welche im Orient unter dem Ausdruck Nizzam-Dschedid zusammengefaßt werden, nur von der Noth des Augenblicks aufgedrungene politische Maaßregeln, keineswegs eine Tendenz

des Islam zu wahrhafter Civilisation, ein Streben über sich selbst hinauszudringen, zu sehen habe. Der Islam ist zu stolz, zu selbstgenügsam, zu denkfaul, als daß er mit der Humanität und deren progressivem Princip selbstbewußter Freiheit sich ernstlich vereinigen könnte. Das große Interesse, welches die Eroberung Algiers bei allen christlichen Nationen gefunden hat, ist unstreitig durch den Gedanken vorzüglich mitbedingt, daß damit der Anfang gemacht sei, die seit der Gründung der Khalifate in Nordafrika vorherrschende Dumpfheit des Islam zu vernichten. Was der heilige Ludwig, was Karl V. ohne dauernden Erfolg versuchten, was auch jetzt noch zweifelhaft blieb, scheint nun, seit die dreifarbige Fahne von Konstantinehs grauen Kalkfelsen wehet, zur Wirklichkeit gelangt zu sein. Die Europäische Cultur hat seit dem Untergang des Römerreichs zum zweitenmal in Nordafrika einen festen Ausgangspunct genommen. Selbst die Lage Algiers als eines der mittleren Barbareskenstaaten zwischen den größeren Reichen von Marokko und Aegypten scheint in dieser Beziehung von Wichtigkeit und es ließen sich daraus für die Veränderung der Stellung, welche die Freiheit und ihre Cultur dem Fatalismus und der Starrheit des Islam in den nächsten Decennien abzwingen wird, bedeutende Folgerungen machen, würden nicht die schönsten Perspectiven dieser Art durch das mercantilische und politische Interesse der Engländer, den Primat im Handel und zur See zu behaupten, so oft und so schnell zu ephemeren Illusionen verwandelt. Allein

von einem höheren Standpunct aus sind auch solche Retardationen der Humanität nur ephemer und die göttliche Nothwendigkeit der Freiheit bricht endlich siegreich durch alle Nebel des Egoismus. Vor den milden Strahlen dieser ewig leuchtenden Sonne der Menschheit wird auch die Trübheit des Islam einst verschwinden müssen!

V.

Unterhaltung zwischen Diderot und D'Alembert.

1836.

Vorbemerkung.

Diderot's nachgelassene Werke erschienen zuerst 1830 ff. zu Paris. 1834 ist bereits eine neue, mit dem inzwischen aufgefundenen Schauspiel, est-il bon, est-il méchant? vermehrte Ausgabe nothwendig geworden. In Deutschland hat man von diesen so höchst interessanten Schriften bei weitem weniger Notiz genommen, als ihre Wichtigkeit sollte erwarten lassen. Herr Varnhagen von Ense ist, meines Wissens, der einzige gewesen, der in den Berliner Jahrbüchern eine ausführliche, treffliche Anzeige derselben gab (Wiederabgedruckt in seinem Werk: zur Geschichtschreibung und Litteratur, Hamburg 1833, S. 423—435). Möglich und wünschenswerth, daß

Manche dadurch zu näherer Bekanntschaft aufgereizt worden sind.

Es ist Mode geworden, über die Encyklopädisten, über Diderot namentlich, vornehm abzusprechen. Man hat sie als Materialisten, als Atheisten, als Ungeheuer der Immoralität, als Koryphäen der Frivolität gebrandmarkt. Gewisse Leute können nicht ohne Schauder an sie denken. Lessing und Goethe haben anders über Diderot geurtheilt, aber Lessing und Goethe waren auch unterrichtet, hatten ihren Diderot gelesen, studirt; ersterer verdankt ihm Unzähliges in seinem Styl; letzterer übersetzte seinen Versuch über die Malerei, übersetzte seinen Neffen Rameau's. Auch Schiller hat in der Rheinischen Thalia (I, 6.) eine Uebersetzung von einer Diderotschen Erzählung geliefert, (Weibliche Rache aus Jacques le fataliste). Die Leute aber, welche noch jetzt mit Steinen nach dem ehrlichen, gefühlvollen, phantasiereichen, gedankenstrotzenden, immer schöpferisch gelaunten, aller Formen mächtigen Diderot werfen, kennen nur seinen Namen. Was braucht's mehr? Nichts ist ausgemachter, als daß der Atlasträger der Encyklopädie, worin Gott, Freiheit und Unsterblichkeit geleugnet wurden, ein Nichtswürdiger, mindestens ein Bedauernswürdiger war. Es gereicht Herrn von Schelling zu nicht geringem Ruhm, in seiner allgemeinen Zeitschrift von Deutschen für Deutsche (Nürnberg 1813, Bd. I, Hft. 2, S. 145—95) zuerst die Memoiren der Frau von Vandeul über das Leben Diderots, ihres Vaters, mitgetheilt zu haben (vor den nachgelassenen Werken

wieder abgedruckt). Bedenken wir, daß auch Rameau's Neffe zuerst durch einen Deutschen Deutsch veröffentlicht wurde, so hat selbst die Literaturgeschichte in ihren äußeren Geschicken es ausdrücken wollen, daß Diderot eine Verwandschaft mit dem Deutschen Geist und deshalb auch eine Anwartschaft auf seine besondere Anerkennung durch die Deutschen hat. Durch jene schätzbaren Memoiren lernten wir zuerst Diderots persönliche Liebenswürdigkeit, seine hingebende Freundlichkeit, seine menschliche Allseitigkeit kennen. Wie er dabei der herrschenden Unsitte der Zeit auch seinen Tribut gezahlt, hat die Tochter nicht verschwiegen. Aus der nun gedruckten Correspodenz Diderots mit seiner Geliebten, dem Fräulein Voland, geht unwiderleglich hervor, was Herr Varnhagen von Ense mit großer Kenntniß der damaligen Zeit auseinandergesetzt hat, daß solche der Form nach allerdings unsittliche Verhältnisse in sich selbst oft wieder einen tiefen, sittlichen Kern enthielten und entwickelten. Die Franzosen haben daher auch gegenwärtig eine viel höhere Ansicht von Diderot gewonnen, als, im Ganzen genommen, bei uns noch herrscht, wo man sich immer noch nicht von der einseitigen Auffassung des Negativen in Diderots Wirksamkeit losmachen kann. St. Beuve, der aus der romantischen Schule hervorgegangene Kritiker, hat in seinen Portraits et critiques (edit. de Bruxelles, 1832, T. II, p. 119—69) eine Charakteristik Diderot's gegeben, wie sie vor dem Erscheinen des Nachlasses, der uns erst in alle Geheimnisse des wunderbaren Mannes einführte, wohl noch nicht mög-

lich war, wie sie aber auch noch nicht übertroffen ist und die wir daher von Neuem in Erinnerung bringen.

Uns schiene nothwendig, daß sich ein Deutscher entschlösse, die Geschichte der Französischen Philosophie von Bayle und Malebranche bis auf Condorcet gründlichst aus den Quellen zu schreiben. Von der Revolution ab haben wir Damirons Werk. Eine solche Darstellung würde unsere Befangenheit zerstören und einer Ueberschätzung entgegentreten, welche aus der unvermeidlichen Opposition gegen unhaltbar gewordene Ansichten so leicht entspringen dürfte. Ich gestehe, daß das Gründlichste, was ich über jene merkwürdige Periode der Speculation gelesen zu haben mich erinnere, das ist, was der fleißige, aber in so manchem Betracht beschränkte Buhle in seinen beiden Geschichten der Philosophie gegeben hat und was dem gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft durchaus nicht mehr genügen kann. Anderwärts findet man nur eine Wiederholung allbekannter Gemeinplätze, ein Verstecken der historischen Unwissenheit hinter den Machtsprüchen leerer Phrasen. Man glaubt schon überflüssig viel Gelehrsamkeit zu zeigen, wenn man erzählt, daß nicht Mirabeau, sondern wahrscheinlich Holbach Verfasser des systême de la nature sei, und wenn man auf dieses Werk aus Göthe's Biographie heraus verwerfende Seitenblicke fallen läßt. Ich könnte hier eine Menge Citate beibringen, welche, als corpus delicti, in Erstaunen setzen würden, bis zu welchem Grade ein halbwahres, oberflächliches Urtheil in einer Literatur stereotyp werden kann.

Ich habe im Folgenden aus dem mehrerwähnten Nachlaß das Gespräch zwischen Diderot und D'Alembert übersetzt, welches den Traum d'Alemberts einleitet, dies Meisterstück aller neueren wissenschaftlichen Dialoge. Wir Deutsche haben uns lange genug gequält, unsere Gedanken auch zu dialogisiren, wo möglich zu platonisiren. Wir vergaßen, daß wir von Hause aus nicht zum Dialog, sondern zum Monolog geschaffen sind. Einer spricht sich aus; dann spricht sich der andere aus; dann der dritte u. s. f. Ein Zwischenfragen wäre unhöflich; ein Absprin- vom Thema unlogisch (einen größeren Schimpf kennt aber der „gebildete" Deutsche nicht, als den, nicht logisch zu denken); ein Einmischen des Zufälligen der Situation störend; auch würde es Zerstreutheit verrathen; endlich ein Nichterschöpfen wäre — nicht Deutsch. Wie soll es da zum Dialog kommen? Selbst unserem Drama ist es anfühlbar, daß wir Deutsche die absolute Monarchie des Katheders und der Kanzel lieben, welche in der feierlichen Stille des — wenn auch gähnenden, doch wohlsubordinirten — aus Gefälligkeit, aus kosmopolitischem Anstand wenigstens aufhorchenden Publicums schwelgt. Zum wissenschaflichen Dialog gehört ein geselliges Leben als Träger der unruhigen Dialektik. Die Griechen hatten eine solche Geselligkeit, bis in Alexandrien Bibliotheken angelegt wurden; da verstummte sie. Die Franzosen hatten eine solche Geselligkeit, bis die Journalistik die tieferen Elemente der Mittheilung in sich aufgezehrt und der Conversation nur die Aeußerlichkeiten des Lebens übrig gelassen

hat. Das Journal enthält die Reflexion, während das Gespräch ohne Untersuchungsgeist überwiegend den Charakter der Relation annimmt. Bei den Deutschen ist es nur vorübergehend in isolirten, höchst gebildeten Kreisen (Fürstin v. Gallizin, Rahel u. A.) zu solchen Explosionen des philosophischen Dialogs gekommen. Auch wollen wir nicht vergessen, daß die tiefere Ausbildung der Wissenschaft in der dialogischen Form durchaus unerreichbar ist. Sie kann nur Vorpostengefechte liefern oder in leichter, zierlicher Husarenuniform den schon fliehenden Feind verfolgen. Schlachten sind ihr nicht möglich; Plato wird bei umfassenderen Aufgaben, im Parmenides, im Timäus, in der Republik ganz dogmatisch; eben so Schelling im Bruno; Solger im Erwin. Die anfängliche Mimik, die unerwartete Kreuzung der Fragen, die Leichtigkeit der Bewegung verschwindet nnd das Ja und Nein unterbricht den Vortrag nur noch der Etiquette wegen.

Möchte die folgende Mittheilung Jemand erregen, den Diderotschen Nachlaß ganz zu übersetzen. Es versteht sich, daß dies keine Arbeit für Fabrikmenschen ist. Grammatik und Lexikon und Tinte reichen hier nicht aus; es bedarf eines durchdringenden Verständnisses, einer innigen Vertrautheit. Der Uebersetzer muß wissen, daß Uebersetzen kein Handwerk, sondern eine Kunst und zwar eine schwere ist. Diderots Briefe und Tagebücher sind für die damalige Periode nicht weniger werth, als Byrons Briefe und Tagebücher für den Skepticismus der letztverflossenen Periode. Das Paradoxe sur le comédien

schließt sich direct an Rameau's Neffen an und d'Alemberts Traum ist die Incarnation der ganzen Encyklopädie.

Bei dem letzteren Dialog würde gegen das Ende hin einige Rücksicht auf die deutsche Decenz nothwendig sein. Wir wollen nicht die Abgeschmacktheit des Feigenblattes, wie man sie in Antikenkabinetten treffen kann. Nur eine Milderung einiger Ausdrücke und das Ausmerzen einiger Zeilen ist unser Wunsch. Ueberhaupt wird Niemand unsere Apologie Diderots so verstehen wollen, als huldigten wir seinem sentimentalen Cynismus unbedingt. Wenn wir demselben sein Recht zugestanden wissen wollen, insofern eine solche Nacktheit des Denkens damals nothwendig war, die so sehr verloren gegangene Unschuld wenigstens der Form nach zu ersetzen, so folgt daraus noch gar nicht, daß wir nicht eine solche Geistesgestalt von dem, was das Christenthum fordert, zu unterscheiden wüßten. Historische Gerechtigkeit und positive, absolute Bestimmungen sind so sehr zweierlei, daß daran zu erinnern unnütz wäre, vergäßen es nicht Viele so oft. Warum denkt Ihr denn aber bei Diderot immer sogleich daran, daß er die bijoux indiscrets und nicht auch daran, daß er einen schönen Tractat auch über das Verdienst und die Tugend geschrieben hat?

D'Alembert.

Ich gestehe, daß ein Wesen, welches irgendwo existirt und keinem Punct des Raums angehört; ein Wesen, das ohne Ausdehnung ist und die Ausdehnung einnimmt;

welches ungetheilt in jedem Theil dieser Ausdehnung ist; welches wesentlich von der Materie unterschieden und das mit ihr geeint ist; welches ihr folgt und sie bewegt, ohne sich zu bewegen; welches auf sie wirkt und jeden Wechsel derselben durchmacht; ein Wesen, von dem ich nicht den geringsten Begriff habe: ein Wesen von einer so widersprechenden Natur ist schwer anzunehmen. Aber andere Dunkelheiten erwarten den, der es verwirft; denn, wenn die Sensibilität, die Ihr bei ihm voraussetzt, eine allgemeine und wesentliche Eigenschaft der Materie ist, so muß am Ende auch der Stein Gefühl haben.

Diderot.

Warum nicht?

D'Alembert.

Das ist eine harte Zumuthung.

Diderot.

Ja, für den, der ihn zerschlägt, zerschneidet, zerreibt und ihn nicht schreien hört.

D'Alembert.

Ich möchte wohl, daß Ihr mir den Unterschied angäbet, den Ihr zwischen dem Menschen und der Natur, zwischen dem Marmor und dem Fleisch setzt.

Diderot.

Gering genug. Man macht Marmor mit Fleisch und Fleisch mit Marmor.

D'Alempert.

Aber das eine ist nicht das andere.

Diderot.

Gerade wie das, was Ihr die lebendige Kraft nennt, nicht die todte ist.

D'Alembert.

Ich verstehe Euch nicht.

Diderot.

Ich erkläre mich. Das Versetzen eines Körpers von einem Ort an einen anderen ist nicht die Bewegung, ist nur ihre Wirkung. Die Bewegung ist gleich sehr in dem versetzten wie in dem unbeweglichen Körper.

D'Alembert.

Diese Weise zu sehen ist neu.

Diderot.

Nicht weniger ist sie wahr. Räumt das Hinderniß fort, das sich der localen Versetzung des unbewegten Körpers entgegenstellt, und er wird versetzt sein. Nehmt durch eine plötzliche Verdünnung die Luft hinweg, die diesen ungeheuren Eichstamm umgibt, und das Wasser, welches er enthält, wird ihn, indem es sich mit einem Male ausdehnt, in tausend Splitter zertrümmern. Ich behaupte dasselbe von Eurem eigenen Leibe.

D'Alembert.

Mag sein. Was ist aber zwischen der Bewegung und der Sensibilität für ein Zusammenhang? Wär' es vielleicht, daß Ihr eine thätige und unthätige Sensibilität anerkennt, wie es eine lebendige und eine todte Kraft gibt; eine lebendige, welche sich durch die Versetzung,

eine todte, welche sich durch den Druck offenbart; eine thätige Sensibilität, welche sich durch gewisse Thätigkeiten charakterisirt, die am Thier und vielleicht an der Pflanze bemerklich sind; und eine unthätige Sensibilität, deren man durch den Uebergang in den Zustand der thätigen Sensibilität inne würde?

Diderot.

Prächtig. Ihr habt's.

D'Alembert.

Also die Natur hat nur eine unthätige Sensibilität; und der Mensch, das Thier, die Pflanze selbst vielleicht sind mit thätiger Sensibilität ausgestattet.

Diderot.

Unzweifelhaft unterscheidet sich so der Marmorblock und die Fleischfaser. Ihr begreift aber wohl, daß dies nicht der einzige Unterschied ist?

D'Alembert.

Gewiß. Wie ähnlich auch die äußere Form des Menschen und der Statue sei, ihr innerer Organismus hat kein Verhältniß. Der Meißel auch des geschicktesten Bildhauers kann keine Epidermis machen. Es gibt aber ein sehr einfaches Verfahren, eine todte Kraft in den Zustand der lebendigen übergehen zu lassen; eine Erfahrung, die sich täglich vor unseren Augen hundertmal wiederholt. Dagegen sehe ich nicht recht ein, wie man einen Körper vom Zustand der unthätigen Sensibilität in den der thätigen übergehen läßt.

Diderot.

Ihr wollt es nur nicht sehen. Diese Erscheinung ist eben so gewöhnlich.

D'Alembert.

Und diese so gewöhnliche Erscheinung, welche ist sie, wenn's Euch gefällt?

Diderot.

Ich will's Euch sagen, da Ihr einmal die Beschämung haben wollt. Sie ist da, so oft Ihr eßt.

D'Alembert.

So oft ich esse?

Diderot.

Ja; denn was macht Ihr beim Essen? Ihr räumt die Hindernisse aus dem Wege, welche sich der thätigen Sensibilität des Nahrungsmittels in den Weg stellten. Ihr macht es Euch selbst gleich; Ihr macht Fleisch davon; Ihr animalisirt es; Ihr macht es sensibel; und was Ihr so an einem Nahrungsmittel thut, das werde ich, wenn mir's gefällig ist, am Marmor thun.

D'Alembert.

Und wie das;

Diderot.

Wie? Ich werde ihn eßbar machen.

D'Alembert.

Den Marmor eßbar machen? Das scheint mir nicht leicht.

eine todte, welche sich durch den Druck offenbart; eine thätige Sensibilität, welche sich durch gewisse Thätigkeiten charakterisirt, die am Thier und vielleicht an der Pflanze bemerklich sind; und eine unthätige Sensibilität, deren man durch den Uebergang in den Zustand der thätigen Sensibilität inne würde?

Diderot.

Prächtig. Ihr habt's.

D'Alembert.

Also die Natur hat nur eine unthätige Sensibilität; und der Mensch, das Thier, die Pflanze selbst vielleicht sind mit thätiger Sensibilität ausgestattet.

Diderot.

Unzweifelhaft unterscheidet sich so der Marmorblock und die Fleischfaser. Ihr begreift aber wohl, daß dies nicht der einzige Unterschied ist?

D'Alembert.

Gewiß. Wie ähnlich auch die äußere Form des Menschen und der Statue sei, ihr innerer Organismus hat kein Verhältniß. Der Meißel auch des geschicktesten Bildhauers kann keine Epidermis machen. Es gibt aber ein sehr einfaches Verfahren, eine todte Kraft in den Zustand der lebendigen übergehen zu lassen; eine Erfahrung, die sich täglich vor unseren Augen hundertmal wiederholt. Dagegen sehe ich nicht recht ein, wie man einen Körper vom Zustand der unthätigen Sensibilität in den der thätigen übergehen läßt.

Diderot.

Ihr wollt es nur nicht sehen. Diese Erscheinung ist eben so gewöhnlich.

D'Alembert.

Und diese so gewöhnliche Erscheinung, welche ist sie, wenn's Euch gefällt?

Diderot.

Ich will's Euch sagen, da Ihr einmal die Beschämung haben wollt. Sie ist da, so oft Ihr eßt.

D'Alembert.

So oft ich esse?

Diderot.

Ja; denn was macht Ihr beim Essen? Ihr räumt die Hindernisse aus dem Wege, welche sich der thätigen Sensibilität des Nahrungsmittels in den Weg stellten. Ihr macht es Euch selbst gleich; Ihr macht Fleisch davon; Ihr animalisirt es; Ihr macht es sensibel; und was Ihr so an einem Nahrungsmittel thut, das werde ich, wenn mir's gefällig ist, am Marmor thun.

D'Alembert.

Und wie das;

Diderot.

Wie? Ich werde ihn eßbar machen.

D'Alembert.

Den Marmor eßbar machen? Das scheint mir nicht leicht.

Diderot.

Das ist meine Sache, Euch das Verfahren dazu anzugeben. Ich nehme die Statue, die Ihr seht, werfe sie in einen Mörser und mit derben Stößen der Stampfkeule ....

D'Alempert.

Sacht, wenn's Euch beliebt: das ist Falconets Meisterstück. Ja, wenn es noch ein Stück Holz von Huez oder einem anderen wäre ....

Diderot.

Das thut Falconet nichts. Die Statue ist bezahlt und Falconet ist die gegenwärtige, wie die folgende Betrachtung ziemlich gleichgültig.

D'Alempert.

Nun zu, pulverisirt drauf los.

Diderot.

Ist der Marmorblock zu fühllosem Staub gemacht, so mische ich diesen Sraub mit Damm- oder Pflanzenerde, knete sie gehörig znsammen, wässere das Gemisch, lasse es ein Jahr, zwei Jahr, ein Säculum faulen; auf die Zeit kommt mir's nicht an. Hat sich nun Alles in eine ungefähr gleichartige Masse, in Humus, umgebildet, wißt Ihr, was ich mache?

D'Alembert.

Ich bin sicher, daß Ihr den Humus nicht eßt.

Diderot.

Nein; aber es gibt ein Einigungs- ein Aneignungs-

mittel zwischen mir und der Dammerde, ein Latus, wie Euch der Chemiker sagen würde.

D'Alembert.

Und dieser Latus ist die Pflanze?

Diderot.

Vortrefflich. Ich säe darin Erbsen, Bohnen, Kohl, andere Gemüse. Die Pflanzen nähren sich von der Erde und ich nähre mich von den Pflanzen.

D'Alembert.

Wahr oder falsch; dieser Uebergang vom Marmor zum Humus, vom Humus zum Pflanzenreich, vom Pflanzenreich zum Thierreich, zum Fleisch, spricht mich an.

Diderot.

Ich mache also vom Fleisch oder, wie meine Tochter sagt, von der Seele eine wirklich sensible Materie. Und wenn ich die Aufgabe, die Ihr mir stellet, nicht löse, so nähere ich mich Ihr wenigstens bedeutend; denn Ihr werdet mir zugeben, daß es von einem Stück Marmor bis zu einem fühlenden Wesen viel weiter ist, als von einem Wesen, welches fühlt, zu einem, welches denkt.

D'Alembert.

Gewiß. Jedoch ist bei alle dem das fühlende Wesen noch kein denkendes.

Diderot.

Ehe wir einen Schritt weiter thun, erlaubt mir, Euch die Geschichte eines der größten Geometer Europa's

zu erzählen. Dies wunderbare Wesen, was war es zuvor? Nichts.

D'Alembert.

Wie? Nichts? Aus Nichts macht man Nichts.

Diderot.

Ihr nehmt die Worte zu buchstäblich. Ich will sagen, daß, bevor seine Mutter, das schöne und verruchte Stiftsfräulein Tencin, das Alter der Mannbarkeit erreicht hatte, bevor der Soldat La Touche Jüngling war, die Kügelchen, welche die ersten Keime meines Geometers ausmachen sollten, in den jungen, schwanken Maschinen des einen und der andern zerstreut waren, sich mit der Lymphe abklärten, mit dem Blut umrollten, bis sie sich endlich in die zu ihrer Vereinigung bestimmten Behälter begaben, in die Geschlechtstheile seines Vaters und seiner Mutter. Da war dieser seltene Keim gebildet; da, zufolge der allgemenen Ansicht, durch die fallopischen Röhren in die Bärmutter geführt; da an dieselbe durch einen langen Schnur befestigt; da wächst er gemach zum Fötus fort; doch kommt der Augenblick seines Hervorganges aus dem dunkeln Gefängniß; da ist er geboren, ausgesetzt auf der Schwelle von St. Jean Le Rond, woher er seinen Namen hat; hervorgezogen aus den Findelkindern; angeschmiegt an die Brust der guten Glaserin, der Madame Rousseau; aufgesäugt, groß geworden an Körper und Geist, Litterator, Mechaniker, Geometer. Wie hat sich das gemacht? Durch Essen und durch andere rein me-

chanische Verrichtungen. Hier in vier Worten die allgemeine Formel: eßt, verdaut, destillirt, in vasi licito, et fiat homo secundum artem. Wer der Akademie den Bildungsprozeß eines Menschen oder Thiers darstellen wollte, brauchte nur materielle Mittel anzuwenden, deren allmählige Wirkungen ein unthätiges, fühlendes, denkendes Wesen sein würden, sodann ein Wesen, welches das Problem vom Vorrücken der Nachtgleichen auflös't, ein erhabenes, wunderbares Wesen, ein Wesen, alternd, verkümmernd, sterbend, aufgelös't und der Pflanzenerde zurückgegeben.

D'Alembert.

Ihr glaubt also nicht an die Präexistenz der Keime?

Diderot.

Nein.

D'Alembert.

Ach, wie lieb ist mir das!

Diderot.

Das ist gegen Erfahrung und Vernunft, gegen die Erfahrung, welche diese Keime vor einem gewissen Alter im Ei und zwar bei den meisten Thieren vergeblich suchen würde; gegen die Vernunft, welche uns lehrt, daß die Theilbarkeit der Materie, wenn auch nicht im Verstande, doch in der Natur ihre Grenzen hat und welche sich sträubt, einen ganz ausgebildeten Elephanten in einem Atom anzunehmen und in diesem Atom einen anderen ganz ausgebildeten Elephanten und so fort in's Unendliche.

D'Alembert.

Allein ohne diese präexistirenden Keime begreift sich die erste Zeugung der Thiere gar nicht.

Diderot.

Die Frage nach der Priorität des Ei's vor dem Huhn oder des Huhns vor dem Ei macht Euch nur darum verlegen, weil Ihr voraussetzt, daß die Thiere ursprünglich gewesen sind, was sie jetzt sind. Welche Thorheit! Man weiß so wenig, was sie gewesen sind, als man weiß, was aus ihnen werden mag. Der unscheinbare Wurm, der sich im Koth herumbewegt, ist vielleicht auf dem Wege, ein großes Thier zu werden; und das thierische, uns durch seine Größe erschreckende Ungeheuer geht vielleicht dem Zustand des Wurmes entgegen, ist vielleicht eine besondere, augenblickliche Hervorbringung dieses Planeten.

D'Alembert.

Wie kommt Ihr darauf?

Diderot.

Ich sagte Euch ... Aber das würde uns von unserer ersten Untersuchung abbringen.

D'Alembert.

Was thut das? Entweder kommen wir darauf zurück oder nicht.

Diderot.

Würdet Ihr mir erlauben, einige tausend Jahre von der Zeit vorwegzunehmen.

D'Alembert.

Warum nicht? Die Zeit ist nichts für die Natur.

Diderot.

Ihr gebt also Eure Zustimmung, daß ich unsere Sonne auslösche?

D'Alembert.

Um so lieber, als es nicht die erste sein wird, welche erlischt.

Diderot.

Die Sonne erlischt. Was wird nun geschehen? Die Pflanzen, die Thiere werden vergehen; die Erde ist einsam und stumm. Zündet dies Gestirn wieder an und Ihr stellt sogleich die Ursache her, welche zu einer unendlichen Fülle neuer Zeugungen nothwendeg ist, wobei ich nicht zu versichern wage, ob in der Folge der Jahrhunderte unsere heutigen Pflanzen und Thiere sich wieder hervorbringen werden oder nicht.

D'Alembert.

Und warum sollten die nämlichen, aus ihrer Zerstreuung wieder vereinten Elemente nicht auch wieder die nämlichen Resultate geben?

Diderot.

Weil Alles in der Natur zusammenhängt und weil das, was ein neues Phänomen voraussetzt oder einen verflossenen Moment zurückführt, wieder eine neue Welt erschafft.

D'Alembert.

Das wird ein tiefer Denker nicht leugnen können.

Allein um auf den Menschen zurückzukommen, dessen Existenz die Ordnung der Dinge einmal gewollt hat, so erinnert Euch, daß Ihr mich auf dem Uebergange von einem fühlenden Wesen zu einem denkenden gelassen habt.

Diderot.

Ich erinnere mich.

D'Alembert.

Aufrichtig, Ihr würdet mich sehr verpflichten, mich da herauszuziehn. Das Denken ist mir etwas beschwerlich.

Diderot.

Käme ich auch nicht zu Ende damit, was würde gegen eine Verkettung unbestreitbarer Thatsachen zu sagen sein?

D'Alembert.

Nichts als daß wir kurz und gut dort still gestanden wären.

Diderot.

Und würde uns, um weiter zu gehen, erlaubt sein, ein Princip zu erfinden, widersprechend in seinen Attributen, ein sinnleeres, unverständliches Wort?

D'Alembert.

Nein.

Diderot.

Könntet Ihr mir sagen, was die Existenz eines fühlenden Wesens in Bezug auf es selbst ausmacht?

D'Alembert.

Die Ueberzeugung, vom ersten Augenblick seines Be-

wußtseins an bis zum gegenwärtigen es selbst gewesen zu sein.

Diderot.

Und worauf gründet sich diese Ueberzeugung?

D'Alembert.

Auf die Erinnerung seiner Handlungen.

Diderot.

Und ohne diese Erinnerung?

D'Alembert.

Ohne diese Erinnerung würde es nichts von sich selbst haben, denn, da es sein Dasein nur im Moment des Eindrucks fühlt, so würde es keine Geschichte seines Lebens haben. Sein Leben würde eine zerrissene Folge von Empfindungen sein, die nichts unter einander verknüpfte.

Diderot.

Sehr schön. Und was ist das Gedächtniß? Woher entspringt es?

D'Alembert.

Aus einer gewissen Organisation, welche wächs't, abnimmt und zuweilen sich gänzlich verliert.

Diderot.

Wenn also ein fühlendes, für das Gedächtniß organisirtes Wesen die Eindrücke, die es empfängt, verbindet, durch diese Verbindung eine Geschichte, nämlich die seines Lebens, bildet und Selbstbewußtsein erlangt, so negirt, affirmirt, schließt, denkt es.

D'Alembert.

So scheint es mir. Nur bleibt mir noch eine Schwierigkeit.

Diderot.

Ihr täuscht Euch; es bleiben Euch viel mehr als Eine.

D'Alembert.

Aber eine Hauptschwierigkeit. Es scheint mir, als ob wir auf Einmal immer nur Eines denken könnten und daß man doch, nicht etwa nur zu jenen ungeheuren Schlußketten, welche tausend und aber tausend Ideen in ihren Umfang einschließen, sondern schon zur Bildung eines einfachen Satzes wenigstens zwei Dinge gegenwärtig haben müßte, den Gegenstand, der unter dem Blick des Verstandes zu bleiben scheint, und die Bestimmung, welche er indessen affirmirend oder negirend ihm zu geben beschäftigt ist.

Diderot.

Ich denke auch. Ich habe daher zuweilen die Fasern unserer Organe sensibeln, schwingenden Saiten verglichen. Die schwingende Saite bebt, hallt noch lange nachher nach, wenn sie angeschlagen ist. Dies Beben ist es, diese Art nothwendigen Nachklangs, welche den Gegenstand gegenwärtig erhält, während der Verstand sich mit der ihm zukommenden Bestimmung beschäftigt. Aber die schwingenden Saiten haben noch eine Eigenschaft, andere mit erzittern zu lassen. So ruft ein erster Gedanke einen zweiten, diese beiden einen dritten, alle drei einen vierten hervor

und so fort, ohne daß man die Grenze der erweckten, verbundenen Gedanken bei dem Philosophen bestimmen könnte, welcher nachsinnt oder in stiller Verschwiegenheit sich selbst zuhört. Dies Instrument hat wunderbare Sprünge und ein einmal erweckter Gedanke läßt mitunter eine Harmonie erklingen, welche durch einen unfaßlichen Zwischenraum davon entfernt liegt. Kann man diese Erscheinung an helltönenden, todten, getrennten Saiten beobachten, warum sollte sie nicht auch zwischen lebendigen und unter einander verknüpften, unter zusammenhängenden und sensibeln Fasern stattfinden?

D'Alembert.

Ist das auch nicht wahr, so ist es wenigstens sehr sinnreich. Man möchte aber glauben, daß Ihr unvermerkt in den Widerspruch fallt, den Ihr vermeiden wollt.

Diderot.

In welchen?

D'Alembert.

Ihr wollt auf die Unterscheidung der beiden Substanzen hinaus?

Diderot.

Das verhehle ich nicht.

D'Alembert.

Bei Licht besehen, macht Ihr aus dem Verstand des Philosophen ein vom Instrument verschiedenes Wesen, eine Art von Musiker, der sein Ohr den schwingenden Saiten leihet und über ihren Zusammenklang, ihner Widerklang urtheilt.

Diderot.

Kann sein, daß ich Veranlassung zu diesem Einwurf gegeben habe, den Ihr mir vielleicht nicht gemacht hättet, wenn Ihr den Unterschied des philosophischen Instruments und des Saiteninstruments bedacht hättet. Das philosophische Instrument ist sensibel; es ist Musiker und Instrument zugleich. Als sensibel hat es das momentane Bewußtsein des Tons, den es gibt; als animalisch hat es das Gedächtniß davon. Dies organische Vermögen verbindet die Töne in ihm selber, bringt die Melodie hervor und bewahrt sie. Gebt dem Clavier Sensibilität und Gedächtniß und sagt mir, ob es nicht, als seiner selbstbewußt, die Arien, die Ihr auf seinen Tasten gespielt habt, wird wiederholen können? Wir sind mit Sensibilität und Gedächtniß begabte Instrumente. Unsere Sinne sind eben so viel Tasten, welche die uns umgebende Natur anschlägt, welche oft sich selbst anschlagen. Und dies ist nach meinem Urtheil Alles, was in einem organisirten Clavier, wie Ihr und ich, vorgeht. Es gibt einen Eindruck, der seinen Grund im Inneren oder Aeußeren des Instrumentes hat, eine Empfindung, welche von diesem Eindruck entsteht und eine Empfindung, welche dauert. Denn unmöglich kann man glauben, daß sie in einem untheilbaren Augenblick entstehe und vergehe; ein anderer ihr folgender Eindruck hat gleicherweise seine Ursache im Inneren oder Aeußeren des Thiers; eine zweite Empfindung und Stimmen, welche sie durch natürliche oder künstliche Töne bezeichnen.

D'Alembert.

Ich verstehe. Wenn also dies sensible und belebte Clavier mit dem Vermögen, sich zu nähren, um sich wiederhervorzubringen, begabt wäre, so würde es leben und entweder aus sich oder mit seinem Weibchen kleine lebende und klingende Claviere zeugen.

Diderot.

Ohne Zweifel. Ist nach Eurer Ansicht ein Finke, eine Nachtigall, ein Musiker, ein Mensch etwas Anderes? Und findet Ihr zwischen dem Zeisig und der Vogelorgel einen anderen Unterschied? Seht Ihr dies Ei? Damit stürzt man alle Schulen der Theologie und alle Tempel der Erde. Was ist dies Ei? Bevor es befruchtet wird, eine gefühllose Masse. Und ist es befruchtet, was ist's dann? Eine gefühllose Masse, denn der Saame ist selbst nur eine todte und rohe Flüssigkeit. Wie wird diese Masse zu einer anderen Organisation, zur Sensibilität, zum Leben übergehen? Durch die Wärme. Was wird die Wärme hervorbringen? Die Bewegung. Was werden die allmäligen Wirkungen der Bewegung sein? Statt mir zu antworten, setzt Euch und laßt sie uns von Moment zu Moment verfolgen. Anfänglich ist dies nur ein hüpfender Punct, ein Fädchen, das sich ausdehnt und sich färbt; Fleisch, das sich bildet; ein Schnabel, Flügel, Augen, Krallen, die erscheinen; eine gelbliche Materie, die sich theilt und Eingeweide hervorbringt; es ist ein Thier. Dies Thier bewegt sich hin und her, schreiet; ich höre seinen Schrei durch die Schaale; es bedeckt sich mit Flaum-

federn; es sieht. Die Schwere seines schwankenden Kopfs bringt seinen Schnabel unaufhörlich gegen die Wand seines Gefängnisses; nun ist sie durchbrochen; es kriecht heraus, geht, fliegt, stutzt, flieht, kommt näher, klagt, leidet, liebt, sehnt, freuet sich; es hat alle Eure Affecte; es begeht alle Eure Handlungen. Würdet Ihr mit Descartes behaupten, daß dies eine rein nachahmende Maschine sei? Die kleinen Kinder würden sich über Euch lustig machen und die Philosophen würden Euch erwidern, daß, wenn dies eine Maschine ist, Ihr auch eine seid. Gesteht Ihr ein, daß zwischen Euch und dem Thier nur ein Unterschied der Organisation obwaltet, so werdet Ihr Sinn und Verstand zeigen, Ihr werdet aufrichtig sein. Aber man wird gegen Euch den Schluß machen, daß man mit einer todten, auf gewisse Weise gestimmten Materie, wenn sie von einer anderen todten Materie, von Wärme und Bewegung geschwängert wird, Sensibilität, Leben, Gedächtniß, Leidenschaften, Gedanken erhält. Es bleibt Euch nichts übrig, als die eine oder andere Partei zu ergreifen, entweder zu glauben, daß in der trägen Masse des Eies ein Element verborgen ist, welches die Entwicklung nur abwartete, sein Dasein zu offenbaren, oder vorauszusetzen, daß sich dies unbemerkbare Element durch die Schaale in einem bestimmten Moment der Entwicklung eingeschlichen hat. Allein was ist das für ein Element? Nahm es Raum ein oder nicht? Wie ist es gekommen oder entflohen, ohne sich zu bewegen? Wo war es? Was machte es da oder anderswo? Ward es geschaffen, im

Augenblick des Bedürfnisses? Existirte es schon? Erwartete es eine Wohnung? Gleichartig, so war es materiell; ungleichartig, so begreift man weder seine Trägheit vor der Entwicklung, noch seine Energie in dem entwickelten Thier. Vernehmt Euch selbst und Ihr werdet Mitleid mit Euch haben; Ihr werdet fühlen, daß Ihr, um eine einfache Alles erklärende Voraussetzung, die Sensibilität, als allgemeine Bestimmtheit der Materie oder als Product der Organisation zuzugeben, dem gesunden Menschenverstand entsagt und Euch in einen Abgrund von Geheimnissen, Widersprüchen und Absurditäten stürzt.

D'Alembert.

Eine Voraussetzung! Ihr gefallt Euch darin. Aber wenn es eine mit der Materie wesentlich unverträgliche Qualität wäre?

Diderot.

Und woher wißt Ihr, daß die Sensibilität mit der Materie wesentlich unverträglich ist, Ihr, die Ihr das Wesen von Nichts kennt, was es auch sei, weder von der Materie noch von der Sensibilität? Begreift Ihr die Natur der Bewegung, ihre Existenz in einem Körper, ihre Mittheilung von einem Körper an einen anderen?

D'Alembert.

Ohne das Wesen weder der Materie noch der Sensibilität zu begreifen, sehe ich doch, daß die Sensibilität eine einfache, einige, untheilbare und mit einem Subject oder Anhang unverträgliche Bestimmtheit ist.

Diderot.

Metaphysisch-theologischer Galimathias. Wie? Ihr seht nicht, daß alle Qualitäten, alle sensible Formen, womit die Materie ausgestattet ist, wesentlich untheilbar sind? Es gibt nicht mehr, nicht weniger Undurchdringbarkeit. Es gibt die Hälfte eines runden Körpers, aber nicht die Hälfte der Rundheit; es gibt mehr oder weniger von Bewegung, aber nicht mehr oder weniger Bewegung; es gibt keine Hälfte, kein Drittel oder Viertel eines Kopfes, eines Ohrs, eines Fingers, eben so wenig als die Hälfte, das Drittel, das Viertel eines Gedankens. Wenn es im Universum kein Kügelchen gibt, das einem anderen gleicht, in einem Kügelchen keinen Punct, der einem anderen gleicht, so räumt ein, daß das Atom selbst mit untheilbarer Form und Bestimmtheit begabt ist; räumt ein, daß die Theilung mit dem Wesen der Formen unverträglich ist, weil sie dieselben zerstört. Seid Physiker und gebt die Hervorbringung einer Wirkung zu, wenn Ihr sie hervorgebracht seht, obgleich Ihr die Verbindung der Ursach und Wirkung nicht nachweisen könnt. Seid Logiker und setzt nicht für eine Ursache, welche da ist und welche Alles erklärt, eine andere Ursache, die sich nicht begreift, deren Zusammenhang mit der Wirkung sich noch weniger begreift, die eine unendliche Menge von Schwierigkeiten gebiert und keine einzige aufklärt.

D'Alembert.

Wenn ich aber von dieser Ursache abgehe?

Diderot.

Im Universum, im Menschen, im Thier ist nur eine einzige Substanz. Die Vogelorgel ist von Holz, der Mensch von Fleisch. Der Zeisig ist von Fleisch, der Musiker ist von einem anders organisirten Fleisch; allein beide haben denselben Ursprung, dieselbe Bildung, dieselben Verrichtungen und dasselbe Ende.

D'Alembert.

Und wie kommt es zwischen den Tönen Eurer beiden Claviere zur Einstimmigkeit?

Diderot.

Da ein Thier ein sensibles Instrument ist, welches jedem andern vollkommen gleicht, mit derselben Gestaltung ausgerüstet, mit denselben Saiten bezogen, auf dieselbe Weise von Freude und Schmerz, von Hunger und Durst, von Krampf, Bewunderung, Entsetzen angeschlagen, so ist es unmöglich, daß es unter dem Pol und unter der Linie andere Töne erschallen lasse. Auch findet Ihr in allen todten und lebendigen Sprachen ungefähr dieselben Interjectionen. Den Ursprung der conventionellen Töne muß man aus dem Bedürfniß und dem Zusammensein ableiten. Das sensible Instrument oder das Thier hat erfahren, daß, wenn es diesen Ton ausstieß, diese Wirkung außer ihm erfolgte, daß andere ihm gleiche sensible Instrumente oder ähnliche Thiere sich näherten, sich entfernten, forderten, anboten, verwundeten, schmeichelten, und diese Wirkungen haben sich in seinem Gedächtniß und in dem der übrigen mit der Bildung der Töne verknüpft.

Und bemerkt wohl, daß es im Verkehr der Menschen nur Lärm und Handlungen gibt. Ja, um meinem System seine ganze Kraft zu geben, so bemerkt noch, daß es derselben unübersteiglichen Hemmniß unterworfen ist, welche Berkeley gegen die Existenz der Körper aufgestellt hat. Es gibt einen Moment des Wahnsinns, wo das sensible Clavier dachte, es sei das einzige Clavier in der Welt und die ganze Harmonie des Universums ginge in ihm vor sich.

D'Alembert.

Darüber läßt sich viel sagen.

Diderot.

Gewiß.

D'Alembert.

Zum Beispiel begreift man nach Eurem System nicht recht, wie wir Schlüsse bilden, wie wir Folgerungen machen.

Diderot.

Eben weil nicht wir sie machen, weil sie alle durch die Natur gemacht sind. Wir sprechen die Verbindung der Erscheinungen nur aus. Bei den durch Erfahrung uns bekannten ist sie entweder eine nothwendige oder zufällige: nothwendig in der Mathematik, Physik und andern strengen Wissenschaften; zufällig in der Moral, der Politik und anderen Conjecturalwissenschaften.

D'Alembert.

Kann denn aber die Verbindung der Phänomene in

dem einen Fall weniger nothwendig sein, als in einem anderen?

Diderot.

Nein; aber die Ursach durchläuft im Besonderen einen zu großen Wechsel, der sich uns entzieht, so daß wir die Wirkung, welche sich daraus ergeben muß, nicht unfehlbar berechnen können. Die Gewißheit, die wir darüber haben, daß ein heftiger Mensch durch eine Injurie in Zorn gerathen wird, ist nicht mit der zu vergleichen, daß ein Körper, der einen kleineren stößt, diesen in Bewegung setzen wird.

D'Alembert.

Und die Analogie?

Diderot.

Die Analogie ist auch in den zusammengesetztesten Fällen nur eine Regel de Tri, welche sich in dem sensiblen Instrumente vollzieht. Wenn auf ein bekanntes Naturphänomen ein anderes ebenfalls bekanntes folgt, welches wird das einem dritten folgende Phänomen sein, mag dasselbe durch die Natur gegeben oder der Natur in Gedanken nachgebildet sein? Wenn der Speer eines gewöhnlichen Kriegers zehn Fuß Länge hat, wie lang wird der des Ajax sein? Wenn ich einen Stein von vier Pfund schleudern kann, so muß Diomedes einen halben Felsen bewegen. Die Schritte der Götter und die Sprünge ihrer Pferde werden sich nach dem Verhältniß richten, in welchem sich der Mensch die Götter vorstellt. Dies ist

eine vierte Saite, in angemessenener Uebereinstimmung mit den dreien, von denen das Thier den Widerklang erwartet, der sich in ihm selbst immer, in der Natur nicht immer vollzieht. Den Dichter kümmert dies nicht; er ist nicht weniger wahr. Mit dem Philosophen ist es anders. Er muß die Natur befragen; oft gibt sie ihm statt des erwarteten Phänomens ein völlig verschiedenes; dann sieht er, wie die Analogie ihn verführt hat.

D'Alembert.

Adieu, mein Freund, gute Nacht.

Diderot.

Ihr scherzt. Doch auf Eurem Kopfkissen werdet Ihr von diesem Gespräch träumen, und kommt es dann zu nichts, um so schlimmer für Euch, denn Ihr werdet Euch genöthigt sehen, noch viel lächerlichere Hypothesen anzunehmen.

D'Alembert.

Ihr irrt; als Skeptiker lege ich mich hin, als Skeptiker stehe ich wieder auf.

Diderot.

Skeptiker! Kann man denn Skeptiker sein?

D'Alembert.

Da haben wir's. Unterhaltet Ihr mich nicht davon, daß ich nicht Skeptiker bin? Und wer weiß das besser als ich?

Diderot.

Noch einen Augenblick.

D'Alembert.

Geschwind, denn ich bin sehr müde.

Diderot.

Ich werde kurz sein. Glaubt Ihr, daß es eine einzige durchsprochene Frage gibt, in Bezug auf welche ein Mensch mit gleich strengem Vernunftmaaß dafür und dagegen verharrt?

D'Alembert.

Nein; das wäre Buridans Esel.

Diderot.

Verhält es sich so, dann gibts auch keinen Skeptiker. Denn mit Ausnahme der mathemathischen Fragen, welche nicht die geringste Ungewißheit zulassen, gibt es ein Für und Gegen in allen andern. Die Waage schwebt nie gleich; es ist ganz unmöglich, daß sie sich nicht auf die Seite neige, auf welcher wir die meiste Wahrscheinlichkeit erwarten.

D'Alembert.

Allein Vormittags sehe ich die Wahrscheinlichkeit zu meiner Rechten, Nachmittags zu meiner Linken.

Diderot.

Das heißt: Vormittags seid Ihr Dogmatiker Für, Nachmittags Dogmatiker Gegen.

D'Alembert.

Und wenn ich mich Abends dieser schnellen Wandelung meiner Urtheile erinnere, so glaub' ich nichts, weder vom Vormittag, noch vom Nachmittag.

Diderot.

Das heißt: Ihr erinnert Euch nicht mehr des Uebergewichts der beiden Meinungen, zwischen denen Ihr schwanktet. Dies Uebergewicht erschien Euch zu unbedeutend, ein festes Urtheil darauf zu fällen. Ihr beschließt daher, Euch mit so zweifelhaften Dingen nicht mehr zu beschäftigen, ihre Untersuchung Andern zu überlassen, nicht weiter davon zu sprechen.

D'Alembert.

Möglich.

Diderot.

Nähme Euch aber Jemand freundschaftlich bei Seite und fragte Euch auf's Gewissen, auf welcher Seite Ihr die geringere Schwierigkeit fändet, wahrhaftig, würdet Ihr um eine Antwort verlegen sein, würdet Ihr Buridan's Esel realisiren?

D'Alembert.

Ich glaube, nein.

Diderot.

Also, mein Freund, wenn Ihr die Sache recht überlegt, so werdet Ihr finden, daß überall unser wahres Urtheil nicht das ist, worin wir niemals geschwankt haben, sondern das, worauf wir am gewöhnlichsten zurückgekommen sind.

D'Alembert.

Ich glaube, daß Ihr Recht habt.

Diderot.

Und ich auch. Nun, guten Abend, mein Freund, et memento, quia pulvis es, et in pulverem reverteris.

D'Alembert.

Traurig.

Diderot.

Und nothwendig. Gebt dem Menschen, ich sage nicht einmal Unsterblichkeit, sondern nur das Doppelte seiner Dauer, und Ihr werdet sehen, was daraus entsteht.

D'Alembert.

Und was wollt Ihr, daß daraus entstehen soll? Doch was geht das mich an? Mag kommen, was da kommen kann. Ich will schlafen. Guten Abend.

Diderot.

[illegible]

von

St. Beuve.

18[illegible].

Von großen Schriftstellern habe ich immer die Correspondenzen, Unterhaltungen, Einfälle, alle Einzelheiten des Charakters und der Sitten, mit Einem Wort, die Biographie, geliebt; besonders wenn eine solche vergleichende Biographie noch von keinem Anderen entworfen ist und man sie noch auf seine eigene Rechnung zu gestalten hat. Man schließt sich auf ein paar Wochen mit den Schriften eines berühmten Todten, eines Dichters oder Philosophen, ein; man studirt ihn, kommt immer auf ihn zurück, befragt ihn in völligster Muße: er muß uns Stand halten. Es ist beinahe so, als brächte man vierzehn Ta

Lande zu, um das Portrait oder die Büste eines Byron, Scott oder Goethe zu verfertigen. Nur ist man mit seinem Modell bequemer daran. Die vertrauliche Nähe fordert freilich etwas mehr Aufmerksamkeit, gewährt aber dafür auch mehr Familiarität. Jeder Zug fügt sich an Ort und Stelle ein und nimmt in der Physiognomie, die man zu reproduciren versucht, von selbst Platz, wie im Rahmen einer schönen Nacht jeder allmälig dem Blick erscheinende Stern auf seinem Punct leuchtet. Dem flachen, unbestimmten, allgemeinen Typus des ersten Ueberblicks mischt und incorporirt sich stufenweise eine individuelle, scharfe, mehr und mehr betonte, lebenstrahlende Realität. Man fühlt die Aehnlichkeit entstehen. Der Tag, der Augenblick, wo man den familiären Tic, das offenbarungsreiche Lächeln ergriffen hat, den unerklärbaren Riß, die geheime, schmerzliche Narbe, die sich umsonst unter den schon dünngesäeten Haaren verbirgt, — in diesem Moment geht die Analyse in der Schöpfung unter: das Bild spricht und lebt, man hat den Menschen gefunden. Diese Gattung stiller Studien wird immer Vergnügen machen und für das, was ein lebendiges und reines Gefühl daraus schöpfen kann, wird immer Raum sein. Geschmack und Kunst werden stets auch den kürzesten und individuellsten Werken Dauer und angemessenes Dasein verleihen, wenn sie, sollten sie auch nur einen beschränkten Theil der Natur und des Lebens ausdrücken, mit jenem diamantenen Siegel der Einzigkeit bezeichnet sind, dessen Stempel man von vornherein erkennt, das sich

unveränderlich, keiner Vervollkommnung fähig, durch die Jahrhunderte hin überliefert und das zu erklären oder nachzumachen man sich vergeblich bemühen würde. Die Revolutionen erschüttern die Völker und lassen die Könige wie Mohnhäupter fallen; die Wissenschaften vergrößern sich, thürmen sich auf; die Philosophieen erschöpfen sich; aber die kleinste, im Gehirn des Menschen einst aufgeknospete Perle, ist sie anders nicht durch die Zeit und die Barbaren verloren gegangen, glänzt noch heute wie in der Stunde ihrer Geburt. Man kann morgen ganz Aegypten und ganz Indien entdecken und im Herzen der alten Religionen lesen, die Ode Horazens an Lykoris wird darum nicht mehr nicht weniger eine der Perlen sein, von denen wir sprechen. Wissenschaft, Philosophie, Religion, mit ihren Tiefen, ihren oft unermeßlichen Abgründen, stehen daneben. Was thut das? Sie, die durchsichtige, einmal geborene Perle, erblickt sich fest auf der Höhe ihres Felsens an dem Ufer, welches diesen unaufhörlich bewegten und veränderten Ocean beherrscht. Nach jedem Sturm strahlt sie der Sonne feuchter, krystallklarer entgegen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Perle und der Ocean, aus dem sie einst hervorging, nicht durch viele tiefe und geheimnißvolle Beziehungen verbunden wären, oder, mit andern Worten, daß die Kunst von der Philosophie, von der Wissenschaft und den sie umgebenden Revolutionen unabhängig sei. O nein! Jedes Meer gibt seine Perlen; jedes Klima reift und färbt sie verschieden; die Muscheln des Persischen Golfs sind nicht die von Island. Nur

Lande zu, um das Portrait oder die Büste eines Byron, Scott oder Goethe zu verfertigen. Nur ist man mit seinem Modell bequemer daran. Die vertrauliche Nähe fordert freilich etwas mehr Aufmerksamkeit, gewährt aber dafür auch mehr Familiarität. Jeder Zug fügt sich an Ort und Stelle ein und nimmt in der Physiognomie, die man zu reproduciren versucht, von selbst Platz, wie im Rahmen einer schönen Nacht jeder allmälig dem Blick erscheinende Stern auf seinem Punct leuchtet. Dem flachen, unbestimmten, allgemeinen Typus des ersten Ueberblicks mischt und incorporirt sich stufenweise eine individuelle, scharfe, mehr und mehr betonte, lebenstrahlende Realität. Man fühlt die Aehnlichkeit entstehen. Der Tag, der Augenblick, wo man den familiären Tic, das offenbarungsreiche Lächeln ergriffen hat, den unerklärbaren Riß, die geheime, schmerzliche Narbe, die sich umsonst unter den schon dünngesäeten Haaren verbirgt, — in diesem Moment geht die Analyse in der Schöpfung unter: das Bild spricht und lebt, man hat den Menschen gefunden. Diese Gattung stiller Studien wird immer Vergnügen machen und für das, was ein lebendiges und reines Gefühl daraus schöpfen kann, wird immer Raum sein. Geschmack und Kunst werden stets auch den kürzesten und individuellsten Werken Dauer und angemessenes Dasein verleihen, wenn sie, sollten sie auch nur einen beschränkten Theil der Natur und des Lebens ausdrücken, mit jenem diamantenen Siegel der Einzigkeit bezeichnet sind, dessen Stempel man von vornherein erkennt, das sich

unveränderlich, keiner Vervollkommnung fähig, durch die Jahrhunderte hin überliefert und das zu erklären oder nachzumachen man sich vergeblich bemühen würde. Die Revolutionen erschüttern die Völker und lassen die Könige wie Mohnhäupter fallen; die Wissenschaften vergrößern sich, thürmen sich auf; die Philosophieen erschöpfen sich; aber die kleinste, im Gehirn des Menschen einst aufgeknospete Perle, ist sie anders nicht durch die Zeit und die Barbaren verloren gegangen, glänzt noch heute wie in der Stunde ihrer Geburt. Man kann morgen ganz Aegypten und ganz Indien entdecken und im Herzen der alten Religionen lesen, die Ode Horazens an Lykoris wird darum nicht mehr nicht weniger eine der Perlen sein, von denen wir sprechen. Wissenschaft, Philosophie, Religion, mit ihren Tiefen, ihren oft unermeßlichen Abgründen, stehen daneben. Was thut das? Sie, die durchsichtige, einmal geborene Perle, erblickt sich fest auf der Höhe ihres Felsens an dem Ufer, welches diesen unaufhörlich bewegten und veränderten Ocean beherrscht. Nach jedem Sturm strahlt sie der Sonne feuchter, krystallklarer entgegen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Perle und der Ocean, aus dem sie einst hervorging, nicht durch viele tiefe und geheimnißvolle Beziehungen verbunden wären, oder, mit andern Worten, daß die Kunst von der Philosophie, von der Wissenschaft und den sie umgebenden Revolutionen unabhängig sei. O nein! Jedes Meer gibt seine Perlen; jedes Klima reift und färbt sie verschieden; die Muscheln des Persischen Golfs sind nicht die von Island. Nur

hat die Kunst in der Kraft der ihr eigenen Zeugung etwas Fertiges, Abgeschlossenes, das in einem gegebenen Augenblick hervorbringt und dessen Frucht nicht stirbt. Kein Niveau verändert, keine Woge vergrößert es; man kann es nicht nach Gewicht und Elle messen und mitten in den schnellsten Strömen organisirt es eine Anzahl von großen und kleinen, deren beste und auserwählteste, einmal den Wellen enthoben, nie wieder dahin zurückkehren können. Das muß die Künstler trösten und aufrechthalten, die in stürmische Tage geworfen sind. Sie können immer etwas hervorbringen; wenig oder viel, das Wesentliche ist, daß dies Etwas das Beste sei und in irgend einem Winkel das sorgfältig eingegrabene Merkzeichen der Ewigkeit an sich trage. Dies mußten wir sagen, bevor wir uns für die literarische Kritik dem besonderen Studium der Kunst und der aufmerksamen Prüfung der großen Individuen der Vergangenheit hingaben. Es scheint uns, als wenn ungeachtet des Lärms und der Bewegung der Welt ein Portrait von Regnier, Boileau, Lafontaine, André Chenier, eines jener Männer, die zu aller Zeit selten ihres Gleichen haben, auch heute noch so wenig ein kindisches Unternehmen wäre, als vor einem Jahr. Indem wir diesmal Diderot, den Philosophen und Künstler, zu unserem Gegenstand machen, indem wir uns in seine anziehende Nähe begeben, ihn sprechen und sehen und in den vertrautesten Stunden seine Gedanken vernehmen, so haben wir außer der Bekanntschaft mit einem großen Mann noch den Gewinn, das traurige Schauspiel der uns um-

gebenden Welt, so viel Elend und Drang in den Massen, eine so wüste Kälte, einen so verzehrenden Egoismus in den höheren Classen, die Regierungen ohne Ideen, ohne Größe, heldenmüthige Nationen, die man hinopfert, den unersetzlichen Verlust des Vaterlandsgefühls, den Rückfall der Religion in die Arena, von wo aus sie die Welt zu überwinden hat, und die stets trübere Zukunft, die ein Ufer birgt, das immer noch nicht erscheinen will, dies Alles auf einige Tage zu vergessen.

So war es nicht gerade zur Zeit Diderots. Das Werk der Zerstörung begann damals in den philosophischen und politischen Theorieen sich lebhaft zu entwickeln. Der Zweck schien trotz der Schwierigkeiten des Augenblicks einfach. Die Hindernisse waren scharf gesondert. Mit erstaunlicher Uebereinstimmung, mit eben so nahen als unendlichen Hoffnungen stürmte man vorwärts. Diderot, so verschieden aufgefaßt, ist von allen Männern des achtzehnten Jahrhunderts der, in welchem die philosophische Empörung mit ihren bedeutendsten Charakteren sich am Vollständigsten zusammennimmt. Mit der Politik beschäftigte er sich wenig und überließ sie an Montesquieu, Jean Jacques und Raynal. Aber in der Philosophie war er gewißermaßen die Seele und das Organ des Jahrhunderts, der vorzugsweise dirigirende Theoretiker. Jean Jacques war Spiritualist und auf Augenblicke eine Art calvinistischer Socinianer. Er verleugnete Kunst, Wissenschaft, Industrie, Vervollkommnung. In allen diesen Rücksichten stieß er mehr mit seinem Jahrhundert zusam-

men, als daß er es in sich spiegelte. In gar manchem Betracht war er in dieser leichtfertigen, materialistischen, von ihren eigenen Aufklärung geblendeten Gesellschaft eine Ausnahme. D'Alembert war klug, umsichtig, nüchtern und mäßig in seinen Behauptungen, schwach und furchtsam von Charakter, skeptisch in Allem, was über die Geometrie hinausging, mit doppelter Rede, einer für das Publicum und einer für das Privatleben, ein Philosoph aus Fontenelles Schule, wogegen das achtzehnte Jahrhundert die Kühnheit auf der Stirn trug, die Indiscretion auf der Lippe, den Glauben im Unglauben, und, ausgelassen im Reden, Wahrheit und Irrthum mit vollen Händen spendete. Büffon fehlte es nicht am Zutrauen zu sich und seinen Ideen, aber er verschwendete sie nicht. Er bearbeitete sie im Stillen und theilte sie nur von Zeit zu Zeit in einer prachtvollen Form mit, deren Glanz in seinen Augen das siegreiche Verdienst war. Das achtzehnte Jahrhundert gilt mit Recht für fruchtbar an Ideen, für umgänglich und thatfertig. Es war Allen Alles und verschmähete das Hauskleid nicht. Hatte es sich im warmen Eifer der Rede, wenn es im Salon für oder gegen Gott sprach, zu sehr erhitzt, so machte sich das gute Jahrhundert wahrhaftig nichts daraus, seine Perrücke abzunehmen, und sie, wie der Abbé Galiani, über die Lehne eines Armstuhls aufzuhängen. Condillac, wegen seiner subtilen und scharfsinnigen Analysen seit seinem Tode so oft belobt, lebte nicht im Herzen seiner Epoche und stellt durchaus nicht die Fülle, die Bewegung, die Gährung derselben dar.

Einige berühmte Männer citirten ihn mit Auszeichnung, andere zollten ihm eine ziemlich dünne Achtung. Kurz, man beschäftigte sich wenig mit ihm und er hatte gar keinen Einfluß. Er starb einsam, von einer Art Marasmus ergriffen, den die Vergessenheit erzeugte. Beurtheilt man die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts nach Condillac, so entscheidet man sich im Voraus, sie in einer armseligen Psychologie beengt zu finden. Was man auch darausmache, sie war mehr als dies. Cabanis und Herr v. Tracy haben selbst auf ihre Verbindung mit Condorcet mit rednerischer Vorsicht hingewiesen. Was aber die metaphysischen Begriffe von Grund und Zweck, Substanz und Ursach, so wie die physiologischen der Organisation und Sensibilität anbetrifft, so hängen sie weit enger mit Condorcet, mit Holbach und Diderot zusammen; über diese Räthsel ist Condillac stumm und über sie gerade verzehrte sich die Wißbegier seines Jahrhunderts. Voltaire war ein unermüdlicher Anführer, von einer bewunderswerthen Gewandtheit im Handeln; in diesem Sinn war er praktischer Philosoph, aber es kümmerte ihn wenig, eine Metaphysik zu construiren oder auch nur die damalige ihrem Umfang nach in sich aufzunehmen. Er hielt sich an das Klarste, stürzte sich in den Drang, faßte den rechten Punct und verlor keinen seiner Streiche, indem er Götter und Menschen aus der Ferne, wie ein Parther, mit seinen sausenden Pfeilen zerfleischte. In der unerbittlichen Laune seines gesunden Menschenverstandes ging er sogar bis zum leichten Spott über die Arbei-

ten seiner Epoche, durch welche Chemie und Physiologie die Mysterien der Zeugung aufzuklären suchten. Nächst der Leibnitzischen Theodicee schienen ihm die Aale Needhams eine der drolligsten Einbildungen, die man nur haben kann. Das philosophische Vermögen des Jahrhunderts bedurfte daher zu seiner Individualisirung eines Kopfes, der zum Auffassen geduldiger und ernster war als der Voltairesche, eines weniger engen und ausgedörrten Gehirns als Condillac. Er mußte mehr Ueberfluß, mehr frisches Leben und gediegene Erhebung besitzen als Büffon, mehr Weite und entscheidende Kraft als d'Alembert, eine enthusiastische Sympathie für die Wissenschaften, die Industrie und die Künste, wie Rousseau sie nicht hatte. Diderot war dieser Mensch; Diderot, eine reiche und üppige Natur, allen Keimen zugänglich und sie in seinem Busen befruchtend, sie fast wie im Zufall durch eine unmittelbar thätige und verworrene Kraft umwandelnd; eine ungeheure, kochende Form, wo Alles brodelt und gährt; die damals am meisten encyklopädische Capacität, aber eine gewaltsame Capacität, verschlingend und belebend zugleich, Alles versengend, was in sie fällt und es in Flammenströmen, auch wohl Rauchsäulen, wieder nach Außen entsendend; Diderot, von einer Strumpfmaschine, die er auseinanderlegt und beschreibt, übergehend zu den Schmelztigeln von Holbach und Rouelle, zu den Betrachtungen von Bordau; wenn er will, den Menschen und seine Sinne ebenso geschickt zerlegend als Condillac und das sprödeste Haarfädchen verdoppelnd, ohne es zu

zerbrechen, mit einem Mal wieder in den Schooß des Seins, des Raums, der Natur sich versenkend und in der geometrischen Metaphysik aus vollem Holz einige große Splitter hauend, einige erhabene und lichtvolle Seiten schreibend, welche Malebranche und Leibnitz mit Stolz hätten unterzeichnen können, wären sie nicht Christen gewesen; ein Geist voll Kühnheit urd Conjectur, wechselnd zwischen That und Traum, sich wiegend auf einem majestätischen Egoismus, gut bis in seine Unordnung hinein, ein wenig mystisch in seiner Ungläubigkeit und dem, wie seinem Jahrhundert, um Harmonie zu haben, nichts fehlte, als ein göttlicher Strahl, ein fiat lux, eine ordnende Idee, ein Gott.

So mußte im achtzehnten Jahrhundert der Mann gemacht sein, der in der Werkstatt der Philosophen den Vorsitz führen sollte, das Haupt der noch ungeschulten Denker, der die Macht hatte, sie zu Volontairen zu organisiren, sie freimüthig zu necken, sie durch seine hinreißende Wärme zur Verschwörung gegen die noch bestehende Ordnung aufzuregen. Zwischen Voltaire, Büffon, Rousseau und von Holbach, zwischen den Chemikern und Schöngeistern, zwischen den Geometern, Mechanikern und Literatoren, zwischen diesen letztern und den Künstlern, Bildhauern oder Malern, zwischen den Vertheidigern des alten Geschmacks und den Neuerern, wie Sédaine, war Diderot das Band. Er war es, der sie am besten alle zusammen und jeden für sich verstand, der sie aufs wohlwollendste schätzte, und sie aufs Behaglichste in seinem Herzen

trug, der, mit dem Minimum von Personalität und Hinsicht auf sich, aufs gefälligste sich von einem zum andern begab. Er war also am besten geeignet, das lebendige Centrum, der Zapfen des Wirbels zu sein und den Bund mit Eintracht, Begeisterung und etwas Tumultuarischem, Großartigem im Gang zum Angriff zu führen. Der Kopf hoch und ein wenig kahl, die Stirn weit, die Schläfe offen, das Auge voll Feuer oder feucht von einer großen Thräne, der Hals nackt und wie er sagt, aufgeknöpft, der Rücken gut und rund, die Arme der Zukunft entgegengestreckt; ein Gemisch von Größe und Trivialität, von Emphase und Naturell, von stürmischem Aufbrausen und menschlichem Mitgefühl: so wie er war, nicht, wie Falconet ihn verderbt hatte, stelle ich ihn mir in der theoretischen Entfaltung des Jahrhunderts vor, ein würdiger Vorgänger jener Männer der That, die mit ihm Familienähnlichkeit haben, jener Häupter einer ohne Hochmuth aufsteigenden Verwandschaft von einem mit Unreinheit befleckten Heroismus, ruhmvoll trotz ihrer Laster, riesenhaft im Handgemenge, im Grunde besser als ihr Leben: Mirabeau, Danton, Kleber.

Denis Diderot war zu Langres im October 1713 geboren. Sein Vater war Messerschmidt. Seit zwei Jahrhunderten vererbte sich dies Handwerk in der Familie mit den bescheidenen Tugenden, der Frömmigkeit, dem Sinn und der Ehrbarkeit der alten Zeit. Der junge Diderot war das älteste der Kinder und anfänglich dem geistlichen Stande bestimmt, um einen Oheim, der Canonicus war,

im Amte nachzufolgen. Frühzeitig brachte man ihn zu den Jesuiten der Stadt, wo er reißende Fortschritte machte. Diese ersten Jahre, dies Familien- und Kindheitsleben, die er sich gern zurückrief und an mehreren Stellen in seinen Schriften geheiligt hat, hinterließen in seinem Gefühl tiefe Eindrücke. Zu Grandval 1760 bei dem Baron von Holbach, getheilt zwischen der verführerischsten Gesellschaft und den Arbeiten der alten Philosophie, die er für die Encyklopädie redigirte, kamen ihm diese Umstände in den Geist zurück, so daß er Thränen vergoß. Träumerisch verfolgte er den Lauf seiner „trüben und krümmungvollen Landsmännin" der Marne, die er dort unter seinen Augen wieder fand, am Fuß der Hügel von Chonevière und Champigny. Sein Herz schwamm in Erinnerungen und er schrieb seiner Freudin, der Demoiselle Voland: „Einer der süßesten Augenblicke meines Lebens war vor dreißig Jahren, ich denke daran als wär' es gestern gewesen, als mein Vater mich vom Collegium kommen sah, die Arme mit Preisgeschenken beladen, die ich gewonnen hatte, die Schultern mit Kränzen belastet, die man mir zuerkannt hatte und die, zu breit für meine Stirn, über meinen Kopf gerutscht waren. Wie er mich von Weitem erblickte, ließ er seine Arbeit, kam vor die Thür und fing an zu weinen. Das ist etwas Kostbares, einen wohlhabenden und strengen Mann weinen zu sehen." Madame v. Vandeul, Diderots einzige und so geliebte Tochter, hat uns mehrere Anekdoten aus der Kindheit ihres Vaters hinterlassen, die wir nicht wiederholen wollen

und welche alle von der Lebhaftigkeit der Eindrücke, von dem Uebermuth und dem gutmüthigen Leichtsinn dieser jungen, frühreifen Natur Zeugniß ablegen. Unter den großen Männern des achtzehnten Jahrhunderts hat Diderot das Eigene, eine Familie besessen zu haben, eine durchaus bürgerliche Familie, die er zärtlich liebte und um die er sich mit Hingebung, Herzlichkeit und Theilnahme bekümmerte. Modephilosoph und ein berühmter Mann, hatte er immmer noch seinen guten Vater den Schmid, wie er sagte, seinen Bruder den Abbé, seine haushälterische Schwester, seine theure kleine Tochter Angelika; er sprach von ihnen allen köstlich und ruhete nicht eher, als bis er seinen Freund Grimm nach Langres geschickt hatte, seinen alten Vater zu umarmen. Bei Jean Jacques, d'Alembert, dem Grafen von Büffon, oder bei diesen nämlichen Herrn von Grimm oder Arouet von Voltaire habe ich durchaus keinen ähnlichen Zug gesehen.

Die Jesuiten suchten Diderot an sich zu ketten. Er hatte eine Ader voll glühender Andacht. Gegen das zwölfte Jahr bekam er die Tonsur. Eines Tags versuchte man sogar ihn von Langres zu entführen, um bequemer über ihn gebieten zu können. Dies kleine Ereigniß bestimmte seinen Vater, ihn nach Paris zu bringen, in das Collegium von Arcourt. Der junge Diderot zeigte sich hier als einen guten Schüler und besonders als einen trefflichen Cameraden. Man erzählt, daß er mit dem Abbé von Bernis damals mehr als einmal im Wirthshaus die Person zu sechs Sous speiste. Als er seine Studien beendet

hatte, trat er bei einem Procurator, Herrn Clement von Ris, seinem Landsmann, ein, das Recht und die Gesetze zu studiren, was ihn jedoch bald langweilte. Dieser Widerwille gegen die Chicane überwarf ihn mit seinem Vater, der das Bedürfniß fühlte, ein so leidenschaftliches Naturell durch Studium zu zügeln und zu kasteien und der in ihn drang, irgend einen Stand zu wählen oder unter das väterliche Dach zurückzukehren. Aber der junge Diderot fühlte schon seine Kräfte und ein unwiderstehlicher Beruf entriß ihn den gewöhnlichen Wegen. Er wagte es, diesem guten Vater, den er verehrte, ungehorsam zu sein und allein, ohne Anhalt, entzweiet mit seiner Familie, obschon ihn die Mutter von Zeit zu Zeit unter der Hand unterstützte, auf den Tag eingemiethet, und täglich zu sechs Sous speisend, so versucht er es, sich für seine Studien eine unabhängige Existenz zu gründen. Die Geometrie und das Griechische beschäftigen ihn leidenschaftlich und er träumt vom Ruhm des Theaters. Unterdessen waren ihm alle Arten von Arbeit recht, die sich ihm darboten. Das Metier eines Journalisten, wie wir es kennen, bestand damals noch nicht, sonst wär' es das seinige gewesen. Eines Tags trug ihm ein Missionar sechs Predigten für die Portugiesischen Colonieen auf und er verfertigte sie. Er versuchte es als Hauslehrer bei den Söhnen eines reichen Financiers, aber dies Leben voller Unterwürfigkeit war ihm schon nach drei Monaten unerträglich. Seine sicherste Hülfsquelle war der Unterricht in der Mathematik. Er lernte selbst, indem er Andere unterwies. Mit Ver-

gnügen findet man in Rameau's Neffen den „grauen Flausrock" wieder, womit er „im Sommer in der Seufzerallée des Luxemburg" spazieren ging, und wie er von hier über das Pflaster von Paris hintrabt „mit zerrissenen Manchetten und Strümpfen von schwarzer Wolle, die hinten mit weißen Fäden geflickt waren." Er beklagte späterhin so beredt „seinen alten Schlafrock"; wie mußte er nicht diesen Flausrock beklagen, der ihm sein ganzes Jugendleben mit seinem Elend und seinen Prüfungen wieder darstellte! Wie stolz würde er ihn in jenem vom neuesten Luxus strahlenden Cabinet aufgehängt haben! Wie würde er beim Anblick einer solchen Reliquie, wie er sie so gern hatte, mit vollkommenem Recht ausgerufen haben: „Sie bringt mir meinen ersten Zustand zurück und der Stolz steht still beim Eintritt in mein Herz. Nein, mein Freund, ich bin nicht verdorben. Meine Thür öffnet sich stets dem Bedürfniß, das sich an mich wendet; es findet in mir dieselbe Zugänglichkeit. Ich höre es an, rathe, bedaure es. Meine Seele hat sich nicht verhärtet; mein Kopf hat sich nicht hochmüthig gereckt; mein Rücken ist tüchtig und rund, wie vormals. Derselbe freimüthige Ton, dasselbe Gefühl. Mein Luxus ist von frischem Datum und das Gift hat noch nicht gewirkt." Und was hätte er nicht noch hinzugefügt, wenn der ewige Flausrock gerade der nämliche gewesen wäre, den er an jener Fastnacht trug, wo er, aufs tiefste niedergeschlagen, erschöpft vom Gehen, hinstürzend vor Entkräftung, unterstützt vom Mitleid einer Wirthsfrau, es eidlich gelobte,

so lang er noch einen rothen Heller hätte, nie einen Armen von sich zu weisen und eher alles zu geben, als seines Gleichen einen Tag lang ähnlichen Qualen auszusetzen?

Seine Sitten waren in diesem unbestimmten Leben nicht, wie man sich etwa denken könnte. Aus einem Geständniß, das er an Demoiselle Voland (T. II p. 108) macht, sieht man den Abscheu, den er schon früh vor leichtfertigen und gefährlichen Vergnügungen bekam. Dieser junge, verlassene, bedrängte, feurige Mensch, dessen Feder hinterher in den Ruf der Unreinheit kam, er, der, wie er selbst bezeugt, seinen Petron ziemlich gut inne hatte und drei Viertel von den schändlichen Madrigalen Catull's ohne Erröthen hersagen konnte, dieser junge Mann entkam der Corruption des Lasters und rettete in der Epoche der heftigsten Gewalt der Triebe die Schätze seiner Sinne und die Illusionen seines Herzens. Diese Wohlthat verdankte er der Liebe. Das junge Mädchen, das er liebte, war sehr zurückgekommen, eine arme Arbeiterin, die mit ihrer Mutter sich ehrlich vom Erwerb ihrer Hände ernährte. Diderot lernte sie als Nachbarin kennen, verliebte sich in sie bis zur Tollheit, verlobte sich mit ihr und heirathete sie trotz der ökonomischen Einwendungen der Mutter. Doch vollzog er die Heirath im Geheimen, um dem Widerstand seiner eigenen Familie auszuweichen, die er durch falsche Berichte täuschte. Jean Jaques hat in seinen Bekenntnissen über Diderots Annette sehr schnöde geurtheilt und zieht ihr seine Therese bei weitem vor. Ohne etwas über die Gefährtinnen der beiden großen Männer auszu-

sprechen, so scheint es in der That, daß Madame Diderot, obwohl im Grunde eine gute Frau, doch einen trätschigen Charakter, einen gewöhnlichen Geist und eine ordinaire Erziehung hatte, unfähig ihren Mann zu verstehen und seiner Neigung zu genügen. Alle diese schlimmen Uebelstände, welche die Zeit entwickelte, verschwanden damals in dem Glanz ihrer Schönheit. Diderot hatte mit ihr vier Kinder, von denen nur ein einziges, eine Tochter, am Leben blieb. Nach einem ihrer ersten Wochenbetten schickte er die Mutter und ohne Zweifel auch den Säugling nach Langres zu seiner Familie, die Versöhnung zu erzwingen. Dies sympathetische Mittel gelang. Alle Vorurtheile, die Jahre hindurch gedauert hätten, verschwanden in vier und zwanzig Stunden. Von neuen Sorgen bedrückt, schwierigen Arbeiten hingegeben, für den Sold der Buchhändler einige Englische Werke, eine Griechische Geschichte und ein Dictionnaire der Medicin übersetzend und schon an die Encyklopädie denkend, enttäuschte sich Diderot schnell über diese Frau, für die er seiner Zukunft so großes Unrecht angethan hatte. Madame von Puisieux, ein anderer Irrthum, während sechs Jahre, Mademoiselle Voland, die einzig seiner Wahl würdige, während der ganzen zweiten Hälfte seines Lebens, vorübergehend einige Frauen wie Madame von Prünevaux, knüpften enge Verbindungen mit ihm, welche gleichsam das Gewebe seiner innern Existenz ausmachten. Madame von Puisieux war die erste; kokett und bedürfnißvoll, vermehrte sie Diderots Verlegenheiten und für sie übersetzte er den Versuch über das Verdienst

und die Tugend, für sie schuf er die philosophischen Betrachtungen, die Interpretation der Natur, den Brief über die Blinden und die Bijoux indiscrets, eine besser passende und weniger strenge Opfergabe. Madame Diderot, von ihrem Mann vernachlässigt, beschränkte sich nach ihrem niederen Geschmack. Sie hatte ihre kleine Welt, ihre kleinen Umgebungen und Diderot fesselte sich erst später an die Häuslichkeit durch die Erziehung seiner Tochter. Man wird unter solchen Umständen einsehen, wie derjenige unter den Philosophen des Jahrhunderts, der in Gesinnung und That die Sittlichkeit der Familie am meisten darstellte, der die Verhältnisse eines Vaters, eines Sohnes und Bruders mit frommster Sorgfalt pflegte, zugleich einen so gebrechlichen Begriff von der Heiligkeit der Ehe hatte, die doch am Ende der Knoten des Ganzen ist. Man wird einsehen, nnter welcher perpersönlichen Inspiration er den Otaheiter in dem Supplement zur Reise von Bougainville sagen läßt: „Scheint Dir etwas unsinniger, als ein Gesetz, das die Veränderung in uns verbannt, welches eine unmögliche Beständigkeit heischt und die Freiheit des Mannes wie des Weibes verletzt, indem es sie für immer an einander kettet; als eine Form, welche den eigensinnigsten Genuß auf dasselbe Individuum beschränkt; als ein Eid der Unwandelbarkeit von zwei Wesen von Fleisch im Angesicht eines Himmels, der keinen Augenblick der nämliche ist, unter Höhlen, welche den Einsturz drohen, am Fuß eines Felsens, der in Staub zerfällt, am Fuß eines Baumes,

der berstet, auf einem Stein, der erzittert?" Es war ein sonderbares und übrigens bei seiner naiven und ansteckenden Exaltation doch sehr erklärliches Geschick Diderots, in seinem Leben Gefühle empfunden oder erweckt zu haben, welche mit dem wirklichen Verdienst der Personen durchaus nicht in Verhälniß standen. Seine erste nnd heftigste Liebe verknüpfte ihn auf immer mit einer Frau, die gar keinen reellen Bezug zu ihm hatte. Seine heftigste Freundschaft, die eben so leidenschaftlich wie eine Liebe war, hatte zu ihrem Gegenstande Grimm, einen feinen Schöngeist, witzig, angenehm, aber ein selbstsüchtiges und trockenes Herz. Endlich die heftigste Bewunderung, die er erregte, war die Naigeon's, Naigeon's, der ein eben solcher Fetischdiener seines Philosophen war, als Brossetta seines Poeten, eine Art von Maulaffenschüler, ein fanatischer Famulus des Atheismus. Diderot vergriff sich also in der Wahl seiner Frau, seines Freundes und Schülers; Lafontaine hätte nicht unglücklicher sein können als er; doch scheint er, abgesehen von dem Capitel mit der Frau, seiner Mißgriffe niemals selbst inne geworden zu sein.

Jeder Mann von großem Talent, wenn er demselben Bahn machen kann, ist seinem Jahrhundert und der Menschheit für ein Werk verantwortlich, das mit den allgemeinen Bedürfnissen der Epoche in Beziehung steht und den Fortschritt beschleunigen hilft. Worin auch sein besonderer Geschmack, seine Laune, seine Trägheit, seine Phantasie in Nebenwerken bestehen möge, er ist der Gesellschaft ein öffentliches Denkmal schuldig, will er sich

nicht durch ein Verkennen seines Berufs, durch ein Verzetteln seines Geschicks bestrafen. Montesquieu hat durch seinen Geist der Gesetze, Rousseau durch seinen Emile und den Contrat social, Büffon durch die Naturgeschichte, Voltaire durch die Gesammtheit seiner Arbeiten, diesem heiligen Gesetz des Genie's, kraft dessen es sich dem Fortschritt der Menschheit widmet, Zeugniß gegeben; Diderot, was man auch obenhin von ihm gesagt habe, nicht weniger. Man gesteht ihm schließlich humoristische Phantasieen, Einfälle eines unvergleichlichen Witzes, warme Skizzen, reiche Darlehen ohne Anspruch auf Rückerstattung in den Werken und unter dem Namen seiner Freunde zu; die Gabe, Romane, Briefe, Schwätzereien, Erzählungen zu schreiben, die kleinen Papiere, wie er sie nannte, d. h. die kleinen Meisterstücke, das Fragment über die Frauen, la Religieuse, Madame de la Pomerain, Mademoiselle la Chau, Madame de la Carlière, die Erben des Pfarrers von Thivot; — woran wir uns hier halten, ihn aufrecht zu halten, das ist sein socialer Titel, sein Denkmal, die Encyklopädie! Anfänglich sollte sie nur eine revidirte und vermehrte Uebersetzung des Englischen Dictionnaire's von Chalmers sein, eine Buchhändlerspeculation. Diderot faßte zuerst den kühnen Plan eines universellen Repertoriums der menschlichen Kenntniß seiner Epoche. Fünf und zwanzig Jahre setzte er an die Ausführung. Er war eigentlich der lebendige Eckstein dieser Collectivconstruction von Innen und auch der Zielpunct aller Verfolgungen, aller Drohungen von Außen. D'Alembert, der sich haupt-

sächlich des Gewinnes halber angeschlossen hatte, und dessen sinnreiche Vorrede für die, welche nur Vorreden lesen, viel zu sehr den großen Ruhm des Ganzen hingenommen hat, ließ das Unternehmen mitten im Gange in Stich und ließ Diderot sich mit der Erbitterung der Frommen, mit dem Kleinmuth der Buchhändler und einem ungeheuren Zuwachs an Redactionsarbeit herumschlagen. Dank sei es seiner verschwenderischen Thätigkeitslust, der Universalität seiner Kenntnisse, dieser vielseitigen Leichtigkeit, die er sich früh in bedrängter Lage erwarb; Dank vor Allem diesem moralischen Talent, seine Arbeiter um sich herum aufzureizen und zu begeistern, er beendigte dies kühne Gebäude von einer eben so drohenden als geregelten Masse. Sucht man den Namen des Baumeisters, so muß man den seinigen daran lesen. Diderot kannte besser als irgend einer die Mängel seines Werks. Er übertrieb sie gegen sich sogar in Rücksicht auf die Zeit und, da er sich für die Künste, für die Geometrie, das Theater, geschaffen glaubte, so beklagte er zuweilen sein Leben als in einer Angelegenheit von so geringem Nutzen und so zweideutigem Ruhm verloren. Auch war er für Kunst und Geometrie wunderbar organisirt, ich läugne es nicht, aber, wie er selbst bemerkt, es vollzog sich damals eine große Revolution, die in den Wissenschaften, welche mit der höheren Mathematik und der metaphysischen Betrachtung zusammenhängen, sich vollendete, um sich auf die Moral auf die Belletristik, die Naturgeschichte, Experimentalphysik und Industrie auszudehnen. Ueberdies waren die Künste im achtzehnten Jahr-

hundert von ihrem höheren Zweck fälschlich abgewandt und dazu erniedrigt, als philosophisches Sprachrohr oder als Kampfwaffe zu dienen. Unter solchen Umständen war es für Diderot schwer, einen nützlichern, würdigern und dankenswerthern Gebrauch seiner mächtigen Begabtheit zu machen, als indem er sie der Encyklopädie widmete. Er nährte durch dies Culturwerk die Revolution, die er in den Wissenschaften verkündete. Ich weiß übrigens, welche schwere Vorwürfe, die das ganze Jahrhundert treffen, diese Lobsprüche ermäßigen müssen und ich unterschreibe sie gänzlich. Aber der antireligiöse Geist, von welchem die Encyklopädie und die ganze damalige Philosophie ausging, kann nicht ausschließlich von unserem heutigen Gesichtspunct aus beurtheilt werden, ohne fast eben so viel Ungerechtigkeit, als man ihm Vorwürfe zu machen berechtigt ist. Das Wort der Tagesordnung, das Kriegsgeschrei: écrasons l'infâme!, so entscheidend und unerbittlich es zu sein scheint, verlangt von selbst eine Analyse und Auslegung. Ehe man der Philosophie vorwirft, das wahre, ewige Christenthum, die innere, wirkliche Lehre des Katholicismus, nicht verstanden zn haben, muß man sich erinnern, daß sein Schatz damals einerseits den ränkesüchtigen und weltlichen Jesuiten, andererseits den herben und finstern Jansenisten anvertraut war, daß diese von der Verschanzung der Parlamente aus ihre unglückselige nnd düstere Lehre von der Gnade durch ihre Henker, ihre Untersuchungen, ihre Torturen, verbreiteten und daß sie für die Häretiker Pascals entsetzlichen Abgrund in dem Kerker-

höhlen verwirklichten. Das war die infame, welche täglich den Christianismus, dessen Namen sie usurpirte, bei den Philosophen verleumdete und welche die Philosophie zuletzt im Kampf zermalmte, indem sie dieselbe in einem gemeinsamen Sturz begrub. Besonders scheint Diderot, von seinen ersten Pensées philosophiques an, durch jenes tyrannische und launisch wilde Aussehen beleidigt zu sein, welches die Lehre Nicole's, Arnaulds und Pascals dem christlichen Gotte verleiht, und im Namen der verkannten Menschheit und mit heiligem Erbarmen für seines Gleichen geht er an die kühne Kritik, wo seine Aufwallung ihm keinen Stillstand gestattet. So vereinigt die meisten ungläubigen Neuerer in ihrer Tendenz dieselbe edelmütgige Protestation. Die Encyklopädie war also kein Friedensdenkmal, kein schweigsamer Klosterthurm, wo die Gelehrten und Denker von allen Gattungen dnrch die verschiedenen Stockwerke vertheilt wären; sie war keine Granitpyramide mit unbeweglicher Base; sie hatte nichts von der reinen Harmonie jener Kunstbauten, welche langsam durch die Jahrhunderte hin zu einem angebeteten und gesegneten Gott aufsteigen. Man hat sie dem gottlosen Babel verglichen. Ich würde darin eher einen jener Kriegsthürme, jener Belagerungsmaschinen sehen, aber ungeheuer, gigantisch, wunderbar, wie Polybius sie beschreibt, Tasso sie imaginirt. Baco's Friedensbaum ist hier in eine drohende Wurfmaschine verwandelt. Es sind darin trümmerhafte, ungleiche Theile, viel Kalkabfall, cimentirte und unzerstörliche Fragmente; der Grund geht nicht tief

in die Erde; das Gebäude rollt; es ist in Bewegung; es wird fallen; aber was thut das? Um hier ein beredtes Wort Diderots selbst anzuwenden: „die Natur des Baumeisters wird aufrecht bleiben mitten in den Ruinen, und der Stein, der sich vom Gebirge ablöst, wird sie nicht zerbrechen, weil ihre Füße nicht von Thon sind."

Der Atheismus Diderots, obwohl er ihn zuweilen mit beweinenswerther Prahlerei zur Schau stellt, und seine Gegner ihn so grausam beim Wort genommen haben, beschränkt sich meist auf die Negation eines bösen, rachsüchtigen Gottes, eines Gottes nach dem Bilde der Henker von Calas und La Barre. Diderot ist häufig auf diese Idee zurückgekommen und hat sie unter den wohlwollenden Formen eines anmaßunglosen Skepticismus dargestellt. Bald, wie in der Unterhaltung mit der Marschallin von Broglie, ist es ein junger Mexikaner, der, müde von seiner Arbeit, eines Tags am Ufer des großen Oceans spazieren geht; er sieht ein Brett, das mit dem einem Ende in's Wasser ragt, während das andere auf dem Ufer ruht; er streckt sich darauf aus, wird von der Welle geschaukelt, schweift mit dem Blick in den endlosen Raum und verfällt auf Erzählungen seiner alten Großmutter von ich weiß nicht was für einem jenseits gelegenen, mit wunderbaren Einwohnern bevölkerten Lande. Sie kommen ihm wie Tollheiten vor. Er kann nicht daran glauben. Während er von dem Schaukeln und Träumen einschlummert, löst sich das Brett vom Ufer, der Wind wächst und der junge Raisonneur ist eingeschifft.

Erst auf voller See erwacht er. Da steigt ein Zweifel in seinem Geist auf; wenn er sich doch in seinem Unglauben betrogen, wenn seine Großmutter doch Recht gehabt hätte! Wohl hat sie Recht gehabt, fügt Diderot hinzu. Er treibt fort und kommt in das ungekannte Land. Der Alte, der Herr des Landes, ist da und empfängt ihn. Eine kleine Ohrfeige auf der Backe, ein Kniff in's Ohr, den ein Lächeln begleitet, wird das die ganze Strafe des Ungläubigen sein? Oder wird jener Alte den unbesonnenen junge Menschen bei den Haaren packen und sich darin gefallen, ihn eine Ewigkeit hindurch auf dem Ufer hinzuzerren? — Bald, wie in einem Brief an Mademoiselle Voland, ist es ein Mönch, ein galanter, nichts weniger als verkutteter Mann, mit welchem ihn sein Frennd Damilaville hat speisen lassen. Man sprach von der väterlichen Liebe. Diderot sagte, daß dies eine der mächtigsten Neigungen des Menschen wäre: „Ein Vaterherz! erwiderte ich; nein, nur die,welche Väter gewesen sind, wissen, was das ist. Dies ist ein Geheimniß, was glücklicherweise die Kinder selbst nicht wissen.“ Fortfahrend fügte ich darauf hinzu: „Die ersten Jahre, die ich in Paris zubrachte, waren fehr ungeregelt. Mein Betragen an sich reichte hin, meinen Vater aufzubringen, ohne daß man es hätte zu übertreiben brauchen. Indessen mangelte es nicht an Verleumdung. Man hatte ihm gesagt — Was hatte man ihm nicht gesagt? Es fand sich Gelegenheit ihn zu sehen. Ich schwankte nicht. Ich reiste voll Vertrauen auf seine Güte ab. Ich dachte, daß er mich sehen, daß

ich mich in seine Arme werfen, daß wir beide weinen und daß Alles vergessen sein würde. Ich dachte recht." „Da hielt ich inne und fragte meinen Mönch, ob er wüßte, wie weit es von hier bis zu mir hin wäre?" Sechzig Meilen, mein Vater; und wären es hundert gewesen, glaubt Ihr, daß ich meinen Vater weniger verzeihend und zärtlich gefunden hätte? — Im Gegentheil. — Und wären es tausend Meilen gewesen? — Ach! wie sollte man ein Kind mißhandeln, das so weit herkommt? — Und wär' es im Monde, im Jupiter, im Saturn gewesen?" Als ich diese letzten Worte sagte, hatte ich die Augen zum Himmel gerichtet und mein Geistlicher, die Augen niedersenkend, dachte über meinen Apolog nach."

Diderot hat seine Ideen über die Substanz, die Ursach und den Ursprung der Dinge in der Interpretation der Natur auseinander gesetzt, unter der Hülle von Baumann, der kein anderer ist als Maupertuis, und noch klarer in der Unterredung mit d'Alembert und dem sonderbaren Traum, den er von diesem dichtet. Die Bemerkung wird uns genügen, daß sein Materialismus kein trockener, mathematischer Mechanismus ist, sondern ein verworrener, fruchtbarer und mächtiger Vitalismus, eine spontane, fortschreitend sich entwickelnde Fermentation, worin, bis in das kleinste Atom, die verborgene oder frei gewordene Sensibilität überall gegenwärtig ist. Das war die Ansicht Bordeu's und der Physiologen, die nämliche, welche Cabanis seitdem mit solcher Beredtsamkeit dargestellt hat. Nach der Art und Weise, wie Diderot die

äußere Natur in sich empfand, so zu sagen, die natürliche Natur, die, welche die Gelehrsamkeit noch nicht auf die Folter gespannt und verfälscht hat, die Wälder, Wässer, den Reiz der Felder, die Schönheit des Himmels und die Eindrücke, welche das Herz davon empfängt, mußte er von Hause aus ein tief religiöser Mensch sein, denn Niemand hatte für das universelle Leben mehr Sympathie nnd Offenheit. Nur wollte er dies Leben der Natur und aller Wesen gern dunkel, und in gewissermaßen verworrenem Gewoge außer sich lassen, verhüllt im Keim, kreisend im Luftstrom, wallend über den Gipfeln der Wäldern, sich verhauchend mit den Stößen des Windes. Er sammelte es in kein Centrum, er idealisirte es nicht zu einem strahlenden Muster einer ordnenden und wachenden Vorsehung. Doch hat er in einem Werk, das er im Alter kurz vor seinem Tode schrieb, in dem Versuch über das Leben Seneca's, folgende Stelle eines Briefs an den Lucilius übersetzt, die ihn zur Bewunderung entzückt: „Wenn sich euren Blicken ein großer Wald eröffnet, mit alten Bäumen, deren Wipfel in die Wolken ragen und deren verflochtene Zweige euch den Anblick des Himmels rauben, diese maßlose Höhe, dies tiefe Schweigen, diese Schattenmassen, welche die Ferne verdichtet und continuirlich macht, so viel Zeichen, verinnern sie euch nicht die Gegenwart eines Gottes?" Diderot selbst unterstreicht dies Wort verinnern. Ich bin so glücklich, in demselben Werk ein Urtheil über La Mettrie zu finden, das bei Diderot vielleicht ein wenig Vergessenheit seiner eigenen cynischen

und philosophischen Ausgelassenheit beurkundet, aber auch einen bittern Ekel, einen förmlichen Abscheu gegen den immoralischen, sittenverderbenden Materialismus. Mich freut es, daß er la Mettrie vorwirft, nicht „die ersten Begriffe der wahren Grundsätze der Moral" inne zu haben, „dieses unermeßlichen Baumes, dessen Haupt die Himmel berührt und dessen Wurzeln bis zur Hölle dringen; wo Alles mit einander verknüpft ist, wo Scham, Anstand, Höflichkeit, die leichtesten Tugenden, wenn es deren gibt, wie das Blatt an den Zweig befestigt sind, den man verunehrt, wenn man es abpflückt." Dies ruft mir einen Streit zurück, den er eines Tags mit Helvetius bei Saurin hatte. Er macht davon an Mademoiselle Voland eine reizende Erzählung, die ein kleiner Spiegel der Inconsequenz des Jahrhunderts überhaupt ist. Diese Herrn leugneten den angeborenen moralischen Sinn, das wesentliche und uneigennützige Motiv der Tugend, welches Diderot vertheidigte. „Das Spaßhafte war, fügt er hinzu, daß diese ehrlichen Leute nach kaum beendetem Streit, ohne es zu merken, die stärksten Dinge zu Gunsten des Gefühls sagten, das sie eben bekämpft hatten, um so ihre eigene Meinung zu widerlegen. Aber Sokrates an meiner Stelle hätte sie ihnen entrissen." In Bezug auf Grimm sagt er: „die Strenge in den Grundsätzen unseres Freundes verliert sich; er unterscheidet eine Moral zum Gebrauch der Großen." Alle diese herrlichen Ideen über die Tugend, die Moral und die Natur, kamen ihm ohne Zweifel stärker als je in der Sammlung und der Art von Ein-

samkeit zurück, die er sich während der leidenden Jahre seines Alters zu schaffen suchte. Mehre seiner Freunde waren todt, andere zerstreut; Mademoiselle Boland und Grimm fehlten ihm oft. Jetzt zog er den Unterhaltungen, die ihn ermüdeten, den Schlafrock und seine Bibliothek im fünften Stockwerk unter dem Dache vor, an der Ecke der Straße Taranne und St. Benoit. Er las immer, meditirte viel und betrieb die Erziehung seiner Tochter mit Sorgfalt. Sein wohlthätiges Leben voll guten Raths und guter Werke mußte ihm eine große innere Beruhigung gewähren und gar manchmal rief er sich vielleicht die Worte seines alten Vaters zurück: „Mein Sohn, mein Sohn! die Vernunft ist ein gutes Ruhekissen, aber ich finde, daß mein Kopf auf der Religion und den Gesetzen noch sanfter ruhet.“ — Er starb im Juli 1784.

Als Künstler und Kritiker war Diderot bedeutend. Seine Theorie des Drama's hat ohne Zweifel nur als Beschämung des falschen conventionellen Geschmacks, der ewigen Mythologie der Epoche Werth, als ein Aufruf an die Wahrheit der Sitten, an die Realität der Gefühle, an die Beobachtung der Natur. Sobald er sie ausüben wollte, fiel er durch. Unstreitig beherrschte ihn die Idee der Moral übermäßig; ihr ordnete er alles Andere unter und im Allgemeinen verkannte er in seiner ganzen Aesthetik die Grenzen, die eigenthümlichen Quellen und den Umfang der schönen Künste. Er faßte das Drama zu sehr als Moralist, die Sculptur und Malerei zu sehr als

Literator auf. Der wesentliche Styl, die geheimnißvolle Ausführung, der heilige Hauch, etwas Fertiges, Beschlossenes, das zugleich das Unentbehrliche ist, das sine qua non der Vollendung in jedem Kunstwerk, wenn es auf die Nachwelt kommen soll; — dieser köstliche Moment ist ihm gewiß oft entgangen; er hat daran umhergetastet, aber mit dem Finger nicht immer den rechten Punct getroffen. Falconet und Sedaine haben in ihm eine Verblendung des Enthusiasmus erzeugt, die wir ihm nur für Terenz, für Richardson und Greuze können hingehen lassen, das sind seine Mängel. Aber auch welche Fülle, welche Vernunft im Einzelnen! Welch' eifriger Verfolg des Wahren, des Guten, dessen, was aus dem Herzen kommt! Welch' herrliches Gefühl der Andacht in diesem unandächtigen Jahrhundert! Welche durchdringende, ehrliche, verliebte, bis dahin ungekannte Kritik! Wie vermählt sie sich ihrem Autor, sobald sie Geschmack an ihm findet, wie folgt sie ihm, verhüllt, enthüllt ihn, betet sie ihn an! Und so optimistisch und ein wenig herunterwürgend sie ist, haltet sie nicht immer für getäuscht. Fragt lieber den Verfasser der Jahreszeiten, Herrn von Saint-Lambert, „der unter den Gelehrten eins der empfindlichsten Felle ist;" fragt de la Harpe „der Numerus, Beredtsamkeit, Styl, Vernunft, Weisheit hat über nichts, was ihm unter der linken Brust schlägt: quod laeva in parte mamillae nil salit arcadico juveni. (Juv.)" Fragt den Abbé Raynal „der mit Herrn de la Harpe auf einer Linie stehen würde, wenn er etwas weniger Ueberfluß und

ein wenig mehr Geschmack hätte." Fragt endlich den würdigen, weisen, honetten Thomas, der im Gegensatz zum selben de la Harpe „Alles in die Berge, wie jener in die Ebenen stellt", der, als er über die Frauen schreibt „ein Mittel gefunden hat, ein so gutes, so schätzbares Buch zu machen, aber ein Buch, das kein Geschlecht hat."

Indem wir das Wort Frauen aussprechen, haben wir die reichste und lebendigste Quelle Diderots als Künstler berührt. Seine besten Sachen, die köstlichsten unter seinen petits papiers, sind unstreitig die, wo er sie einführt, wo er von drr Untreue und List erzählt, deren Mitschuldige oder Opfer sie sind, wo er die Macht ihrer Liebe, Rache und Hingebung, wo er irgend einen Winkel der Welt schildert, einen Vorgang, worin sie verwickelt sind. Die kleinsten Berichte eilen dann unter seiner Feder, fortreißend, einfach, ohne System, ungesucht, voll von den vertraulichsten Umständen und als von einem Manne kommend, der früh von dem Leben aller Tage gelebt und die Poesie darin empfunden hat. Solche Scenen, solche Portraits lassen sich nicht analysiren. Das Bekannteste übergehend empfehle ich denen, welche sie noch nicht gelesen haben, die Correspondenz Diderots mit Demoiselle Jodin, einer jungen Schauspielerin, deren Familie er kannte und deren Aufführung und Talent er durch eben so aufmerksame als uninteressirte Rathschläge zu leiten suchte. Es ist ein bewundernswerther kleiner, sinnreicher und liebevoller Abriß der praktischen Moral. Da ist Vernunft, Anstand, Rechtschaffenheit, ich möchte beinahe sagen, Tugend

für das Betragen einer niedlichen Schauspielerin, einer guten, offenherzigen Person, die ohne Zweifel lebhaft, beweglich, verliebt war. An Diderots Stelle hätte Horaz, den ich mir schon gichtisch genug denke, um weise zu sein, Horaz selbst hätte keine anderen Vorschriften geben können, keine Rathschläge von reellerem Inhalt, möglich und menschlich, und gewiß hätte er sie nicht mit gesunderen Grundsätzen, mit feineren Andeutungen über die Schauspielkunst würzen können. Diese Briefe an Demoiselle Jodin, die zum erstenmal 1821 bekannt gemacht wurden, gingen würdig denen an Mademoiselle Voland vorauf, die wir nun endlich besitzen. Hier offenbart sich der ganze Diderot: sein Geschmack, seine Sitten, die geheimen Wendungen seiner Ideen und Wünsche, denn er war in der Reife des Alters und des Denkens; sein unversiegliches Gefühl mitten unter den trockensten Beschäftigungen und den Probeheften der Encyklopädie; sein ehrfurchtsvolles Zurückkommen auf die alte Zeit, die Liebe zu seiner Vaterstadt, zu dem väterlichen Hause und dem wilden Flußinseln, worin seine Kindheit sich abtummelte; sein Wunsch nach einsamer ländlicher Zurückgezogenheit mit wenigen Freunden, ein Müßiggang, unterbrochen von Aufregung und Lectüre; und endlich in dieser reizenden Gesellschaft, worin er sich mit seinem Urtheil gänzlich laufen läßt, zahllose anmuthige oder grimassirende Figuren, zarte oder scherzhafte in den Erzählungen hervorspringende und sich kreuzende Episoden; Madame von Epinay schmachtend beim Anblick Grimms; Madame von Aine im Jäckchen

überrascht von Herrn Le Roy; der Baron von Holbach mit seinem spöttischen mißstimmigen Ton bei seiner feinlächelnden Hälfte; der Abbé Galiani „ein Schatz in Regentagen", ein so unentbehrliches Meubel, daß alle Welt eins davon aufs Land haben möchte, wenn die Tischler welche machten; das unvergleichliche Gemälde Urania's, dieser schönen und erhabenen Madame Legendre, der tugendhaftesten unter den Koketten, der verzweiflunsvollsten unter den Frauen, welche sagen: ich liebe Dich; — ein freimüthiger Erguß über die berühmten Leute: Voltaire, dies „böse und außerordentliche Kind der Grazien", „der gut zu kritisiren, zu spotten und sich zu zerarbeiten hat und der über sich stets ein Dutzend Männer der Nation finden wird, die, ohne sich auf den Zehen zu erheben, mit dem Kopf ihn überragen werden, denn in allen Gattungen ist er nur der zweite"; Rousseau, dies unzusammenhängende Wesen, „maaßlos, sich beständig um eine Kapuze drehend, wo er eines guten Morgens hineinkriechen wird und unaufhörlich vom Atheismus zur Glockentaufe hin und her geworfen"; doch, es ist genug, glaube ich, um darzuthun, daß Diderot als Mensch, Moralist, Schilderer und Kritiker, sich ganz nackt in dieser Correspondenz zeigt, die so glücklich aufbewahrt und der eifrigen Bewunderung unserer Zeitgenossen im rechten Augenblick dargeboten ist.

VII.

Göthe's
neueste Paralipomena.
1841.

Die Klage über Goethomanie und Goethokoraxe findet jetzt schon keine Veranlassung mehr, laut zu werden. Riemer's enkomiastische Idiosynkrasie ist sogleich allgemein als ein Überfluß aufgenommen. Aber daß nur nicht das Studium Goethe's mit der Beseitigung einer vergötternden Partei auch in Abgang komme, denn noch lange werden wir von Goethe zu lernen haben! Es ist mir aufgefallen, daß meines Wissens noch keiner der eigentlichen geschworenen Goethe-Kritiker eine Zusammenstellung der Novitäten gemacht hat, welche in der 1836 veranstalteten Quartausgabe vorkommen. Cotta wird ohne Zweifel auch an einer besondern Ausgabe derselben es nicht fehlen lassen, welche für die Besitzer der Duodezausgabe als Supplementband längst seine Schuldigkeit gewesen wäre. Dann würde auch, wäre alles Neue so auf Einen Fleck zusam-

überrascht von Herrn Le Roy; der Baron von Holbach mit seinem spöttischen mißstimmigen Ton bei seiner feinlächelnden Hälfte; der Abbé Galiani „ein Schatz in Regentagen", ein so unentbehrliches Meubel, daß alle Welt eins davon aufs Land haben möchte, wenn die Tischler welche machten; das unvergleichliche Gemälde Urania's, dieser schönen und erhabenen Madame Legendre, der tugendhaftesten unter den Koketten, der verzweiflunsvollsten unter den Frauen, welche sagen: ich liebe Dich; — ein freimüthiger Erguß über die berühmten Leute: Voltaire, dies „böse und außerordentliche Kind der Grazien", „der gut zu kritisiren, zu spotten und sich zu zerarbeiten hat und der über sich stets ein Dutzend Männer der Nation finden wird, die, ohne sich auf den Zehen zu erheben, mit dem Kopf ihn überragen werden, denn in allen Gattungen ist er nur der zweite"; Rousseau, dies unzusammenhängende Wesen, „maaßlos, sich beständig um eine Kapuze drehend, wo er eines guten Morgens hineinkriechen wird und unaufhörlich vom Atheismus zur Glockentaufe hin und her geworfen"; doch, es ist genug, glaube ich, um darzuthun, daß Diderot als Mensch, Moralist, Schilderer und Kritiker, sich ganz nackt in dieser Correspondenz zeigt, die so glücklich aufbewahrt und der eifrigen Bewunderung unserer Zeitgenossen im rechten Augenblick dargeboten ist.

VII.

Göthe's
neueste Paralipomena.
1841.

Die Klage über Goethomanie und Goethokoraxe findet jetzt schon keine Veranlassung mehr, laut zu werden. Riemer's enkomiastische Idiosynkrasie ist sogleich allgemein als ein Überfluß aufgenommen. Aber daß nur nicht das Studium Goethe's mit der Beseitigung einer vergötternden Partei auch in Abgang komme, denn noch lange werden wir von Goethe zu lernen haben! Es ist mir aufgefallen, daß meines Wissens noch keiner der eigentlichen geschworenen Goethe-Kritiker eine Zusammenstellung der Novitäten gemacht hat, welche in der 1836 veranstalteten Quartausgabe vorkommen. Cotta wird ohne Zweifel auch an einer besondern Ausgabe derselben es nicht fehlen lassen, welche für die Besitzer der Duodezausgabe als Supplementband längst seine Schuldigkeit gewesen wäre. Dann würde auch, wäre alles Neue so auf Einen Fleck zusam-

mengedrängt gewesen, die Kritik sich schneller damit bekannt gemacht haben. Aber jene Quartausgabe soll sich eben durch diese mit einem Sternchen als neu hinzukommend bezeichneten Fragmente verkaufen und hat daher, um auch der Octav= und Duodezausgabe ihre Eigenthümlichkeit nicht zu rauben, eine Menge Goethe'scher Arbeiten, seine Uebersetzungen aus dem Französischen, seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen weggelassen. Durch Studien anderer Art von solchen Literaturberichten abgehalten, erwartend, daß eigentliche Literaten doch endlich daran gehen würden, habe ich mich lange nicht entschließen können, öffentlich ein Wort über diese Paralipomena zu sagen. Allein es steckt in mir für unsere Nationallierratur etwas von Dem, was Lessing das Pflichtbewußtsein eines Bibliothecars nannte. So wenig ausführlich zu sein durch viele Umstände mir vergönnt ist, so kann ich doch nicht widerstehen, einen katalogartigen Überblick über diese Goethe'schen Neuigkeiten zu geben, da es mir zu wichtig scheint, sie in die allgemeine Auffassung Goethe's einzugliedern.

Unter den Liedern finden wir S. 17: „Hans Liederlich":

Ein Glas zu dem Schmatz,
Nun, das schlürft sich so süß!
Versauf' ich die Schuh,
Behalt' ich die Füß'.
A Maid und a Wein,
Musik und Gesang,
I wollt' I, so hätt' I's
Mein Leben entlang u. s. w.

Obwohl Goethe den volksmäßigen Liedton sehr in der Gewalt hatte, so möchte ich doch glauben, daß dieser „Hans Liederlich" ein wirkliches Volkslied sei, oder mindestens, daß die Motive einem solchem entnommen sind. Dasselbe dürfte S. 21 von der „Zerstörung Magdeburgs" gelten!

O Magdeburg die Stadt!
Die schöne Mädchen hat,
Die schöne Fraun und Mädchen hat.
O Magdeburg die Stadt.
Da Alles steht in Flor,
Der Tilly zieht davor,
Durch Garten und durch Felder Flor.
Der Tilly zieht davor.
Der Tilly steht dadraus.
Wer rettet Stadt und Haus?
Geh', Lieber, geh' zum Thor hinaus
Und schlag' dich mit ihm draus u. s. w.

In den Volksliedersammlungen, die mir im Augenblicke zu Gebote stehen, finde ich zwar kein ähnliches Lied, allein das ist der geringste Grund, die Volksmäßigkeit zu bezweifeln.

S. 50: „Requiem dem frohsten Manne des Jahrhunderts, dem Fürsten von Ligne, gestorben am 14. Dec. 1814." Fragment. Gehört zu den höfischen Poesien, worin das theatralisch gefällige Arrangement den Strom der Dichtung in lauter niedliche Bächlein zertheilt. Italien z. B. charakterisirt sich folgendermaßen:

Das Wehn der Himmelslüfte
Dem Paradiese gleich,
Des Blumenfelds Gedüfte
Das ist mein weites Reich.

Das Leben aus dem Grabe
Jahrhunderte beschließt;
Das ist der Schatz, die Habe,
Die man mit mir genießt.

Wenn Jemand dies auf Attikas Boden anwendete, wär's ebenso richtig. S. 52: Drei Oden 1767, „An meinen Freund", nämlich, wie aus der dritten hervorgeht, Behrisch. Sie gehören zu dem Goethe'schen Prometheischen Genre, worin er so einzig war und mit welchem er so vielen Deutschen das Selbstgefühl einflößte, das Leben auch ohne Vormundschaft zu versuchen. Er sieht Behrisch von sich scheiden. Er räth ihm selbst, weil er ein ehrlicher Mann sei, dies Land zu fliehen.

Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung,
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.
Schaden sie nicht,
Werden sie schrecken —

Sehr schön sagt er zu ihm, er solle die Blumenfesseln der Freundschaft, die ihn für ihn zurückhalten wollten, zerreißen.

Ich klage nicht,
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen,
Der fliehn kann, zurück.
Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Ist ihm Freiheit
Im Kerker.

Zu den vermischten Gedichten ist S. 65 vom J. 1775, aus den „Leiden des jungen Werthers", eine literarische Re=

liquie hinzugekommen. Diese beiden Strophen hatten den Zweck, davor zu warnen, sich Werther zum Ideal zu nehmen:

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh', dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach.

S. 68: „Wilhelm Meister's Wanderjahre", eine Schilderung der poetischen Praxis, mit welcher der Meister sich ins Gleiche zu setzen sucht, eines jener Gedichte, in denen Goethe sein Dichten sich selbst abspiegelt, sich Rechenschaft gibt und den Wunsch ausdrückt, auch seinen Freunden wieder einen Bildungsstoff zuzuführen.

S. 69:

Was ist der Himmel, was ist die Welt?

Antwort:

All das, wofür eben einer sie hält.

Am Schluß wird gesagt, daß dies Liedlein von einem Prinzen vorgesungen sein solle, der mit Zunamen Radegiki heiße. S. 69: „In das Stammbuch Johann Peter Reynier's von Frankfurt am Main, 1680", enthält ein artiges Conterfei der amusanten Art, wie Goethe am eschenheimer Thor hinterm Ofen bei borsdorfer Aepfeln in lieber Gesellschaft sich erlustirt, um Martini 1774. Die Manier ist die Hans Sachsische. Die Nachschrift besagt:

Den Abend drauf, nach Schlittschuhfahrt,
Mit Jungfräuelein von edler Art,
Staats-Kirschentort, gemeinem Bier,
Den Abend zugebracht allhier,
Und Aeugelein und Lichter Glanz,
Ram, Sitha, Hannemann und sein Schwanz.

Man könnte fast behaupten, daß Goethe noch vor den Schlegeln der Indomanie ergeben gewesen sei, wenn man sieht, welch große Rolle damals in seinen scherzhaften Unterhaltungen der Affenfürst Hannemann und die schöne Sitha spielten.

Unter den „Epigrammatisch" überschriebenen Pointen tritt S. 76 Mephistopheles als Etymologe auf, indem der Gleichklang vom Kriegsgotte Ares mit der Kunst: ars, und einem sonst auch bekannten Theil des menschlichen Leibes dazu Veranlassung gibt, die Gleichgültigkeit des Tones gegen seine Bedeutung hervorzuheben und letztere nicht aus ihm heraushorchen zu wollen:

So wird erst nach und nach die Sprache festgerammelt,
Und was ein Volk zusammen sich gestammelt,
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein.

In einigen Zeilen äußert sich auch noch der Unmuth gegen die Poetaster, die eigentlich nur Metriker sind und vor dem Zählen der Füße und Wägen der Sylben nicht zur Sache kommen:

Ein ewiges Kochen statt fröhlichen Schmaus.

S. 78: „Ländlich", reizende erotisch-idyllische Verse. Ebendaselbst „Erinnerung"; mag wohl ein Stückchen aus einem Opernduett sein. S. 82 eine „Lebensregel" in dem zuversichtlichen, rüstigen, maaßvollen Lebensmuthe, der sich nicht mit der Grübelei den Tag verdirbt, wie es wohl gestern anders hätte sein mögen oder morgen werden können.

„Parabolisch" bringt S. 87 im „Beruf des Storchs" einen jener glücklichen Cynismen, mit denen sich Goethe's

derbe Natur so oft Luft machte. Der Storch nährt sich da unten von Frosch und Wurm, sitzt aber doch da oben auf dem Kirchthurm und klappert Tag und Nacht, ohne daß Alt und Jung ihn zu stören wagt.

Wodurch — gesagt mit Reverenz —
Kann er sein Recht beweisen?
Als durch die löbliche Tendenz,
Aufs Kirchendach zu — —

S. 102: „Goethe's Wohnhaus in Weimar" hält sich über die Gaffer auf, die an Thür und Thor herumschleichen, statt zu gutem Empfang getrost einzutreten. S. 109 aus der „Gott, Gemüth und Welt" überschriebenen Gruppe der tiefsinnigsten Gedichte noch eine Invective gegen die Newton'sche Farbenlehre.

S. 133—138 findet sich eine eigene Abtheilung: „Invectiven", die größtentheils ganz neu und von dem köstlichsten Salze sind. Das seines Werths, seiner Arbeit ohne Ueberhebung bewußte Selbstgefühl äußert sich besonders gegen den Recensentenunfug, gegen die Umtriebe der Kleingeister, eine augenblickliche Herrschaft bei der Menge zu erringen, gegen Kotzebue, gegen Frömmelei u. s. w. Als Axiom ist an die Spitze gestellt:

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump
Zu Wagen, Pferd' und Fuße;
Drum glaub' an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße.

Bin ich für eine Sache eingenommen,
Die Welt, denk' ich, muß mit mir kommen;
Doch welch ein Gräuel muß mir erscheinen,
Wenn Lumpe sich wollen mit mir vereinen.

Das Ultimatum meint, Merkel, Spazier und Kotzebue müßten sich collegialisch vereinen, alle Tage ein Pasquill auf Goethe zu schreiben, was, wenn er noch hundert Jahr lebte, eine schöne Zahl geben würde:

Gern würd' ich dieses holde Wesen
Zu Abend auf dem ..... lesen,
Grobe Worte, gelind Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;
Dann legt' ich ruhig nach, wie vor,
In Gottes Namen mich aufs Ohr.

Die „Politica" bringen eine Reflexion über die Wirkung von „Epimenides' Erwachen", daß er mit diesen „lyrischen Siebensachen" wohl den rechten Moment verfehlt haben werde:

Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen,
Bald schein ich ein schmeichelnder Lober:
Ich habe der Deutschen Juni besungen.
Das hält nicht bis zum October.

Eine sehr mannhafte Xenie besagt auch auf die Frage:

Warum denn wie mit einen Besen
Wird so ein König hinausgekehrt? —
Wären's Könige gewesen,
Sie stünden noch alle unversehrt.

Ich bemerke, daß unter den „Invectiven" nicht wenige politisch sind, namentlich diejenigen, in denen er ingrimmig über die herschsüchtigen Bemühungen der Pfaffen herfällt, z. B. wenn er 1818 bei Gelegenheit der thaumaturgischen Reisen der Frau von Krüdener sagt:

Junge Huren, alte Nonnen
Hatten sonst schon viel gewonnen,

Rom aber traut er ein für allemal nicht. Man müsse sich mit ihm gar nicht einlassen. Das sei die wahre Klugheit, die man gegen dasselbe zu beobachten habe. Unterhandle man erst mit ihm, so sei man auch schon in Gefahr.

„Ist Concordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?" —
Ja, fangt einmal mit Rom nur an,
Da seid ihr angeführt.

S. 145 — 147 folgt ein bedeutendes Fragment vom „Ewigen Juden". Aus Goethe's Autobiographie sind wir mit dem Plane dieser Dichtung hinlänglich bekannt. In Italien ging sie ihm wieder nach. Er wollte Christus schildern, wie derselbe nach 3000 Jahren einmal wieder auf die Erde kommt, zu sehen, was denn aus seinem Christenthume geworden. So wollte sich Goethe Gelegenheit schaffen, die Carricaturen des Christenthums zu schildern. Der ewige Jude aber sollte den Historiker machen und Christo als Augen- und Ohrenzeuge die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte erzählen. Das Fragment läßt sich con amore in der unbändigsten Freiheit rechts und links gehen. Der ewige Jude tritt zuerst als Schuster in Judäa nur zu Anfang auf. Es wird gleich zur Schilderung des religiösen Parteiwesens übergesprungen. Erst werden die Hierarchen in ihrer Verweltlichung geschildert:

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren als wie sie immer waren,
Und wie ein jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt.

und daß die Verse eben so gut in einem, für kanonisch erklärten Gemeinde-Gesangbuch stehen könnten, als so viele andere. Der poetische Culminationspunct ist die Anrede, die Christus den höllischen Schaaren hält:

Jetzt spricht Er, Donner ist Sein Sprechen,
Er spricht und alle Felsen brechen,
Sein Athem ist dem Feuer gleich.
So spricht Er: zittert, ihr Verruchte!
Der, der in Eden Euch verfluchte,
Kommt und zerstöret euer Reich.
Seht auf! Ihr waret meine Kinder,
Ihr habt euch wider mich empört,
Ihr fielt und wurdet freche Sünder,
Ihr habt den Lohn, der Euch gehört u. s. w.

Die Xenien, in denen Goethe gegen die geistliche Faulheit, gegen den Ultramontanismus, gegen alle Pfafferei sich mit inniger Lust erklärt, strotzen, so zu sagen, von altprotestantischem Selbstgefühle. Auf die Spitze treibt sich die Ironie, wenn er sagt:

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit;
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben u. s. w.

Das Klosterwesen, worin jetzt mancher Hypochondrist die Rettung des Christenthums erblickt, persiflirt er herbe mit dieser Anweisung:

Niemand soll ins Kloster gehn,
Als er sei denn wohl versehn
Mit gehörigem Sündenvorrath,
Damit es ihm so früh und spat
Nicht mög' am Vergnügen fehlen,
Sich mit Reue durchzuquälen.

Rom aber traut er ein für allemal nicht. Man müsse sich mit ihm gar nicht einlassen. Das sei die wahre Klugheit, die man gegen dasselbe zu beobachten habe. Unterhandle man erst mit ihm, so sei man auch schon in Gefahr.

„Ist Concordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?" —
Ja, fangt einmal mit Rom nur an,
Da seid ihr angeführt.

S. 145 — 147 folgt ein bedeutendes Fragment vom „Ewigen Juden". Aus Goethe's Autobiographie sind wir mit dem Plane dieser Dichtung hinlänglich bekannt. In Italien ging sie ihm wieder nach. Er wollte Christus schildern, wie derselbe nach 3000 Jahren einmal wieder auf die Erde kommt, zu sehen, was denn aus seinem Christenthume geworden. So wollte sich Goethe Gelegenheit schaffen, die Carricaturen des Christenthums zu schildern. Der ewige Jude aber sollte den Historiker machen und Christo als Augen- und Ohrenzeuge die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte erzählen. Das Fragment läßt sich con amore in der unbändigsten Freiheit rechts und links gehen. Der ewige Jude tritt zuerst als Schuster in Judäa nur zu Anfang auf. Es wird gleich zur Schilderung des religiösen Parteiwesens übergesprungen. Erst werden die Hierarchen in ihrer Verweltlichung geschildert:

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren als wie sie immer waren,
Und wie ein jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt.

War er vorher wie ein' Ameis krabblich,
Und wie ein Schlänglein schnell und zabblich,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In seinem Sessel sich wohl behagen,
Und ich schwöre bei meinem Leben,
Hätte man Sanct Paulen ein Bisthum geben,
Poltrer wär' er worden, ein fauler Bauch
Wie caeteri confratres auch.

Mit außerordentlicher Laune wird das Queruliren der Separatisten über die bestehende Kirche geschildert. Sie sind zu gut für diese Gemeinschaft. Sie müssen im Conventikel zusammenkommen, wo man gehörig Kenntniß voneinander nehmen kann:

Der Schuster aber und seines Gleichen
Verlangten täglich Wunder und Zeichen,
Daß einer pred'gen sollt' für Geld,
Als hätt' der Geist ihn hingestellt.
Nickten die Köpfe sehr bedenklich
Ueber die Tochter Zion kränklich,
Daß, ach! auf Kanzel und Altar
Kein Moses und kein Aaron war,
Daß es dem Gottesdienste ging,
Als wär's ein Ding, wie ein ander Ding,
Das einmal nach dem Lauf der Welt
Im Alter dürr zusammenfällt.

„O weh der großen Babylon!
Herr, tilge sie von deiner Erden,
Laß sie im Pfuhl gebraten werden,
Und, Herr, dann gieb uns ihren Thron!"

So sang das Häuflein, kroch zusammen,
Theilten so Geists als Liebesflammen,
Gafften und langweilten nun,
Hätten das auch können im Tempel thun.

Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen,
Sein Vater hat wohl Mensch geheißen.

Dieser, wie die Ueberschrift sagt, erste „Fetzen" des Ewigen Juden schließt damit, daß Christus bei einem Oberpfarrer einen Besuch machen will. Er klingelt. Die Köchin öffnet. Der Herr ist nicht zu Haus, im Convent. Die Köchin erklärt ihm, was das heiße.

Die „Maskenzüge" bringen uns noch einen Zug Lappländer vom 30. Jan. 1781 ganz in der Manier der übrigen Societätspoesien dieses symbolisch-mimischen Genre.

Unter den „Gedichten an Personen" ist das an Mademoiselle Oeser zu Leipzig von Frankfurt am 6. Nov. 1768 das bedeutendste, und war schon früher, wenn ich nicht irre, in einer Zeitschrift abgedruckt. Es gehört zu den eigenthümlichen Seelenmalereien und Vertraulichkeiten, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem Verkehr zwischen beiden Geschlechtern einen so wundersamen Schmelz verliehen. Man hegte Freundschaft füreinander, die doch nicht ohne Liebe war, Liebe, die doch nur Freundschaft sein wollte, die nicht auf Verlobung und Heirath ausging. Man beschrieb sich empfindungsvoll seinen Tageslauf und setzte voraus, daß alle Kleinigkeiten desselben den Andern interessiren müßten. Dies Gedicht schwebt zwischen Hingebung und Zurückhaltung, zwischen aufrichtiger Verehrung und zwischen Compliment, zwischen Mittheilungslust und Unterhaltenwollen etwas zweideutig in der Mitte. Uebrigens streicht Goethe die Leipzigerinnen so heraus und stellt die Frankfurterinnen gegen sie so in

Und du, mit Herz- und Liebesarmen,
Flehst du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm', ich will mich dein erbarmen!
O Welt, voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn' und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im Ganzen doch nicht sonderlich verstehe,
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest,
Und dann befreit dich wieder neu umschlang,
Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn u. s. w.

Christus wandert nun umher, findet aber leider wenig Befriedigung:

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,
Und man für lauter Kreuz und Christ,
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.

Beim Eingang in eine Stadt wird er befragt, wer er sei? „Kinder, ich bin des Menschen Sohn", erwiderte er ganz demüthig und gelassen darauf. Der Schreiber und die Wache standen ganz verdutzt und ließen ihn gehen. Seine Worte hatten immer Kraft. Aber nun entstand die Noth, wie man ihn in den Rapport eintragen solle:

Was thät der Mann Curioses sagen?
Sprach er wohl unsrer Nase Hohn?
Er sagt: er wär' des Menschen Sohn!
Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein branntwein'ger Corporal:

Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen,
Sein Vater hat wohl Mensch geheißen.

Dieser, wie die Ueberschrift sagt, erste „Fetzen" des Ewigen Juden schließt damit, daß Christus bei einem Oberpfarrer einen Besuch machen will. Er klingelt. Die Köchin öffnet. Der Herr ist nicht zu Haus, im Convent. Die Köchin erklärt ihm, was das heiße.

Die „Maskenzüge" bringen uns noch einen Zug Lappländer vom 30. Jan. 1781 ganz in der Manier der übrigen Societätspoesien dieses symbolisch-mimischen Genre.

Unter den „Gedichten an Personen" ist das an Mademoiselle Oeser zu Leipzig von Frankfurt am 6. Nov. 1768 das bedeutendste, und war schon früher, wenn ich nicht irre, in einer Zeitschrift abgedruckt. Es gehört zu den eigenthümlichen Seelenmalereien und Vertraulichkeiten, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem Verkehr zwischen beiden Geschlechtern einen so wundersamen Schmelz verliehen. Man hegte Freundschaft füreinander, die doch nicht ohne Liebe war, Liebe, die doch nur Freundschaft sein wollte, die nicht auf Verlobung und Heirath ausging. Man beschrieb sich empfindungsvoll seinen Tageslauf und setzte voraus, daß alle Kleinigkeiten desselben den Andern interessiren müßten. Dies Gedicht schwebt zwischen Hingebung und Zurückhaltung, zwischen aufrichtiger Verehrung und zwischen Compliment, zwischen Mittheilungslust und Unterhaltenwollen etwas zweideutig in der Mitte. Uebrigens streicht Goethe die Leipzigerinnen so heraus und stellt die Frankfurterinnen gegen sie so in

den Schatten, daß diese es ihm billig übel nehmen sollten. Zur Vergegenwärtigung der allseitigen An- und Aufgeregtheit, worin Goethe damals lebte, ist dies Document sehr interessant. Das Gedicht dem „Passavant- und Schüblerischen Brautpaar am 25. Juli 1774", als von den Geschwistern des Bräutigams dargebracht, ist ziemlich gewöhnlich.

Es würde zu weit führen, alle die Kleinigkeiten aufzuzählen, welche sich noch bis zum „Westöstlichen Divan" hin, als Neuigkeiten eingestreut finden, und welche bald durch rhetorische Zierlichkeit, bald durch sinnige Anmuth, bald durch treffenden Witz sich auszeichnen. Noch weniger geht dies bei dem „Divan" selbst an, dessen Paradiesesgarten seinen Reichthum durch viele frische Blumen vermehrt hat. Sehr Vieles nicht nur, sondern auch sehr viel Inniges, echt Lyrisches ist hinzugekommen. Die leichte Grazie, das ätherisch Hingehauchte, Melodische, Einfache und doch immer vom tiefsten Gefühl Durchdrungene dieser Lieder ist entzückend. Manches darin nimmt sich seltsam aus, wie „Die Nachbarschaft", worin zuweilen das Deutsche mit dem Orientalischen, z. B. Erfurt mit Hafis tritt, wie S. 348:

Sollt' ich einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich schien, nach vielen Jahren,
Wohlempfangen, wohlgelitten.
Wenn mich Alten alte Frauen
Aus der Bude froh gegrüßet,
Glaubt ich Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir versüßet.

die Erscheinung, und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden": so geht diesem Aphorismus ein anderer vorher, in welchem er sagt, daß jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, dem stockenden pedantischen Volke ein Aergerniß und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit sei. Dieser frühere Satz enthält somit eine Einleitung, und diese selbst wird erst wieder in dem nächsten Aphorismus ganz erschöpft, indem derselbe sagt, daß jene an das Phantastische grenzende anfängliche Realisation einer Idee eigentlich das sei, was man Ideologie im guten und übeln Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war. Dieser Gedanke läuft nun in einen neuen erläuternden Aphorismus aus, daß man nämlich die Nützlichkeit einer Idee anerkennen und doch, sie vollkommen zu nutzen, nicht recht verstehen könne. Diese angezogenen Aphorismen bilden also unter sich eine verwandtschaftliche Gruppe. Es wäre zu wünschen, daß diese Fragmente Zahlen hätten, damit man sich selbst bei ihrem Studium die zusammengehörigen leichter aussondern könnte.

Indem ich noch einmal dringend auf die Reichhaltigkeit dieser Reflexionen aufmerksam mache, kann ich mich nicht enthalten zur Aufmunterung, mit ihnen sich ernstlicher zu beschäftigen und sie als ein gediegenes Dungmittel zu verbreiten, noch einige auszuheben, welche zu Fragen der Gegenwart in näherer Beziehung stehen:

Jüdisches Wesen. Energie der Grund von Allen. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude,

Laßt mich weinen! umschränkt von Nacht,
In unendlicher Wüste.
Kameele ruhen, die Treiber desgleichen,
Rechnend still wacht der Armenier;
Ich aber neben ihm berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegverlängernden ärgerlichen Krümmungen u. s w

Die Prosafragmente, welche unter dem weitschichtigen Titel „Ethisches“ zusammengestellt sind, bringen eine ganze neue sechste Abtheilung und in ihr höchst werthvolle Reflexionen aus der gesunden Hausphilosophie Goethe's. Sehr viele dieser Fragmente sind wirkliche Definitionen, z. B. S. 455: „Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt.“ Das Aphoristische kann zunächst abstoßen, ja verwirren. Unsere Zeit ist mit Einzelgedanken so übersättigt; Journale in den Abschnitten, wo sie Miscellen, Gedankenspäne, Lesefrüchte, Leseperlen, Abschnitzel u. s. w. geben; Albums u. s. w. unterhalten das zerstreuende Denken in solchem Grade, daß die Noth eigentlich die ist, wie man all diese Tropfen mindestens zu einem Bache vereinige. Goethe, der schon in den „Xenien“ einer so vielseitigen Zerstreuung sich hingab und sich ihr hingeben mußte, um die tausendfältige Anregung des Tages nach ihrem Werthe sich zurechtzulegen und sich wenigstens zur momentanen Herrschaft darüber zu erheben, hat auch das Bedürfniß empfunden, in die Fragmente einigermaßen einen Zusammenhang zu bringen. Wenn er z. B. S. 455 sagt: „Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in

die Erscheinung, und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden": so geht diesem Aphorismus ein anderer vorher, in welchem er sagt, daß jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, dem stockenden pedantischen Volke ein Aergerniß und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit sei. Dieser frühere Satz enthält somit eine Einleitung, und diese selbst wird erst wieder in dem nächsten Aphorismus ganz erschöpft, indem derselbe sagt, daß jene an das Phantastische grenzende anfängliche Realisation einer Idee eigentlich das sei, was man Ideologie im guten und übeln Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war. Dieser Gedanke läuft nun in einen neuen erläuternden Aphorismus aus, daß man nämlich die Nützlichkeit einer Idee anerkennen und doch, sie vollkommen zu nutzen, nicht recht verstehen könne. Diese angezogenen Aphorismen bilden also unter sich eine verwandtschaftliche Gruppe. Es wäre zu wünschen, daß diese Fragmente Zahlen hätten, damit man sich selbst bei ihrem Studium die zusammengehörigen leichter aussondern könnte.

Indem ich noch einmal dringend auf die Reichhaltigkeit dieser Reflexionen aufmerksam mache, kann ich mich nicht enthalten zur Aufmunterung, mit ihnen sich ernstlicher zu beschäftigen und sie als ein gediegenes Dungmittel zu verbreiten, noch einige auszuheben, welche zu Fragen der Gegenwart in näherer Beziehung stehen:

Jüdisches Wesen. Energie der Grund von Allen. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude,

der nicht entschiedenes Bestreben verriethe, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches. — Judensprache hat etwas Pathetisches.

Den teleologischen Beweis vom Dasein Gottes hat die kritische Vernunft beseitigt: wir lassen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, soll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Niphotheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir in Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blüthenduft und lauen Luftsäuseln nicht ein liebevoll sich annährendes Wesen empfinden dürfen?

Sehr merkwürdig ist S. 455 die Aeußerung, daß die Apokrypha einer neuen zusammenfassenden kritischen Revision unterworfen werden müssen, indem sie besonders das Christenthum, in seiner ganzen Schönheit und Reinheit hervorzutreten, bisher gehindert hätten.

Das unheilbare Uebel dieser religiösen Streitigkeiten besteht darin, daß der eine Theil auf Märchen und leere Worte das höchste Interesse der Menschheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo sich Niemand beruhigt.

Wichtig ist auch die Aeußerung, daß vor der Revolution Alles Bestreben war, nachher sich Alles in Foderungen verwandelte.

Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantwortete sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden eingeklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.

Kaum zutrauen aber werden Manche Goethe folgende Aeußerung:

Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus: denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen: denn der Uebermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern.

Zu den naturwissenschaftlichen Aphorismen ist in der fünften Abtheilung auch manches Neue gekommen. Man möchte eine Taschenausgabe aller dieser Fragmente wünschen, sie auf Reisen bei sich zu führen, denn eine anregendere Lecture, die man läßlich behandeln kann, die uns Probleme zum Nachdenken liefert, eben Erfahrenes darstellt, vielfache Anknüpfungen bietet, somit selbst etwas Reiseartiges hat, läßt sich kaum für jetzt denken und würde uns mehr fruchten als mancher Guide.

Bei den dramatischen Dichtungen im zweiten Theile sind die Fragmente an sich nicht gerade so bedeutend, wohl aber die Mittheilung der Schemata zu einigen, besonders solchen, von denen wir auch späterhin nur erst Bruchstücke besaßen. Wir werden durch die Uebersicht des Plans in Stand gesetzt, uns nun das Bruchstück im Sinne des Ganzen zurechtzulegen. Es ist im Allgemeinen wahr, daß man den Poeten nicht nach Dem messen soll, was er hat dichten wollen. Ist er nicht wirklich dazu gekommen, so kann man behaupten, daß er zu solcher That doch nicht die innere Nothwendigkeit gehabt habe. Man schließt hier aus der Thatsache der Nichtausführung auf die Zufälligkeit der Idee. Allein ganz und gar gleichgültig werden wir uns gegen solche Embryone großer Männer nicht verhalten dürfen, schon um

sie biographisch recht zu fassen, denn immerhin hat ein solcher Entwurf sie doch beschäftigt. Um so weniger aber dürfen wir es, wenn der Plan specificirt mitgetheilt wird, denn alsdann können wir schon viel daraus lernen. Nicht nur die Wahl des Gegenstandes im Allgemeinen ist dann charakteristisch, sondern auch die Oekonomie seiner Behandlung. Wenn Goethe z. B. den „Ewigen Juden" auch nicht ausgeführt hat, so ist doch schon die eine von ihm erfundene Wendung vom größten Interesse, daß er Christus auf Erden, und zwar auf der christlichen, wieder wandern läßt, während die Sage von ihm erzählt, daß er dem Ahasverus auf dem höchsten Gipfel seiner Angst erschienen sei, um dann wieder am Ende der Welt, bei seiner Wiederkunft für alle Menschen, auch ihn ganz zu sich zu nehmen, denn bis dahin lebt er im Kloster zu Jerusalem. — Aus der ältern Dramatik Goethe's hat man S. 38 zunächst ein Fragment von „Hanswurst's Hochzeit, oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama 1774". Kilian Brustfleck unterhält sich mit Hanswurst in einer überschwänglich genialen und cynischen Weise. Wenn man diese derben Worte hört, mit denen Goethe, wie Riemer's „Mittheilungen" darthun, bis an sein Ende nicht sparsam gewesen, so begreift man recht seinen Ekel vor einer Verzärtelung, Verhätschelung des Mannes durch Frauen, denn diese mögen auch wohl eine Schelmerei, mitunter eine anständige Zweideutigkeit, aber im Durschnitt lieben sie das Zarte, Schwunghafte, Edelfeine, Aetherische, und Goethe sagt daher in Bezug auf gewisse

vielbesprochene Kreise einiger berühmten Männer unserer Zeit S. 454: „Alle unmittelbare Auffoderung zum Ideellen ist bedenklich, besonders an die Weiblein. Wie es auch sei, umgibt sich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religiös=moralisch=ästhetischen Sérail." Dies Wort könnte wohl dem so oft commentirten von dem poetischen religiös=politisch=moralischen Bettlermantel zur Seite treten. Da ist nun der Kilian Brustfleck ein ganz anderer Kerl, der, mit verwogenem Humor die damalige pädagogische Manier persiflirend, seine Erziehung des Hanswurst folgendermaaßen zu beschreiben anfängt:

Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
Manchem moralisch=politischen Schweiß
Meinen Mündel Hanswurst erzogen
Und ihn ziemlich zurecht gebogen.
Zwar seine tölpisch=schnüffliche Art,
So wenig als seinen kohlschwarzen Bart,
Seine Lust, in den Weg zu . . . . .
Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
Was ich nun nicht all kunt bemeistern,
Das wußt' ich weise zu überkleistern:
Hab' ihn gelehrt nach Pflichtgrundsätzen
Ein paar Stunden hintereinander schwätzen,
Indeß er sich am H—— reibt
Und Wurstel immer Wurstel bleibt u. s. w.

Zum „Faust" sind S. 178—181 Paralipomena hinzugekommen, die von den colossalsten, freilich auch genialsten Cynismen strotzen. Eine Disputation, eine Scene auf dem Blocksberge, eine Hochgerichtserscheinung, ein Theater am kaiserlichen Hofe und einige Brocken von

Zwiegesprächen zwischen Faust und Mephistopheles machen den Inhalt aus. Der Hexensabbath ist hier in einer Kühnheit ausgeführt, die den Teufelscultus in den bisherigen Brockenscenen beiweitem hinter sich läßt. Der Satan hält hier eine Rede den Böcken zur Rechten, den Ziegen zur Linken, worin er die Mysterien des Universums offenbart. Nur eine Probe. Links gewendet spricht er:

Euch giebt es zwei Dinge
So herrlich und groß:
Das glänzende Gold
— — — —
Das eine verschaffet,
Das andere verschlingt;
Drum glücklich, wer beide
Zusammen erringt.

Was er rechtshin sagt, mag ich hier nicht abschreiben. Alles ist entzückt von diesen Plutonisch=Priapischen Lehren und der Chor läßt sich vernehmen:

Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer noch steht
Und höret das Wort!

Eine Stimme.

Ich stehe von ferne
Und spitze die Ohren,
Doch hab' ich schon manches
Der Worte verloren.
Wer sagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur!

Wenn diese Faustiana uns ein ganz heimathliches Element sind, so führen uns S. 189—191 die „Fragmente einer Tragödie" 1810 in ein ganz neues Gebiet ein. Es scheint, daß Goethe darin den damaligen Zustand des Deutschen Volkes schildern wollte. Es sind nur wenige Personen, der Vater mit Sohn (Eginhard) und Tochter, der Treue, der Bischof und der Knabe, Eginhard's Bruder. Die Scene spielt am Hofe Karls des Großen zum Theil in einem weiten unterirdischen Kerker. Der Conflict des Alten mit dem Neuen macht die Verwickelung. Zwischen Vater und Sohn ist er kriegerischer und politischer, zwischen Vater und Tochter religiöser und herzlicher Art. Es ist zu bedauern, daß die Andeutungen des Planes oft zu unbestimmt sind, obwol Act vor Act, Scene vor Scene angegeben sind. Es heißt z. B.: Exposition früherer Verhältnisse, oder: das vorher angelegte entwickelt sich u. s. w., woraus sich keine Anschauung gewinnen läßt.

Aehnlich, aber doch, weil der erste Theil ausgeführt ist und das Fortdichten dadurch ein stärkeres Portament erhält, ist es mit dem Schema zur Fortsetzung der „Natürlichen Tochter" (S. 279) beschaffen. Goethe hat sich in der That mit politischen Stoffen viel zu thun gemacht, konnte aber nur in der Reflexion, nicht in der Poesie die engern Verhältnisse der reichsstädtischen Bürgerlichkeit und des Duodezhoflebens, worin er herangekommen war, überwinden. Muß man ihm aber seinen Standpunct, wie billig, lassen, so muß man auch anerkennen, daß er im „Großkophta", in den „Aufgeregten", im „Bürgergeneral"

und der „natürlichen Tochter“ ebenso die Revolutionskrisen treffend geschildert hat, als im „Götz“ den ritterlichen und bäuerlichen Kampf des absterbenden Mittelalters, im „Egmont“ den Kampf der direct sich durchsetzenden Massenbewegung mit der indirect verfahrenden Cabinetsklugheit. „Die natürliche Tochter“ ist zwar schon von Einigen, besonders von Weber, einer ausführlichern Analyse unterworfen, aber sie wäre recht ein Thema für Rötscher, ein Thema, zu dessen Lösung wir jetzt auch wohl gereifter sind als früher, da wir nunmehr über die Ehe so viel haben nachdenken müssen, diese aber von Goethe offenbar als der Mittelpunct alles Gemeinwesens gefaßt ist, um welchen sich alle andern Verhältnisse erst gruppiren können. Karoline Herder hat diese Tragödie als den Kampf der allgemein menschlichen Verhältnisse mit den besondern ständischen genommen und erklärte, daß, wenn Goethe die letztern über die erstern siegen ließe, er seine Wolfsnatur bestätigen würde. Nun kommt es mir wirklich vor, als wenn Goethe eine doppelte Richtung in zwei verschiedenen Entwürfen verfolgt hätte. Der eine, ausführlichere, scheint die Richtung auf den Sieg des ständischen Elements zu nehmen. Der Gerichtsrath ringt um Eugenie's ganzen Besitz. Nicht nur im Eigenthum, nicht nur im Wirken will er mit ihr Eines sein, er will ihr auch als Mensch und sie soll ihm uneingeschränkt gehören. Sie marktet mit ihm um Kuß und Umarmung und scheint — der vierte Act wird durch ein Vacat bezeichnet — endlich die Flucht zu nehmen, um im Kloster sich mit den früher

spielenden Personen, dem Secretair, der Hofmeisterin, dem Weltgeistlichen, Mönch u. s. w. wieder zu treffen. Es dürfte bei diesem Plane viel Frostiges unvermeidlich gewesen sein. Die Sentenzen wären gewiß sehr edel und sinnig geweseu, aber die Handlung zu subtil, zu diplomatisch. Ganz anders scheint mir das kürzere Schema die Sache zu behandeln, indem es die Bewrgung der Stände in eine entschiedene Revolution auslaufen läßt. Die Classification der Hauptmomente ist von Goethe ganz eigenthümlich in folgenden vier Sätzen aufgestellt, die viel zu denken geben:

I. Absoluter Despotismus ohne eigentliches Oberhaupt. In der Ramification von Oben Furcht vor Nichts. Intrigue und Gewalt. Sucht nach Genuß. Verlieren nach Unten.

Nach seinem Sinneleben ist gemein,
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.

II. Untergeordneter Despotismus. Furcht nach Oben. Ganglien der Statthalterschaften. Familienwesen. Sucht nach Besitz.

III. Realismus des Besitzes. Grund und Boden. Druck daher. Dunkler aufdämmernder Zustand. Gährung von Unten. Pfiff der Advocaten. Strebende Soldaten. Ausübung der Rohheit ins Ganze. Conflict.

IV. Aufgelöste Bande der letzten Form. Die Masse wird absolut, vertreibt die Schwankenden, erdrückt die Widerstehenden, erniedrigt das Hohe, erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen.

Man müßte sich, da nach dem Uebrigen die Handwerker zwischen den Grundbesitzern nnd den Soldaten eine vermittelnde Rolle zu spielen scheinen, der Gerichtsrath aber als Rechtskundiger und als Grundbesitzer eine ganz besondere Stellung in der Gesellschaft einnimmt, denken, daß eben dadurch Eugenie, von der Natur zum Ordnen schwieriger Verhältnisse berufen, sich recht glänzend in der Weise entfalten könne, daß sie als Weib die Sitte zügelt, allein dies nur insofern vermag, als sie auch wahrhafte Gattin wird.

„Die Wette", S. 381 — 385 (Teplitz 1812), ist ein artiges in Prosa geschriebenes Lustspiel; „Die ungleichen Hausgenossen", ein Singspiel, 1789, S. 530—536, sind nur fragmentarisch mit leichten, flatternden Melodien voll jocoser Laune ohne die tiefere Süßigkeit, welche die Verse in „Claudine von Villabella" durchdringt, mehr in der tändelnden Manier von „Scherz, List und Rache". Das Schema zur Fortsetzung der herrlichen „Pandora" (S. 574) war schon früher bekannt.

Der dritte Theil bringt nicht weiter etwas Neues, als S. 445 — 451 die „Reise der Söhne Megaprazon's", 1792 geschrieben. Diese Arbeit war bisher ganz unbekannt. In der Autobiographie erwähnt Goethe ihrer nicht. Sie ist ein satirisch=politischer Roman. Vater Megaprazon sendet seine Söhne Epistemon, Panurg, Alkides, Alkiphron und Eutyches zur Entdeckung der Insel der Papimanen, Papefiguen, Laterneninseln und der Orakel der heiligen Flasche aus. Sie kommen auch in der That

Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talente in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionair und Sclav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend; und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja, sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden.

In der fragmentarischen Confession „Aus meinem Leben" kommen sehr wichtige Fingerzeige vor zur richtigen Würdigung der gewaltigen Arbeit, die Goethe an seine Riesennatur gelegt hat, um sich immer maaßvoll zu erhalten und mit sich wie mit seinen Umgebungen nach Kräften ins Gleichgewicht zu setzen. Eine überaus köstliche Reflexion ist diese:

Ich habe niemals einen präsumtuösern Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, daß es wahr ist, was ich sage. — Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätte es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich blos von einem wahrhaft Wahnsinnigen. Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrthum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein.

„Epoche der forcirten Talente" enthält eine summarische Darlegung dor Genesis und der Richtungen, welche wir seit dem Manifeste der „Halleschen Jahrbücher" vorzugsweise die Romantik nennen. Goethe urgirt die Kluft

Der vierte Theil bringt zu den „Annalen" mehre neue Einschaltungen, besonders in Bezug auf Schiller, Pyrmont, Herder, Frau v. Staël, Benjamin Constant, Napoleon, Theater, Voß und Stolberg und den Ilmenauer Bergbau. Die Begegnung mit Napoleon im September 1808 ist S. 595 fg. genau skizzirt. Napoleon's erste Aeßerung über Goethe, nachdem er ihn aufmerksam angeblickt, nämlich: „Vous êtes un homme", ist für beide classisch. Ueber Voltaire's „Mahomed", den Daru auf das Tapet brachte, meint Napoleon, es sei kein gutes Stück, und legte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Dann wandte er das Gespräch auf den „Werther", den er durch und durch studirt haben mochte. Er machte verschiedene ganz richtige Bemerkungen, bezeichnete dann eine gewisse Stelle, und sagte zu Goethe: warum habt Ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäß; welches Urtheil er dann weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte. Goethe entschuldigte sich damit, daß es dem Dichter zu verzeihen sei, durch einen schwer zu entdeckenden Kunstgriff gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien mit dieser Antwort zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des Französischen Theaters von Natur und Wahr-

heit sehr tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. „Was", sagte er, „will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal."

Die „Biographischen Einzelheiten" S. 644 — 657 bringen manches sehr Interessante: über das Individuelle; Leipziger Theater 1768; Lenz (diese Mittheilung ist bei den neuerlichen genauen Nachforschungen über Friederike Brion in Sesenheim theilweise benutzt worden); an den Consul Schönborn in Algier 1774, aus der Broschüre über diesen entnommen; an Frau von Voigt, geb. Möser, zu Osnabrück 1774; das Luisenfest, gefeiert zu Weimar den 25. Aug. 1777, ein neuer Beitrag zur genauesten Kunde des Weimarischen Hoflebens, das wir nun wohl schon bis zu den Servietten und Retraiten hin kennen; Besuch von Iffland, auf der Reise über Manheim nach der Schweiz 1779; an Möser's Tochter, Frau von Voigt, 1781. Friedrich II. hatte in seiner Schrift: „De la littérature allemande", geäußert: „Voilà un Goetz de Berlichingen, qui paroit à la scène, imitation detestable de ces mauvaises pièces anglaises." Möser vertheidigte Goethe'n in seinem „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur" mit Wärme. Goethe dankt der Tochter für dessen Zusendung, spricht von seinen Leistungen mit der größten Bescheidenheit als von Versuchen, und sagt über Friedrich:

Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen

VIII.

Kurzer Begriff der öffentlichen Meinung.

Vorgelesen in der Garten-Gesellschaft zu Halle,

1831.

Unsere Meinungen sind an sich ohne Wichtigkeit. Alles ist entschuldigt, wenn wir bei Verschiedenheit des Urtheils zugeben, daß das unsere eben nur eine Meinung, nichts weiter sei. Wir wollen damit ausdrücken, daß wir nicht darauf Anspruch machen, unsere Ansicht für eine allgemeine zu geben und sind zufrieden, wenn Andere uns unsere Meinung lassen. Aber etwas ganz Anderes ist es mit der Meinung, welche wir die öffentliche nennen und über deren Begriff und Bedeutung sei es erlaubt unsere Meinung mitzutheilen, indem es allerdings über

die öffentliche Meinung wieder eine Menge von Privatmeinungen gibt.

Dahin werden wir nun wohl zuvörderst Alle übereinstimmen, daß Meinung ein Gedanke ist. Reden wir also von Meinungen, so reden wir von Gedanken, nicht von Empfindungen, nicht von Vorstellungen. Um jedoch zu erfahren, was die öffentliche Meinung ist, werden wir erstlich das Subject suchen müssen, dem sie angehört und zweitens das Object, worauf sie gerichtet ist, welches ihren Inhalt ausmacht. Haben wir beides gefunden, so wird eben die Einheit des Subjectes und Objectes den Begriff der öffentlichen Meinung selbst zum Resultat haben.

Was also die erste Frage angeht, wer ist es, der die öffentliche Meinung hat, so werden wir antworten müssen: das Volk. Denn der Geist des Volkes allein umfaßt den Schauplatz der Oeffentlichkeit. Diese Bestimmung ist zunächst ausschließend, indem sie jede Privatmeinung beseitigt. Was die Einzelnen für sich genommen denken, ist zwar Meinung, aber nicht die öffentliche. Wer hätte nicht seine Meinung? Jeder Schneider und Schuhmacher und Eckensteher hat sie. Die Privatmeinung aber ist zu eng und unbestimmt, weil sie von der Individualität des urtheilenden Subjectes abhängt. In dieser Hinsicht ist das Reich der privaten Meinungen ein wahres Chaos. Der eine meint so, der andere so. Die höchste Weisheit und Erfahrung äußert sich in dieser bescheidenen Form eben so sehr, als die höchste Thorheit und Unwissenheit. Leidenschaft trübt hier das Urtheil; Mangel an Bildung

VIII.

Kurzer Begriff der öffentlichen Meinung.

Vorgelesen in der Garten-Gesellschaft zu Halle,

1831.

Unsere Meinungen sind an sich ohne Wichtigkeit. Alles ist entschuldigt, wenn wir bei Verschiedenheit des Urtheils zugeben, daß das unsere eben nur eine Meinung, nichts weiter sei. Wir wollen damit ausdrücken, daß wir nicht darauf Anspruch machen, unsere Ansicht für eine allgemeine zu geben und sind zufrieden, wenn Andere uns unsere Meinung lassen. Aber etwas ganz Anderes ist es mit der Meinung, welche wir die öffentliche nennen und über deren Begriff und Bedeutung sei es erlaubt unsere Meinung mitzutheilen, indem es allerdings über

Vorschlag den literarischen Freibeutern noch ganz unbekannt geblieben sein, denn bei der ungeheuren Erfindungslosigkeit derselben, bei der Plattheit ihrer Diebstähle, bei der Gewissenlosigkeit, womit sie besonders in Stuttgart fremdes Gut zusammendrucken lassen, wäre es auffallend, daß noch Niemand davon Gebrauch gemacht hat. Freilich, freilich würde ohne Belesenheit sich auch diese wohlfeile Arbeit nicht machen lassen! Goethe hat übrigens diesen Vorschlag alles Ernstes gemeint und sich selbst viel interessante Belehrung daraus versprochen. Schließlich sagt er: „Ich dagegen bin mir bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten und sie, wiewohl angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe.“

macht hier die Meinung um ihrer Seichtheit willen sogar widerwärtig. Die Beschränktheit jedes Individuums durch seinen eigenthümlichen Standpunct hindert es mehr oder weniger, sich und seine Interessen in derjenigen Wechselwirkung und Einheit mit dem Ganzen zu sehen, in welcher der Zweck der Totalität eben so sehr, als der particuläre Zweck richtig angeschaut und beurtheilt würde. Selbst diejenigen Individuen, in welchen eine Nationalität oder ein Stand oder eine besondere Geistesrichtung mit Bestimmtheit sich abspiegelt und welche wir deshalb öffentliche Charaktere nennen, können nicht durchgängig als Repräsentanten der öffentlichen Meinung angesehen werden, wenn sie gleich derselben am Nächsten stehen und ihr in ihren Tendenzen oft die Sprache der Mündigkeit geben. Denn irgendwie sind auch diese hochgestellten Menschen durch Zufälligkeiten und momentane Stimmungen bedingt. Als Beispiel können wir den Lord Byron anführen, in dessen Wesen die Englische Schwermuth und vornehme Friedenlosigkeit auf die glänzendste Weise ihren Gipfel erreichte. Er war ein strenger Aristokrat und bildete sich auf seine zarte, weiße und weiche Hand viel ein, weil er darin noch das einzige Merkmal sah, wodurch jetzt ein ächter Aristokrat sich von dem arbeitseligen Pöbel unterscheide. Und dennoch finden wir bei ihm Urtheile, welche den Widerspruch des Zeitalters gegen die Aristokratie so scharf ausdrücken, als wenn sie aus der Feder eines Erzdemokraten geflossen wären. Besonders meinen wir hier diejenige Stelle seines Tagebuchs, wo es heißt: die Zeit der Kö-

nige ist vorüber; die Völker werden frei werden, es koste, was es wolle. —

Unmöglich also können wir das Aggregat von Meinungen, welches die Privaten erzeugen, welches in sich unendlich verschieden ist und bald hierhin und bald dorthin schwankt, öffentliche Meinung nennen. Hier trifft es zu, was bemerkt worden, daß oft die schlechteste Meinung von ihrem Urheber für die beste gehalten wird, weil sie von der Meinung der Anderen am weitesten entfernt ist und daher durch sogenannte Eigenthümlichkeit am grellsten absticht. Keiner hat es besser verstanden, den Unsinn der Einzelnen in dieser Beziehung auf das Treffendste darzustellen, als Shakespeare, weshalb ihm jüngsthin ein liberaler Sentimentalist sogar den Vorwurf gemacht hat, daß er das Volk nicht geliebt habe, sondern allenthalben nur seine Plumpheit, Rohheit, seinen Mißverstand lächerlich mache. Auch Goethe hat in einigen Scenen seines Egmont das Wüste und Kurzsichtige der privaten Meinung mit dem gebildeten Ueberblick einer reifen politischen Einsicht vortrefflich contrastiren lassen.

Betrachten wir nun aber die Einzelnen, wie sie eben durch ihren Privatsinn mit einander in Widerspruch stehen, so entdecken wir, daß diese tausendfältigen Meinungen, wie sie sich begegnen und in den Häusern wie in Tabagieen und Weinkneipen sich bestreiten, durch ihren Kampf an einander sich abreiben. In Gesellschaft ist der Einzelne genöthigt, seine privaten Interessen zurück treten zu lassen. Nur Wenigen, nur einem ganz vertrauten Kreise

macht hier die Meinung um ihrer Seichtheit willen sogar widerwärtig. Die Beschränktheit jedes Individuums durch seinen eigenthümlichen Standpunct hindert es mehr oder weniger, sich und seine Interessen in derjenigen Wechselwirkung und Einheit mit dem Ganzen zu sehen, in welcher der Zweck der Totalität eben so sehr, als der particuläre Zweck richtig angeschaut und beurtheilt würde. Selbst diejenigen Individuen, in welchen eine Nationalität oder ein Stand oder eine besondere Zeitrichtung mit Bestimmtheit sich abspiegelt und welche wir deshalb öffentliche Charaktere nennen, können nicht durchgängig als Repräsentanten der öffentlichen Meinung angesehen werden, wenn sie gleich derselben am Nächsten stehen und ihr in ihren Tendenzen oft die Sprache der Mündigkeit geben. Denn irgendwie sind auch diese hochgestellten Menschen durch Zufälligkeiten und momentane Stimmungen bedingt. Als Beispiel können wir den Lord Byron anführen, in dessen Wesen die Englische Schwermuth und vornehme Friedenlosigkeit auf die glänzendste Weise ihren Gipfel erreichte. Er war ein strenger Aristokrat und bildete sich auf seine zarte, weiße und weiche Hand viel ein, weil er darin noch das einzige Merkmal sah, wodurch jetzt ein ächter Aristokrat sich von dem arbeitseligen Pöbel unterscheide. Und dennoch finden wir bei ihm Urtheile, welche den Widerspruch des Zeitalters gegen die Aristokratie so scharf ausdrücken, als wenn sie aus der Feder eines Erzdemokraten geflossen wären. Besonders meinen wir hier diejenige Stelle seines Tagebuchs, wo es heißt: die Zeit der Kö-

nige ist vorüber; die Völker werden frei werden, es koste, was es wolle. —

Unmöglich also können wir das Aggregat von Meinungen, welches die Privaten erzeugen, welches in sich unendlich verschieden ist und bald hierhin und bald dorthin schwankt, öffentliche Meinung nennen. Hier trifft es zu, was bemerkt worden, daß oft die schlechteste Meinung von ihrem Urheber für die beste gehalten wird, weil sie von der Meinung der Anderen am weitesten entfernt ist und daher durch sogenannte Eigenthümlichkeit am grellsten absticht. Keiner hat es besser verstanden, den Unsinn der Einzelnen in dieser Beziehung auf das Treffendste darzustellen, als Shakespeare, weshalb ihm jüngsthin ein liberaler Sentimentalist sogar den Vorwurf gemacht hat, daß er das Volk nicht geliebt habe, sondern allenthalben nur seine Plumpheit, Rohheit, seinen Mißverstand lächerlich mache. Auch Goethe hat in einigen Scenen seines Egmont das Wüste und Kurzsichtige der privaten Meinung mit dem gebildeten Ueberblick einer reifen politischen Einsicht vortrefflich contrastiren lassen.

Betrachten wir nun aber die Einzelnen, wie sie eben durch ihren Privatsinn mit einander in Widerspruch stehen, so entdecken wir, daß diese tausendfältigen Meinungen, wie sie sich begegnen und in den Häusern wie in Tabagieen und Weinkneipen sich bestreiten, durch ihren Kampf an einander sich abreiben. In Gesellschaft ist der Einzelne genöthigt, seine privaten Interessen zurück treten zu lassen. Nur Wenigen, nur einem ganz vertrauten Kreise

macht hier die Meinung um ihrer Seichtheit willen sogar widerwärtig. Die Beschränktheit jedes Individuums durch seinen eigenthümlichen Standpunct hindert es mehr oder weniger, sich und seine Interessen in derjenigen Wechselwirkung und Einheit mit dem Ganzen zu sehen, in welcher der Zweck der Totalität eben so sehr, als der particuläre Zweck richtig angeschaut und beurtheilt würde. Selbst diejenigen Individuen, in welchen eine Nationalität oder ein Stand oder eine besondere Zeitrichtung mit Bestimmtheit sich abspiegelt und welche wir deshalb öffentliche Charaktere nennen, können nicht durchgängig als Repräsentanten der öffentlichen Meinung angesehen werden, wenn sie gleich derselben am Nächsten stehen und ihr in ihren Tendenzen oft die Sprache der Mündigkeit geben. Denn irgendwie sind auch diese hochgestellten Menschen durch Zufälligkeiten und momentane Stimmungen bedingt. Als Beispiel können wir den Lord Byron anführen, in dessen Wesen die Englische Schwermuth und vornehme Friedenlosigkeit auf die glänzendste Weise ihren Gipfel erreichte. Er war ein strenger Aristokrat und bildete sich auf seine zarte, weiße und weiche Hand viel ein, weil er darin noch das einzige Merkmal sah, wodurch jetzt ein ächter Aristokrat sich von dem arbeitseligen Pöbel unterscheide. Und dennoch finden wir bei ihm Urtheile, welche den Widerspruch des Zeitalters gegen die Aristokratie so scharf ausdrücken, als wenn sie aus der Feder eines Erzdemokraten geflossen wären. Besonders meinen wir hier diejenige Stelle seines Tagebuchs, wo es heißt: die Zeit der Kö-

nige ist vorüber; die Völker werden frei werden, es koste, was es wolle. —

Unmöglich also können wir das Aggregat von Meinungen, welches die Privaten erzeugen, welches in sich unendlich verschieden ist und bald hierhin und bald dorthin schwankt, öffentliche Meinung nennen. Hier trifft es zu, was bemerkt worden, daß oft die schlechteste Meinung von ihrem Urheber für die beste gehalten wird, weil sie von der Meinung der Anderen am weitesten entfernt ist und daher durch sogenannte Eigenthümlichkeit am grellsten absticht. Keiner hat es besser verstanden, den Unsinn der Einzelnen in dieser Beziehung auf das Treffendste darzustellen, als Shakespeare, weshalb ihm jüngsthin ein liberaler Sentimentalist sogar den Vorwurf gemacht hat, daß er das Volk nicht geliebt habe, sondern allenthalben nur seine Plumpheit, Rohheit, seinen Mißverstand lächerlich mache. Auch Goethe hat in einigen Scenen seines Egmont das Wüste und Kurzsichtige der privaten Meinung mit dem gebildeten Ueberblick einer reifen politischen Einsicht vortrefflich contrastiren lassen.

Betrachten wir nun aber die Einzelnen, wie sie eben durch ihren Privatsinn mit einander in Widerspruch stehen, so entdecken wir, daß diese tausendfältigen Meinungen, wie sie sich begegnen und in den Häusern wie in Tabagieen und Weinkneipen sich bestreiten, durch ihren Kampf an einander sich abreiben. In Gesellschaft ist der Einzelne genöthigt, seine privaten Interessen zurück treten zu lassen. Nur Wenigen, nur einem ganz vertrauten Kreise

kann er auch in diesen Eigenheiten und Absonderlichkeiten seiner Person interessant sein. Die Gesellschaft findet das ganz Eigenthümliche lästig, weil es eine Ausnahme zu machen strebt. Sie will nichts anstaunen, sie will sich nicht unterordnen, sondern jeder will in ihr dem Anderen gleich sein und ein Gefühl seiner Realität und Geltung haben. Das schlechthin Individuelle findet sie daher entweder absurd oder unbedeutend. Nur, was allgemein ist, was Alle angeht, kann in der Gesellschaft anregend wirken und so müssen wir anerkennen, daß selbst das armseligste Gespräch über das Wetter auch schon ein Zeichen der Bildung ist. Ein Mensch, der über den Straßenkoth mit uns spricht, verräth dadurch, daß er nach einem gemeinschaftlichen Medium suche, was er so gut wie wir zu bekneten habe.

In der Gesellschaft also schleift sich das Schroffe der privaten Meinungen ab und findet von allen Seiten her Ermäßigung und Aufklärung. Wer sind aber die Glieder der Gesellschaft? Bürger des Volkes. So gehen die großen Interessen einer Nation in die Interessen der Gesellschaft über und im Hintergrunde einer jeden privaten Aeußerung erbauet sich ein allgemeiner und wesentlicher Zweck, welcher die besonderen Zwecke der einzelnen Privatpersonen in sich zusammenfaßt und von sich abhängig macht. Aber wenn wir nun urtheilen wollen: das Volk ist es, was in den Gesellschaften seine öffentliche Meinung ausspricht, so reicht dies noch nicht aus, sondern es ist noch die Bestimmung nothwendig, daß ein freies Volk

dies thue. Oeffentliche Meinungen kann es nur da geben, wo die Bürger so viel Geist haben, daß sie sich des Reflectirens über die Institutionen des Staates und der Kirche nicht entschlagen können. Ihre Stellung im Staat muß sie ganz unwillkührlich dazu auffordern, das Rechtliche und Zweckmäßige und Wahre in den mannigfaltigen Theilen des Organismus zu bedenken. Der Sinn dafür, das Bewußtsein selbstständiger Persönlichkeit muß vorhanden sein. Ohne das Denken über Staat nnd Kirche und ohne die unmittelbare Lust an solchem Denken kann es zu keiner Meinung kommen. Das Denken aber setzt Freiheit voraus, denn ein unfreier Mensch denkt nicht nach. Er läßt seinen Herrn für sich denken. Dieser sagt ihm, so soll es sein und so thut er auch ohne weitere Reflexion. Je passiver er ist, je mehr er im Gefühl seiner Abhängigkeit aller Kritik sich enthält, ein um so besserer Diener ist er. Daher kann in despotischen Staaten von politischer Meinung gar nicht die Rede sein. Was würden wir z. B. sagen, wenn es einmal hieße, daß die öffentliche Meinung der Türken nicht mit den Absichten des Sultans übereinstimme? Würden wir eine solche Nachricht nicht ohne weiteres für Erdichtung halten, weil man sich unmöglich vorstellen kann, daß ein Türke über die Einrichtungen seines Staates nachdenkt? Was ihm befohlen wird, thut er; ob es gut oder schlecht, ob es recht oder unrecht sei, gilt ihm gleich; er weiß sich dafür nicht verantwortlich. Wird ihm das Regiertwerden ja einmal unerträglich, wie wir in der letzteren Zeit an den Orta's

der Janitscharen einigemal gesehen haben, so hilft er sich, wie ein geschlagenes Kind, durch Geschrei und Aufruhr, um dem dunkeln Gefühl, daß ihm zu nahe geschieht, Luft zu machen. Allein sobald einigen Tausend Rädelsführern die Köpfe abgeschlagen und zur Verherrlichung seiner Sultanischen Majestät an den Gitterpforten des Serails aufgestellt sind, sieht der Gesetzliebende Muselmann die miserable Thorheit seiner Reaction gegen die höchste Weisheit ein, und läßt sich lieber Alles gefallen, um nur seine Pfeife wieder in Ruhe zu rauchen und seinen Kaffee gedankenlos zu vertrinken.

Wir haben bis jetzt gesehen, daß das Subject der öffentlichen Meinung das Volk, und zwar das freie Volk ist. Es fragt sich weiterhin, welches der Gegenstand der öffentlichen Meinung sei? Diese Frage ist sehr kurz zu beantworten. Es ist wieder das Volk in seiner Freiheit. Wie wir nämlich vorhin die private Meinung noch nicht als die öffentliche ansehen konnten, sondern uns überzeugten, daß erst durch die Vermittelung der Gesellschaft eine dafür nothwendige Allgemeinheit des Interesses und der Bildung sich entwickle, so müssen wir auch hier erkennen, daß der Inhalt der öffentlichen Meinung nur das Volk selbst sein könne.

Wie das Volk das Subject ist, welches die Meinung hat, so ist es auch das Object, über welches die Meinung da ist. Also Alles, was in die Sphäre der Privatpersonen, in die Sphäre der Familien fällt, kann nicht Gegenstand der öffentlichen Meinung werden. — Aber nicht blos das

Private ist von der öffentlichen Meinung ausgeschlossen, auch die Kunst und Wissenschaft, wenn sie nicht das Interesse des öffentlichen Lebens, Angelegenheiten der Kirche, des Staates, des Gemeinwesens zum Gegenstande haben.

Also nur, wenn das ganze Volk selbst Gegenstand der Reflexion wird, wenn der Zweck des ganzen Organismus zur Beurtheilung kommt, wenn die Freiheit der Nation in ihrem Sinken oder Steigen bedacht wird, dann, dann nur kann von öffentlicher Meinung die Rede sein. So könnten wir die öffentliche Meinung überhaupt als das Streben eines Volkes nach seiner Selbsterkenntniß bezeichnen. Da es Geist ist, so denkt es. Da es nichts Ewiges ist, vielmehr in die Erscheinung fällt, so verändert es sich. Dies Anderswerden ist aber ein allmäliges. Und wie die Sitten sich verwandeln, wie die Zwecke andere werden, so verändert sich auch das Bewußtsein und hat aufzufassen, was in dem bunten Durcheinanderlaufen der Meinungen das Wesentliche ist. Dies nun, was wie ein unsichtbarer Duft die Gemüther durchfliegt, was sie, ihnen selbst unbewußt, bestimmt, was unvermerkt eine solche Allgemeinheit erlangt, daß jeder mit den Andern ohne Verabredung sich zusammenstimmen sieht, in den verwandten Ansichten ihnen begegnet u. s. w., dies ist die öffentliche Meinung. Das Volk drückt in ihr sein Bewußtsein über die Zwecke aus, die es als seine hauptsächlichen verfolgt; sein lebendiger, gegenwärtiger Geist setzt sich in der öffentlichen Meinung fest. Wir bemerken daher, daß, wenn über irgend eine Angelegenheit des Staates und der

Kirche eine Meinung sich bildet, diese anfänglich ganz verworren als ein Gefühl der Lust oder Unlust vorhanden ist. Nach und nach werden Einzelne zur Reflexion darüber getrieben, das Bedürfniß zwingt sie mit herrischer Macht, sich klar zu machen, worin das Unbehagen, was sie quält, seinen Grund habe. Sie greifen dann diese, dann jene Seite auf. Indem sich nun mehre solcher Reflexionen vereinigen, indem der Gegenstand immer allgemeiner und klarer in das Bewußtsein tritt, sondert sich das Zufällige und Nothwendige, das Unwesentliche und Wesentliche und die Meinung fixirt sich mit Bestimmtheit, und zwar von Seiten der Kirche als Glaube, von Seiten des Staates als politisches Bekenntniß.

Die Meinung ist nun nicht blos eine öffentliche, sondern die öffentliche Meinung ist nun auch eine entschiedene, an deren Wahrheit nicht mehr gezweifelt wird.

Ist eine solche Krisis eingetreten, so ist für eine gegebene Zeit ausgesprochen, was sie zu thun hat. Die öffentliche Meinung ist dann die zauberische Macht, welcher Alles huldigt und deren Stempel sich unbewußt allem Reflectiren und Handeln der Zeitgenossen wie eine Mode des Geistes aufdrückt. Eine solche Entschiedenheit muß unausbleiblich einen Bruch mit dem Vergangenen herbeiführen, weil sie das jüngste Kind eines Zeitalters und hiermit seiner Führerin in die Zukunft ist. In einem solchen Falle ist es die schwere Aufgabe der Regierungen, zu erkennen, ob irgend eine Meinung, die im Publicum laut wird, einen ächten Gehalt in sich schließt und ob die

Gewißheit von ihrer Wesenhaftigkeit im Volk bis zur Entschiedenheit sich durchgebildet hat. Diese Erkenntniß kann eigentlich nur die Regierung haben, weil sie am besten gestellt ist, von allen Vorgängen im Volk, von allen seinen Bedürfnissen bis in das Detail einer jeden Richtung hin sich auf die leichteste und treueste Weise zu belehren. Eine vernünftige Regierung werden wir deswegen diejenige nennen müssen, welche in der Erkenntniß der öffentlichen Meinung den richtigen Tact hat, welche die flüchtige Aufregung von dem ernsteren Streben, welche die Parteiansicht von dem durch die verschiedenen Parteien hingreifenden Urtheil zu unterscheiden und nun der öffentlichen Meinung entgegen zu kommen versteht. Wir wollen den Fall setzen, daß die Tendenz der Regierung der Tendenz der öffentlichen Meinung widerspricht, so wird sie auf polizeiliche Weise die Ansteckung des Gedankens nur hemmen, ihn aber nicht ausrotten können. Eine geheime Polizei kann diejenigen Staatsbürger, welche eine der Regierung entgegengesetzte Ansicht haben und sie nicht blos in camera caritatis, sondern auch öffentlich aussprechen, denunciren und verhaften. Ich frage aber, ist mit der Unterdrückung dieser Individuen auch die Meinung ergriffen und verkerkert? Eine Regierung, welche in diesem Wahn stände, wäre als eine schwachsinnige nur zu beklagen, denn sie würde durch ein solches Verfahren zeigen, daß sie gar nicht wüßte, was Oeffentlichkeit ist. Was einmal in das Bereich derselben übergegangen ist, kann ja nicht vertilgt werden, weil es dem Geist gehört.

Die Geschichte beweist es, daß Regierungen, welche die Opposition mit der entschiedenen öffentlichen Meinung durchzukämpfen wagten, weiter nichts erreichten, als daß sich dieselbe in Formen maskirte, welche sie der directen Straffälligkeit entziehen konnten. An die Stelle der einfachen Forderung trat Hohn, Satyre, Spott aller Art; die Entgegensetzung schärfte die heimliche Gewalt des Neuen immer mehr; endlich, wenn das Bewußtsein der öffentlichen Meinung, ein Recht zum Dasein in der Wirklichkeit zu haben, sich vollendet hatte, brach es gewaltsam aus, ungefähr wie eine lange Zeit hinter conventionellen Formen verhüllte Liebe plötzlich den Moment findet, wo sie sich erklärt; dann ist das Alte zu ohnmächtig gegen das Neue und es existirt in einer solchen Periode ein Taumel, in welchem Alles drunter und drüber geht, bis der Geist der Gegenwart sich in soweit verwirklicht hat, daß er seinen Widerspruch überwunden und sich in das Leben als die geltende Macht eingeführt weiß. Daher muß es das höchste Streben der Regierungen sein, das Neue dem Alten zu verschmelzen oder, da das Neue doch nichts ist als die weitere Fortentwicklung des Alten selbst, sich in immerwährender Erkenntniß des Principes zu erhalten, welches in der Geschichte eines gegebenen Staates thätig ist. Denn wenn es wahr ist, wie wir oben fanden, daß das freie Volk eben so sehr das Subject als das Object der öffentlichen Meinung ist, daß es in ihr die Erkenntniß seiner selbst ausspricht, daß es als dieser bestimmte Volksgeist nur in der öffentlichen

Meinung ein wahrhaft geistiges Dasein hat, so werden wir auch gestehen müssen, daß die öffentliche Meinung etwas Unbezwingliches, daß sie etwas dem einzelnen Geist, fast möchte ich sagen, Eingeborenes, mit einem Wort, daß sie die Morgenröthe ist, welche der Entfaltung eines helleren Tages vorangeht, wobei ich, um allen Mißverstand zu vermeiden, nur nochmals an den ausdrücklichen, oben schon berührten Irrthum erinnere, vermöge dessen die Meinung eines Einzelnen oder einer Partei mit der öffentlichen Meinung verwechselt wird. Um die Weissagungen dieses Proteus zu vernehmen, darf man sich nicht verdrießen lassen, weder, wie Odysseus, unter dem Pöbel der stinkenden Robben zu verweilen, noch die wandelnden Gestalten des privaten Urtheils rastlos zu verfolgen, bis der Seher der Zukunft, von so unablässigem Dringen ermüdet, den offenbarungsreichen Mund willig öffnet.

IX.

Kant und die Preßfreiheit.

Rede zur Feier des Geburtstags Kant's am 22. April 1843 gehalten in der Kantschen Gesellschaft zu Königsberg.

Bei einem so großen und heiligen Kampfe, als der ist, welchem wir Deutsche jetzt um die Preßfreiheit führen, schaut man unwillkürlich sich nach der Meinung um, welche die größten Männer darüber gehabt haben. Die literarische Erinnerung sucht die Majorität der Stimmen in Betreff des Für und Wider zu sammeln. Niemand zweifelt wohl, daß der Stimme eines Kant hierbei eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu werden verdiene. Kant ist der Philosoph der sogenannten Periode der Aufklärung. Alle Elemente, welche sich in unserer gegenwärtigen politischen und kirchlichen Krisis regen, sind bei ihm wenigstens als Embryone vorhanden und es gewährt nicht nur hohen Genuß, sondern auch, bei einem solchen Geist, eine immer weiter sich öffnende Belehrung, seine naiven Aussprüche über Puncte zu vernehmen, welche seitdem zu Lebensfragen geworden sind. Die Todesstrafe,

das Schwurgericht, der Nachdruck, die Volksrepräsentation — dies Alles ist von ihm bereits auf die Bahn gebracht. Ueber die Preßfrage finden wir bei ihm eine ganze Reihe von Aeußerungen, von denen hier die wichtigsten ohne alle weitere Zuthat, als welcher sie nicht bedürfen, zusammengestellt werden sollen.

Die erste derselben treffen wir 1784, also noch vor dem Ausbruch der Französischen Revolution, in dem Aufsatz: Was ist Aufklärung? Kant hat es darin mit dem Verhältniß der Vernunft zum Glauben zu thun. Er sucht dem Geistlichen als angestelltem Lehrer einer Gemeinde die Befugniß zuzuertheilen, die von ihr als ihr Glaubensbekenntniß angenommene Lehre in ihrem Sinn auszulegen, auch wenn sein Denken mit den kirchlichen Dogmen sich nicht in völliger Uebereinstimmung befindet. Nur die Bedingung macht er, daß er nichts der innern Religion Widersprechendes darin antreffe, denn, sagt Kant, „glaubte er das Letztere darin zu finden, so würde er sein Amt mit Gewissen nicht verwalten können; er müßte es niederlegen.“ Kant nennt die Belehrung, welcher der Geistliche seiner Gemeinde als von ihr angestellter Lehrer gibt, einen bloßen Privatgebrauch, weil die Gemeinde immer nur eine häusliche, obzwar noch so große Versammlung sei. „Dagegen, fährt er fort, als Gelehrter, der durch Schriften zum eigentlichen Publicum, nämlich der Welt spricht, mithin der Geistliche im öffentlichen Gebrauche seiner Vernunft, genießt eine unbeschränkte Freiheit, sich seiner eigenen Ver-

nunft zu bedienen und in seiner eignen Person zu sprechen. Denn daß die Vormünder des Volks (in geistlichen Dingen) selbst wieder unmündig sein sollen, ist eine Ungereimtheit, die auf Verewigung der Ungereimtheit hinausläuft." In der weiteren Auseinandersetzung verwirft Kant jede Fixirung der Erkenntniß auf einen status quo. Würde eine solche selbst durch einen Vertrag, durch Reichstage und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt, so wäre sie nach Kant doch null und nichtig. Er verlangt daher die Freiheit, daß der Bürger öffentlich durch Schriften „über das Fehlerhafte dermaliger Einrichtungen seine Anmerkungen machen könne." Nachdem er diese Freiheit besonders für die Geistlichkeit gefordert, fährt er fort: „Ein Mensch kann zwar für seine Person, und auch alsdann nur auf einige Zeit, in dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber Verzicht zu thun, es sei für seine Person, mehr aber noch für die Nachkommenschaft, heißt die heiligen Rechte der Menschheit verletzen, und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Volk über sich selbst beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über sein Volk beschließen; denn sein gesetzgebendes Ansehen beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt. Wenn er nur darauf sieht, daß alle wahre oder vermeinte Verbesserung mit der bürgerlichen Ordnung zusammen bestehe, so kann er seine Unterthanen übrigens nur selbst machen lassen, was sie um ihres Seelenheils willen zu thun für nöthig finden; das geht ihn nichts an, wohl

aber zu verhüten, daß Einer den Andern gewaltthätig hindere, an der Bestimmung und Beförderung desselben nach allem seinen Vermögen zu arbeiten. Es thut selbst seiner Majestät Abbruch, wenn er sich hierin mischt, indem er die Schriften, wodurch seine Unterthanen ihre Einsichten in's Reine zu bringen suchen, seiner Regierungsansicht würdigt, sowohl wenn er dieses aus eigener höchster Einsicht thut, wo er sich dem Vorwurf aussetzt: Caesar non est supra Grammaticos, als auch noch weit mehr, wenn er seine oberste Gewalt so weit erniedrigt, den geistlichen Despotism einiger Tyrannen in seinem Staate gegen seine übrigen Unterthanen zu unterstützen."

Wenn Kant die Preßfreiheit in dem angezogenen Aufsatz vorzüglich in ihrem Verhältniß zur Kirche betrachtet, so enthält eine im folgenden Jahre 1785 geschriebene Abhandlung eine Würdigung derselben in politischer Beziehung. Diese Abhandlung ist die unvergleichliche: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nichts in der Praxis. Kant bekämpfte darin den Moralisten Garve, den Politiker Hobbes, den Kosmopoliten Mendelssohn. Er forderte die Freiheit, Gleichheit und Selbstständigkeit der Bürger als ihre politischen Rechte. In dem Abschnitt gegen Hobbes findet sich nun folgende denkwürdige Stelle: „Der nicht widerspenstige Unterthan muß annehmen können, sein Oberherr wolle ihm nicht Unrecht thun. Mithin da jeder Mensch doch seine unverlierbaren Rechte hat, die er nicht einmal aufgeben kann, wenn er auch wollte, und über die er selbst zu ur-

Angelegenheit (das Heil der Seelen) betrifft, beide einerlei Auftrag haben; was aber das zweite (das Heil der Wissenschaften) anlangt, der Theolog als Universitätsgelehrter noch eine besondere Function zu verwalten hat. Geht man von dieser Regel ab, so muß es endlich dahin kommen, wo es schon sonst (zum Beispiel zur Zeit des Galileo) gewesen ist, nämlich daß der biblische Theolog, um den Stolz der Wissenschaften zu demüthigen und sich selbst die Bemühung mit demselben zu ersparen, wohl gar in die Astronomie oder andere Wissenschaften, z. B. die alte Erdgeschichte, Einbrüche wagen, und wie diejenigen Völker, die in sich selbst entweder nicht Vermögen oder auch nicht Ernst genug finden, sich gegen besorgliche Angriffe zu vertheidigen, Alles um sich her in Wüstenei verwandeln, alle Versuche des menschlichen Verstandes in Beschlag nehmen dürfte."

Kurz vor diesen denkwürdigen Worten gibt Kant von der Censur überhaupt folgende Definition. „Alles, sagt er, auch das Erhabenste, verkleinert sich unter den Händen der Menschen, wenn sie die Idee desselben zu ihrem Gebrauch verwenden. Was nur so ferne wahrhaftig verehrt werden kann, als die Achtung dafür frei ist, wird genöthigt, sich nach solchen Formen zu bequemen, denen man nur durch Zwangsgesetze Ansehen verschaffen kann, und was sich von selbst der öffentlichen Kritik jedes Menschen blosstellt, das muß sich einer Kritik, die Gewalt hat, d. i. einer Censur, unterwerfen."

Zwei Jahr später, 1795, gab Kant sein Meisterstück

in der Diplomatie, die kleine aber desto gehaltvollere Schrift: zum ewigen Frieden, heraus, welche für die Fortbildung des Völkerrechts, auch jetzt noch, die wesentlichsten Grundlagen enthält. Er wollte darin schließlich auch das Mittel angeben, den Widerspruch zwischen Moral und Politik aufzulösen. Dies Mittel fand er in der Oeffentlichkeit. Er verwarf alle Geheimnißthuerei für die Politik und unterschied den moralischen Politiker von dem politischen Moralisten. Jener nimmt nach ihm die Principien der Staatsklugheit so, daß sie mit der Moral zusammenbestehen können. Dieser aber schmiedet sich eine Moral, wie es der Vortheil des Staatsmannes sich zuträglich findet. Kant stellte nun zwei Formeln auf, eine negative und eine positive, durch welche er das juridische Interesse mit dem ethischen zu verschmelzen hoffte. Die erstere lautet so:

> „Alle auf das Recht anderer Menschen bezogene Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publicität verträgt, sind unrecht.“

Die zweite, die positive, lautet so:

> „Alle Maximen, die der Publicität bedürfen, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen.“

Die Aufstellung dieser letzteren Formel leitete Kant mit folgender Reflexion ein: „Beides, die Menschenliebe und die Achtung für's Recht der Menschen, ist Pflicht; jene aber nur bedingte, diese dagegen unbedingte,

schlechthin gebietende Pflicht, welche nicht übertreten zu haben derjenige zuerst völlig versichert sein muß, der sich dem süßen Gefühl des Wohlthuns überlassen will. Mit der Moral im ersteren Sinne, als Ethik, ist die Politik leicht einverstanden, um das Recht der Menschen ihren Oberen preiszugeben; aber mit der zweiten Bedeutung als Rechtslehre, vor der sie ihre Kniee beugen müßte, findet sie es rathsam, sich gar nicht auf Vertrag einzulassen, ihr lieber alle Realität abzustreiten, und alle Pflichten auf lauter Wohlwollen auszudeuten; welche Hinterlist einer lichtscheuen Politik doch von der Philosophie durch die Publicität jener ihrer Maxime leicht vereitelt werden würde, wenn jene es nur wagen wollte, dem Philosophen die Publicität der seinigen angedeihen zu lassen."

In der zweiten Ausgabe der Schrift zum ewigen Frieden machte Kant einen einzigen Zusatz, worin er das Verhältniß des **Philosophen** zur **Regierung** besprach und von dieser für jenen Preßfreiheit forderte, wenn er ihr für die **Erhaltung des Friedens** nützen solle. Er sagte: „Es scheint für die gesetzgebende Autorität eines Staats, dem man natürlich die größte Weisheit beilegen muß, verkleinerlich zu sein, über die Grundsätze seines Verhaltens gegen andere Staaten bei **Unterthanen** (den Philosophen) Belehrung zu suchen; gleichwohl aber sehr rathsam, es zu thun. Also wird der Staat die letztern **stillschweigend** (also, indem er ein Geheimniß daraus macht) **dazu auffordern**, welches so viel heißt, als: er wird sie frei und

öffentlich über die allgemeinen Maximen der Kriegsführung und Friedensstiftung reden lassen (denn das werden sie schon von selbst thun, wenn man es ihnen nur nicht verbietet), und die Uebereinkunft der Staaten über diesen Punct bedarf auch keiner besondern Verabredung der Staaten unter sich in dieser Absicht, sondern liegt schon in der Verpflichtung durch allgemeine (moralisch-gesetzgebende) Menschenvernunft."

„Daß Könige philosophiren, oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgesetzen beherrschende) Völker die Classe der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist Beiden zu Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich, und weil diese Classe ihrer Natur nach der Rottirung und Clubbverbündung unfähig ist, wegen der Nachrede einer Propaganda verdachtlos."

Diese schönen, an die kräftigsten Zeiten des politischen Selbstgefühls der Griechischen Philosophen erinnernden Worte halfen Kant natürlich nichts gegen den Druck, der unter dem Wöllner'schen Ministerium auf der Literatur bei uns lastete, und mit feiner Ironie hatte er schon jene Forderung der Preßfreiheit für die Philosophen den einzig nothwendigen geheimen Artikel für das Völkerrecht genannt. Jene traurigen Zustände mögen der Grund gewesen sein, weshalb er in seiner Rechtslehre 1797 über

die Preßfreiheit kein Wort sagte. Man könnte vielleicht erwarten, daß er ein Preßgesetz darin entwickelt hätte, allein aller Wahrscheinlichkeit nach hielt er ein solches für ganz überflüssig. Preßfreiheit ist nur eine andere Form der Denkfreiheit. Die Druckschrift ist eine öffentliche Handlung. Das, was ein Mensch öffentlich sagt, fällt unter dasselbe Maaß der Gesetzlichkeit, als jede andere Handlung. Das Preßgesetz darf sich nicht das Ansehen geben, als beträfe es Handlungen, welche von allem übrigen Handeln sich ethisch in einer differentia specifica befänden. Es kann sich lediglich auf die modale Eigenthümlichkeit beziehen, daß durch die Vermittelung des Druckes die Handlung die reale Möglichkeit enthält, das Maximum der Oeffentlichkeit zu erreichen. Es kann also nur von einer einfachen Steigerung des Strafquantums bei der Presse, nicht aber von besonderen Vergehen in sittlichem Sinn die Rede sein. Dieser einfache Begriff ist lediglich durch den polizeilichen Standpunct für die Preßgesetzgebung verwirrt worden, weil in demselben das an und für sich eitle Bestreben liegt, die Möglichkeit des Unrechts, die mit aller Freiheit nothwendig verbunden ist, im Voraus von Außen her unmöglich zu machen.

Hätte Kant Lust gehabt, sich auf die Bestimmung des Preßgesetzes einzulassen, so würde er auch wohl versucht haben, die Bedingung näher zu erläutern, welche er, gegen Hobbes, bei der Forderung der Preßfreiheit macht, nämlich, daß die öffentlichen Erörterungen innerhalb der Grenzen der Hochachtung und Liebe für die Verfas-

sung, in der man lebt, sich halten sollen. Denn dieser Punct ist derjenige, an welchem alle Tyrannei so leicht durch sophistische Interpretation anzuknüpfen vermag und wir haben es ja in unseren Tagen genugsam zu erfahren, mit welcher unsachlichen Willkür eine bloße Tendenzcensur die Begriffe von Anstand und Wohlmeinen handhabt.

Als mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Gerechten die Censur eine wohlthätige Aenderung erfuhr, athmete auch Kant wieder auf und drückte seine Freude unverholen in der Vorrede zum: Streit der Facultäten 1798 aus. Zur Vervollständigung des Bildes, welches wir uns hier von Kant entwerfen, müssen wir den Eingang der Vorrede zu genanntem Buch uns in's Gedächtniß zurückrufen, weil er zugleich eine von Kant selbst erlebte Geschichte der damaligen Censur enthält. „Gegenwärtige Blätter, sagt er, denen eine aufgeklärte, den menschlichen Geist seiner Fesseln entschlagende, und, eben durch diese Freiheit im Denken, desto bereitwilligeren Gehorsam zu bewirken geeignete Regierung jetzt den Ausflug verstattet, — mögen auch zugleich die Freiheit verantworten, die der Verfasser sich nimmt, von dem, was bei diesem Wechsel der Dinge ihn selbst angeht, eine kurze Geschichtserzählung voranzuschicken."

„König Friedrich Wilhelm II., ein tapferer, redlicher, menschenliebender, und — von gewissen Temperamentseigenschaften abgesehen — durchaus vortrefflicher Herr, der auch mich persönlich kannte, und von Zeit zu Zeit Aeußerungen seiner Gnade an mich gelangen ließ, hatte

auf Anregung eines Geistlichen, nachmals zum Minister im geistlichen Departement erhobenen Mannes, dem man billigerweise auch keine andere, als auf seine innere Ueberzeugung sich gründende, gut gemeinte Absichten unterzulegen Ursache hat, — im Jahre 1788 ein Religionsedict, bald nachher ein die Schriftstellerei überhaupt sehr einschränkendes, mithin auch jenes mit schärfendes Censuredict ergehen lassen. Man kann nicht in Abrede ziehen, daß gewisse Vorzeichen, die der Explosion, welche nachher erfolgte, vorhergingen, der Regierung die Nothwendigkeit einer Reform in jenem Fache anräthig machen mußten, welches auf dem stillen Wege des akademischen Unterrichts künftiger öffentlicher Volkslehrer zu erreichen war, denn diese hatten, als junge Geistliche, ihren Kanzelvortrag auf solchen Ton gestimmt, daß, wer Scherz versteht, sich durch solche Lehren eben nicht wird bekehren lassen."

Kant theilt hierauf das bekannte Schreiben Wöllners an ihn mit, welches ihm das Halten von Vorlesungen und das Herausgeben von Schriften über die Religion unter Androhung unfehlbar unangenehmer Verfügungen 1794 verbot; wie denn auch die Professoren der Königsberger Universität sich feierlich verpflichten mußten, über Kant's Schriften keine Vorlesungen zu halten. Nachdem er seine Antwort auf jenes Ministerialschreiben hinzugefügt und das Zweckwidrige, Gesinnungsverderbliche der damals eingerichteten Glaubenscommission gezeigt hat, schließt Kant: „Diesem Unwesen ist nunmehr gesteuert.

Denn nicht allein zum bürgerlichen Wohl des gemeinen Wesens überhaupt, dem Religion ein höchst wichtiges Staatsbedürfniß ist, sondern besonders zum Vortheil der Wissenschaften, vermittelst eines diesen zu befördern eingesetzten Oberschulcollegiums, — hat sich neuerdings das glückliche Ereigniß zugetragen, daß die Wahl einer weisen Landesregierung einen erleuchteten Staatsmann getroffen hat, welcher nicht durch einseitige Vorliebe für ein besonderes Fach derselben (die Theologie), sondern in Hinsicht auf das ausgebreitete Interesse des ganzen Lehrstandes, zur Beförderung desselben Beruf, Talent und Willen hat, und so das Fortschreiten der Cultur im Felde der Wissenschaften wider alle neue Eingriffe der Obscuranten sichern wird."

Als eine Curiosität sei bei dieser Vorrede im Vorübergehen bemerkt, daß Kant darin angibt, allen seinen Schriften stets seinen Namen vorgesetzt zu haben und als Grund anführt, „um keiner Schleichwege beschuldigt zu werden." Wer Kant's Entfernung von Allem, was Schein heißt, bedenkt, wird dies bei ihm ganz natürlich finden und er steht mit seiner Namensnennung als Autor interessant zwischen zwei andern Autoren Königsbergs, welche beide seine Freunde waren, zwischen dem pseudonymen Licentverwalter Hamann, dem Magus des Nordens, und zwischen dem absolut anonymen Polizeidirector Hippel, über dessen Verhältniß zu sich als Schriftsteller Kant sogar eine öffentliche Erklärung abzugeben gedrungen war, weil man Hippel's Buch über die Ehe u. s. f. Kant zuschrieb

In der Schrift über den Streit der Facultäten äußert sich nun Kant bei Abhandlung der Collision der Juristenfacultät mit der philosophischen folgendermaaßen über die Preßfreiheit: „Volksaufklärung ist die öffentliche Belehrung des Volkes von seinen Pflichten und Rechten in Ansehung des Staats, dem es angehört. Weil es hier nur natürliche aus dem gemeinen Menschenverstande hervorgehende Rechte betrifft, so sind die natürlichen Verkündiger und Ausleger derselben im Volke nicht die vom Staat bestellten amtsmäßigen, sondern freien Rechtslehrer, d. i. die Philosophen, welche eben um dieser Freiheit willen, die sie sich erlauben, dem Staate, der immer nur herrschen will, anstößig sind, und werden unter dem Namen Aufklärer als für den Staat gefährliche Leute verschrieen; ob zwar ihre Stimme nicht vertraulich an's Volk (als welches daran und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt), sondern ehrerbietig an den Staat gerichtet, und dieser jenes sein rechtliches Bedürfniß zu beherzigen angeflehet wird, welches durch keinen anderen Weg, als den der Publicität geschehen kann, wenn ein ganzes Volk seine Beschwerde (gravamen) vortragen will: so verhindert das Verbot der Publicität den Fortschritt eines Volks zum Bessern selbst in dem, was das Mindeste seiner Forderung, nämlich blos sein natürliches Recht angeht."

In den herlichen Fragmenten, welche aus Kant's Nachlasse im eilften Band unserer Königsberger Gesammtausgabe seiner Werke abgedruckt sind, äußert Kant über

die Bücherverbote sich geradezu so: „Man muß jetzt gar keine Bücher verbieten, das ist das einzige Mittel, daß sie sich selbst vernichten. Wir sind jetzt auf den Punct der Widerkehr gekommen. Die Flüsse, wenn man sie ihre Ueberschwemmungen machen läßt, bilden sich selbst Ufer. Der Damm, den wir ihnen entgegensetzen, dient nur, ihre Zerstörungen unaufhaltbarer zu machen. Denn die Verfasser unnützer Schriften haben zu ihrer Entschuldigung die Ungerechtigkeit Anderer für sich."

Alle diese angeführten Stellen sind für den großen und freien Geist Kant's ein glorreiches Zeugniß mehr zu den vielen Verdiensten, die er um die Wissenschaft gehabt hat. Wie schmerzlich muß es uns stimmen, wenn wir nach funfzig Jahren factisch noch unter den Standpunct heruntergesunken sind, den die Presse im vorigen Jahrhundert einnahm. Als Börne, ein Mann, dessen Ernst und sittlicher Würde von Kant gewiß die reinste Huldigung widerfahren wäre, seine Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur schrieb, nahm er die Beziehung der verschiedenen Staaten Deutschlands zur Preßfrage durch und äußerte über uns: „Preußen kann der Preßfreiheit keine Fesseln anlegen wollen; es würde sein Lebensprincip zerstören, wenn ihm sein Bestreben gelänge. Ohne geographischen, ohne politischen, ohne den innern Schwerpunct, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur seine Stütze in der öffentlichen Meinung, seinen Schutz in der Liebe seines Volkes, seinen Einfluß in der Ach=

tung deutscher Bürger. Die Prußische Regierung täusche sich nicht; sie sucht aufrichtige Liebe, unerschütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutschen Hofe vergeblich; man ist ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des Deutschen Volks ausgegangen ist; man wird sie verlassen in der Noth, und dann würde ihr das Deutsche Volk allein Schutz gewähren, wenn sie seine Dankbarkeit dadurch fesselte, daß sie es, wie sie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die aristokratischen Anfechtungen des südlichen Deutschlands kräftig schützt."

So schrieb Börne im Jahr 1819 und heute schreiben wir den 22sten April 1843!

X.

Zur Kritik unserer heutigen Malerei.

1835, 1836 und 1837.

Fliegende Blätter bei Gelegenheit der in den genannten Jahren gehaltenen Königsberger Kunstausstellungen.

Die Betrachtung der Malerei hat das unabweisliche Bedürfniß, die mannigfaltigen Gegenstände, welche sie darstellt, zu ordnen. Die Gattungen, in welche man die Malerei von dieser Seite unterscheidet — denn von einer andern Seite ist der Unterschied der Form, der technischen Behandlungsweise eben so wichtig, — sind also durch die Sache selbst bestimmt. Es sind, wie immer in der Kunst, objective Unterschiede. Als Hauptgegensatz springt darin die Geschichte und die Natur hervor. Das geschichtliche Gemälde kann von der tiefsten Bedeutsamkeit der dargestellten Handlung bis zur Oberfläche des Lebens, bis zur

thatlosen, reinen Erscheinung der menschlichen Gestalt sich herunterstufen. Die Darstellung der Natur kann ebenfalls von der umfassendsten Weite und Fülle des landschaftlichen Prospectes bis zur Enge und Beschränktheit einzelner Elemente sich zusammenziehen.

Es dringt sich aber sogleich die weitere Bemerkung auf, daß die beiden angedeuteten Hauptgattungen sich auch miteinander vermischen werden, wodurch die Bestimmtheit der besonderen Richtung allerdings aufgehoben, dafür aber ein mannigfaltiger Reiz gewonnen wird.

Das geschichtliche Gemälde bewegt sich auf einem Boden, hat einen Hintergrund. Die älteste Malerei stellte nur die Figuren dar; den Grund ließ sie einfarbig erscheinen. Späterhin wurde zuerst ein architektonischer Grund üblich, zunächst, von der kirchlichen Bestimmung der Bilder, eine capellenartige Einfassung, bis sich die Landschaft mit ihrem Farben- und Gestalten-Reichthum allmählig hervorarbeitete. Anfangs war sie von einer panoramenartigen Universalität, bis sie der Handlung in beschränkterem Umfange aber desto höherer Bestimmtheit sich symbolisch anschmiegte.

Umgekehrt ist die Natur an sich der Boden, auf welchem das menschliche Thun sich entwickelt. Ist sie im Bilde das Wesentliche, um dessen Darstellung es dem Maler zu thun ist, so wird das Menschliche dagegen verschwinden. Es wird zur bloßen Staffage. Ja, es kann auch gänzlich fehlen, wie in den Friedrich'schen Bilde, welches eine Partie der Böhmischen Mittelgebirge dar-

stellt. Es ist früher Morgen. Ein gelblicher Schein bricht über die hohen Bergspitzen und gießt sich in die Thäler hinab; die Bergwände des Hintergrundes erscheinen daher stark violett; vorn, noch ungetroffen vom Licht, ist Alles schwarz. Die Schweigsamkeit der Landschaft, in welcher kein Vogel, kein Thier, kein Mensch sichtbar ist, drückt das Halbnächtliche des Moments sehr gut aus. In dem Gemälde von R. Kummer, Monte Salaro auf der Insel Capri, liegt der Accent auch auf der Natur. Kahle, baumlose Felsenmassen von dunkelgelber Farbe ziehen sich rechts in's Meer hin. Das Ufer wendet sich links herum. Große Steinblöcke, wild zerklüftet, starren aus dem hellen Sandgrunde in's Wasser. Die Wellen schlagen brausend heran. Es ist von wundervollem Effect, nach hinten zu die geradlinigte Meeresbreite, sodann den Ansturz, das Zurückprallen und den Wiederandrang, endlich ganz vorn das Zerfließen der Wellen auf dem ebenen, widerstandlosen Boden zu sehen. In dieser Entgegensetzung des Wogengetümmels gegen den Hohn der todten Felsen wirkt die Staffage von Schiffern auf der rechten Seite, die mit einem Boote beschäftigt sind, vortrefflich, weil diese Figuren von dem Extrem der stillstandlosen Brandung zu dem anderen der bewegunglosen, von aller Vegetation entblößten Felsen einen wohlthätigen Uebergang vermitteln.

Wodurch aber die Landschaft ganz verändert wird, wodurch, könnte man sagen, in der Landschaft wieder eine Landschaft erzeugt wird, das ist die Architektur. Sie stellt

dem freien Wuchern der Pflanzenwelt den zweckvollen Plan; den unregelmäßige Bergformen scharfe ebenmäßige Begrenzungen; der Sorglosigkeit der Naturschöpfung die Mühe und Arbeit des Menschen entgegen. Wird der Prospect hoch genommen, so wird die Natur das Uebergewicht erhalten. Die Architekturwerke, einzelne Häuser, Schlösser, Dörfer, Städte, werden dann gegen die Massen, die sie auslegt, verschwinden. So z. B. die Aussicht vom Mönchsberge bei Salzburg, von Kühne, oder Grolichs Ansicht von Dresden. Auf letzterem Bilde wirkt Dresden, grau in graugemalt, gebirgsartig: das Architektonische wird wenig empfunden. Auf dem Dahlschen Bilde, das Thal Evangen bei Bergen an einem Nebelmorgen, tritt die Kirche in der Mitte mit ihrem kantigen Umrisse sehr schön gegen das gestaltet — Ungestaltete des hin und her wallenden Nebels hervor. Brücke's Ansicht des Römischen Forums von der Villa Caffarelli aus, gibt der Architektur ein entschiedenes Uebergewicht. Aber nicht blos in der den Horizont umkränzenden Bergkette erscheint die Natur; überall drängt sie sich zwischen den Mauern im Moos, in Epheuranken, in Orangenbäumen und Blumen hervor und mildert dadurch das Architektonische, das ohnehin schon durch die Trümmerhaftigkeit seinen strengen Charakter aufgibt. Eine Ruine ist ein zur Natur werdendes mit ihr sich verschmelzendes Architekturwerk. Dagegen ist Hintze's Aussicht von dem Kreuzherrnstift in Prag nach dem Hradschin die Darstellung einer noch ganz in sich zusammenhängenden, festgefugten Architektur. Dies Bild ist unter den Prospecten

der Ausstellung eins der schönsten. Die Häuser rechts im Vorgrunde geben uns eine klare Anschauung von der Bauart der Häuserreihen, welche wir in kleineren Proportionen in der Stadt jenseits der Moldau hinstreichen sehen. Links erhebt sich ein hoher gothischer Thurm, dessen dunkle, mit Statuen und Ornamenten gezierte Hinterwand dem Beschauer zugekehrt ist, so daß die Fenster der bezeichneten Häusergruppe mit ihrer einladenden Gastlichkeit herrlich contrastiren. Von der Höhe des Thurmes blickt man auf die schöne Statuenreiche Moldaubrücke hinunter; Fußgänger, Postillione, Reiter beleben sie. Im Hintergrunde aber, über dem verschlungenen Straßengewirr, erhebt sich der Hradschin mit seinen Prachtgebäuden. Dies Bild ist eine treue Copie, allein wie poetisch wirkt auf ihm Alles zusammen! Es ist ein Stadtprospect und athmet doch das Freie einer Landschaft. Daß zwischen den großen Verhältnissen der vorderen Gebäude und der Stadt die Moldau strömt, daß das Trübsinnige des alten Thurms das Bunte der Brückenstaffage sich gegenüber hat, daß die Stadt nicht flach hin sich ausgießt, sondern hinter ihr der Hradschin mit seinen Zinnen aufsteigt, bringt eine so reizende Mannichfaltigkeit hervor, daß ich den Eindruck weiter zu beschreiben ermüde, denn ich würde ihn doch nicht erreichen. Hier muß man mit eigenen Augen sehen. Ein Werk von ähnlichem Gleichgewicht zwischen landschaftlichem Ton und der Wirkung des Architektonischen ist das sehr gute Bild von Ed. Agricola, die Ansicht des Neptunustempel zu Pästum am Salernitanischen Meerbusen. Bilder, in

denen jedes landschaftliche Element fehlt, wo kein Berg sichtbar wird, kein Quell springt, kein Baum grünt, sondern wo nur das Bauwerk erscheint, machen sogleich einen ganz anderen Eindruck und fordern menschliches Treiben zur Staffage. Bei dem Neptunustempel weiden zur Linken im Schilfgras und Wasser zwei wilde Stiere. Allein dies Wüste, Unbelebte der Gegend stimmt ganz zu den verwitternden Säulenhallen, in denen kein Festpomp mehr die entflohenen Götter ehrt. Dagegen sehe man das Bild von Gregorovius, einen gothischen Dom nach einem alten Riß. Hier werden wir ganz von Riesenmassen des Baues ergriffen. Will das Auge vom Großen zum Kleinen übergehen, so bieten die Verzierungen der Thürme, Fenster, Thüren unerschöpflichen Stoff. Die einfachen Säulen des Neptunustempels, sein stumpfwinklichtes, breites Dach lassen Raum für die landschaftliche Umgebung. Jener Dom dagegen ist für sich schon eine Welt. Schinkel hat deswegen ein großes Menschengewühl um den Fuß seiner Mauern ausgebreitet, wie auch die älteren Architekturmaler bei altdeutschen Kirchen häufig Processionen oder Märkte malten.

Doch ich verliere mich. Ich wollte nur zeigen, wie sich durch die Architektur das unmittelbare Naturleben verändert, wie endlich das Bauwerk selbst Gegenstand der Malerei werden kann.

Was man nun Genremalerei zu nennen pflegt, ist alles dasjenige, was nicht entschieden zur historischen oder landschaftlichen Malerei gerechnet werden kann. Nichts

destoweniger wird der Inhalt der Genremalerei bald nach jener, bald nach dieser Seite zu liegen müssen und es wird oftmals gestritten werden können, ob etwas ein Genrebild sei oder nicht. Bei dem historischen Gemälde wird dies da der Fall sein, wo es dem Moment an Bestimmtheit fehlt, wo also das Wesen der Handlung folgenlos wird. Es ist nur um die Scene, um den vereinzelten Augenblick, nicht um Vergangenheit und Zukunft des Moments zu thun. Bei der Landschaft dagegen wird das Hervortreten menschlicher Cultur in ihr z. B. Ackergeräth, Fischernetze, Brücken, aufgehängte Wäsche, Leinwandbleichen und Aehnliches dazu veranlassen.

Unsere Zeit zeigt uns sehr erfreuliche Genrebilder. Die Kunst erobert gleichsam durch sie das ganze menschliche Treiben. Die Beobachtung der Wirklichkeit, das Ergreifen des charakteristischen Augenblicks, die Vereinigung von Naturwahrheit und geistiger Bedeutung ist in den meisten dieser Gemälde ein Beweis von der fortschreitenden Ausbildung dieser Richtung. Will man den Standpunct der Kunst vor der hier offenbarten Tentenz der Gegenwart kurz bezeichnen, so kann man das kaum besser, als A. Hagen in seinen Bemerkungen über unsere dritte Ausstellung 1833, S. 11. gethan hat, wo er sagt: „Bilder, bei denen alles Handeln sich auf graziöse Stellungen beschränkt, oder bei denen der Ausdruck eines leidenden Unbefriedigtseins alles Leben ausmacht, solche, bei denen nur eine einschmeichelnde Gegenwart sich hervorthut, oder die nur auf eine Zukunft jenseits zeitlicher

Beschränkung hinweisen, gehören nicht mehr unserer Zeit an."

Wir möchten nun wohl für die Stimmung, aus welcher die Bilder unserer Deutschen Maler gegenwärtig hervorgehen, eine elegische, idyllische und im höhern Sinn komische herausheben. Die elegische greift besonders in das Mittelalter zurück. Lessing wie sein Vorgänger Scheffer haben die Sage von Leonore nicht im Costüm des siebenjährigen Kriegs gemalt. Das Gemüth scheint nach einem Asyl zu suchen, in das hinein es aus der Zerrissenheit der Gegenwart flüchte, wo es sich, hinter hohen Mauren, in beschaulicher Einsamkeit nach dem Weltrausch wieder ernüchtere. Dieser mönchische Zug spricht z. B. aus Gescheidts Klosterhof, aus Blechen's Ruine einer Kapelle, aus Schöbels gelungenem Kreuzgang, aus Höhn's Klosterhof, am erschütterndsten, mit der medusenhaften Strenge Trappistischen Verstummens, aus Lessings Winterlandschaft, wo der Mönch neben dem frischen Grabe dies Insichgehen, Insichversinken in Harmonie mit der erstarrten Natur sehr schön ausdrückt. — Diesem schmerzlichen Zuge gegenüber steht der idyllische, die harmlose Befriedigung. Aus ihm sind köstliche Gemälde entsprungen. Pistorius Fischesser, Hildebrandts Mährchenerzählerin, Ratti's Berliner Eva, sind schon als Meisterbilder anerkannt. Aber wie viel wäre hier noch der Aufmerksamkeit werth! Löwensteins Orientalische Jüdin, die mit ihrer Tochter einen Perlenschmuck betrachtet, ist ganz vortrefflich. Von Most ein Sächsisches Wirthshaus.

Ganz zur Rechten ist das Kegelhaus, in welchem die Spielenden sich recht ergötzlich einander im Wege stehen, so daß die aufgesteiften Vatermörder sichtbar in Gefahr gerathen. Den Mittelpunct nimmt eine Familie ein, die an einem Tisch so eben den Kaffe schlürft. Der Vater im bequemen Sommeroberrock raucht behaglich seine Pfeife. Die Tochter handelt mit einem herangetretenen Frauenzimmer um Weintrauben, Die Mutrer hat auf die Kinder Acht. Der Junge, die Trauben witternd, hat den Drachen, mit dem er beschäftigt gewesen, auf dem Boden liegen lassen; in der Hast wickelt sich ihm noch der Bindfaden um den Fuß, mit dem er die Bank bekniect, um sich die lockenden Trauben zu Gesicht zu bringen. Hinter diesen von frischer Landluft, von duftendem Kaffee, süßen Trauben, Taback, Kindersegen und Verträglichkeit beseligten Philistern wird einer Aufwärterin gezeigt, wohin sie eine neue Portion des edlen Getränks tragen soll. Ganz links in einiger Entfernung sitzt ein Pärchen und trinkt eine Flasche rothen Meißner Landweins in verschwiegener Laube. Ein anderes Bild von Most ist nicht weniger lobenswerth. Wer auf Reisen das Innere der Sächsischen Wirthsstuben kennen gelernt hat, wird von der Wahrheit dieser Composition hingerissen sein. Das Beiwerk, Ofen, Tische, Stühle u. s. f. ist von absoluter Treue. Links steht ein Tisch; auf einer Seite sitzt ein Fuhrmann, der so eben sein Abendbrot verzehrt hat; ein anderer, ihm gegenüber, ist schon so weit, daß er sich die kurze Pfeife wieder angezündet hat. Der steife Haus-

knecht, doch nicht ohne eine gewisse Verschmitztheit im Blick, nimmt ab. Der Fuhrmann hat seinen Geldbeutel zur Zahlung der Zeche gezogen und sieht scharf auf die stämmige Magd, die mit der rechten Hand ein Stück Kreide hält und auf dem Tisch mit niedergeschlagenen Augen, welche den Gewinn zu bedenken scheinen, übrigens dreist, die Rechnung aufschreibt. Hier kann man lernen, wie der Maler auch dem Unbedeutendsten Leben ablauschen kann. Ein verwandtes Bild ist von Heinel der Besuch eines Landgeistlichen bei einem Gemeindegliede. Ein Bauer steht mit Weib und Kind vor der Thür seiner Wohnung. Der Pfarrer, im langen, aufgeknöpften Oberrock, einen Stock in der Hand, wohlgenährt, mit freundlichen Mienen, macht einen guten Eindruck. Er mag gerade kein besonders gelehrter oder ausschweifend frommer Mann sein. Aber die Gottesfurcht, den rechtschaffenen Wandel, die eifrige Liebe fühlt man ihm an. Das glückliche Vernehmen zu seinen Gemeindegliedern ist dadurch vortrefflich charakterisirt, daß der junge Mann, während sein Weib mit etwas scheuer Ehrerbietung zurücksteht, dem Pfarrer seine Dose zu einer Priese anbietet. Die ländliche Stube und der alte Holzschuhmacher von Emma Matthieu sind ebenfalls wacker gezeichnet und gemalt. Schütze's Schachpartie, und Feierstunde regen zu großen Erwartungen von diesem Künstler auf. Das letztere Bild wird vielleicht weniger beachtet, als das erstere. Es ist klein, hat einen dunkeln Ton und keine hervorstechende Gruppe, während das erste durch den Contrast

des Meeres nnd des Balkons, des Greises und des zarten Mädchens, des in die Schönheit der Jungfrau fast lüstern versenkten, hinter ihrem Stuhl stehenden Jünglings und des die Scene überschauenden leise lächelnden Dieners, der einen Pokal wegträgt, unwillkührlich fesselt. Aber man beachte den Keller, so wird sogar der eigenthümliche Duft des Locals bei längerem Anschauen entgegenkommen. Die Thür ist offen; es fällt Licht durch sie herein; die Arbeiter haben sich es links bequem gemacht und verzehren in nachlässig gedehnter Stellung das Vesperbrod. Die stille Heimlichkeit des Ortes ist überaus ansprechend. — Tunica's Maikäferhandel und Schröders gefangene Maus sind Idyllen aus der wahren Heimath des Idyllischen, aus der Kinderwelt. Wer würde nicht selbst zufrieden, wenn er auf dem ersteren Bild die Kleine sieht, wie sie sich auf den ausgestrecktem Arm den Käfer gesetzt hat und, in der Wonne seines Besitzes, ihn beobachtet. Auf letzterem Bilde ist besonders das Mädchen, welche von der Falle die Katze zurückhält, äußerst gelungen. Eine ganz eigenthümliche Idylle ist Mende's Hirtenknabe. Auf den Höhen des Gebirges weidet er eine Heerde Ziegen, wie es den Anschein hat. Von Reisig hat er sich Feuer gemacht und in einem Tiegel sich etwas gebacken. Er knieet davor. Den Hut hat er abgenommen, so daß man das flachsfarbige, glatt anliegend, doch stroffe Haar ganz sieht. Das Gesicht hat einen sonderbaren Zug von Verschlagenheit. Die Augen sind fast an das Tückische anstreifend. Und doch ist eine

ursprüngliche Bonhommie im ganzen Gesicht verbreitet. Die Haltung der Hände, fast, als hätte er sich verbrannt, oder als mache er einen Ueberschlag, der ihm nicht zusagt, ist uns völlig räthselhaft. Wir müssen aber glauben, daß der Maler der Natur ganz getreu geblieben ist und ein des Berghirtenlebens Kundiger kann das Bild vielleicht erklären. — Das Komische setzt sich das Tragische voraus. An Gemälden mit eigentlich tragischen Motiven fehlt es. Lessing's Leonore, Plüddemanns Roland und einige andere gehören dahin. Dagegen sind mehre Gemälde da, welche eine tiefe Traurigkeit und Noth recht gut ausdrücken, wie z. B. Grothe's Auswanderer. Zur vollen Lustigkeit, welche ein so beliebtes Element der Niederländischen Genremaler war, steigert sich das Gefühl des Daseins auf keinem der gegenwärtigen Bilder, nur bis zum Lächeln, nur bis Schmunzeln, nicht bis zur trompetenhaft aufjauchzenden Ausgelassenheit. Es mag auch sein, daß es unserer Zeit an dem ungenirten, kernigen Lebensmuth früherer Jahrhunderte fehlt. Unsere durch irdische Noth so vielbedrängte Zeit ist die Zeit der Selbstmorde. Der Tod wird eine angenehme Erholung nach der Kette peinlicher Zustände, die wir Leben zu nennen pflegen. Darum ergreift uns die Heiterkeit eines solchen Fischesser's, wie der von Pistorius ist, so gewaltsam. Zu den komischen Bildern im höhern Styl rechnen wir vor allen den nicht auszustudirenden edlen Ritter von La Mancha, der fortan keiner Ausgabe des Don Quixote mangeln sollte. Aber das Komische däm=

märt auch in solchen Bildern, wie von Hosemann: der Transport gefangener Verbrecher. Der älteste ist das Laster schon gewohnt; er schaut trotzig vor sich aus. Der jüngere ist noch nicht so frei vom Schandgefühl; das alte versoffne Weib mit beinah männlichen Zügen scheint auf Ausflüchte in sich hinein zu sinnen. Die nebenreitenden feisten Gens'darmen in ihrer Amtsmiene und der Bauer, der seitwärts die Karre schiebt, mit einen halben Blick auf die Vagabonden, sind hier von höchst komischem Effect, der jedoch nur in Aristophanischer Laune verständlich wird; denn es gilt hier die Erkenntniß einer Befriedigung, welche aus absoluter Nullität entspringt. An dieser mangelt es aber weder dem Bauer, noch den Gens'darmen, noch den Verbrechern, und diese Gleichheit ist das Komische.

Dähling: Gebirgslandschaft.

Wer den trefflichen Roman von Arnim, die Kronenwächter, kennt, wird darin eine Natur, wie die hier gemalte, geschildert finden. Hochstrebende Berge; zwischen tiefen Felsenklippen schäumendes Wasser; mitten zwischen dem starren Gestein und den rastlos stürzenden Wogen stolze Vesten. Eine so in allen Elementen klare und doch im Effect mystische Landschaft, ist uns aus der neuesten Zeit noch nicht vorgekommen. Jeder wird von der Kühnheit der Composition ergriffen sein und doch wird es ihn dünken, als habe er diese Riesennatur, diese geheimnißvoll an dem Abgrund hängenden, im Schooß ver-

schwiegener Bergschluchten gelegenen Schlösser, wenigstens im Traum schon gesehen.

Die Kirchengängerin, von L. Blanc.

Dem Bilde ist würdiges Lob gezollt. Wir stimmen darin ein. Nur scheint uns die Situation durch die sonderbaren Beiwerke nicht blos nicht angedeutet, vielmehr scheinen sie dem Ausdruck der Frömmigkeit, der das Gesicht beseelt, zu widersprechen. Die Jungfrau soll als zur Kirche gehend vorgestellt werden. Warum erblickt man nichts von der Kirche? Hinter ihr ragen zwei Torso's gothischer Thürme hervor. Wer aber den Cölner Dom nicht kennt, wird dies beinah für eine Ironie nehmen müssen. Die Jungfrau schickt sich zum Kirchgange zwar an, allein die fertige Kirche, die sie aufnehmen, zu der sie ihre Schritte richten möchte, fehlt. So steht sie denn auf einem hohen Altan über allen Kirchen.

König Heinrich VIII. von England und Johanna Seymour, überrascht von der Königin Anna Boulen, von Karl Stürmer.

Wenn historische Treue dem Maler so oft Fesseln anlegt, die er nicht leicht abstreifen kann, so verdient dies Bild deswegen so großes Lob, weil es den geschichtlichen Charakter auf das Strengste festhält, ohne doch der poetischen Wahrheit das Geringste zu vergeben. Ja, das ist dieser König, der so viel Weiber haben mußte. Diese starken, wohlgebauten Glieder, diese einnehmende Männlichkeit, dies sinnliche Feuer des Auges. Und doch zugleich das

Genußsüchtige, was keine Geliebte, nur eine Buhlin kennt. Das Kalte, was im Stande ist, für seinen Genuß Alles mit empörendster Grausamkeit aufzuopfern. Heinrich sitzt links auf einem Stuhl. Er hat Johanna sanft an sich gezogen. Diese ist nicht eine reine Schönheit, aber sie ist von wollüstigem Gliederbau. Der Maler hat uns die schwellende Fülle desselben an dem Busen enthüllt. Man sieht es ihr an, daß sie Heinrich schon gehört. In diesem Momente erscheint Anna rechts vom Hintergrund gespenstisch herschreitend. Vortrefflich ist in Heinrichs Haltung etwas Lauerndes, gleichsam auf Ueberraschung Gefaßtes ausgedrückt. So lustentzündet seine Augen glühen, so ist doch die kluge Vorsicht daraus nicht entwichen. Der Liebesgenuß reizt ihn, aber berauscht ihn nicht. — Auch in der Technik ist das Bild recht gut, namentlich in Betreff der Gewandung.

Karl der Große trauernd neben der Leiche Rolands bei Ronceval, von H. Plüddemann.

Ernst, Anlage, Gewandtheit u. dgl. m. sind bei diesem großen Gemälde so unverkennbar, daß es überflüssig wäre, darüber ein Wort zu verlieren. Ob aber der Künstler sowohl in den Figuren an sich, als in der Gruppirung das Richtige getroffen, darüber könnte gestritten werden. Roland liegt links am Boden ausgestreckt, das Haupt hinten herabsinkend, Horn und Schwert neben ihm. Turpin, der weise Bischof und Kaiser Karl stehen vor der Leiche, beide in ungeheuren Mänteln. Wir ge-

stehen, daß wir uns, so sauber die Rüstungen, Schwerter, Mäntel u. s. f. gemalt sind, nicht recht darin finden können. Roland ist unseres Bedünkens zu klein. Wir verkennen die zarte Scheu des Malers nicht, durch Effect zu zwingen. Allein stellt man sich unter Roland nicht den Herakles der Fränkischen Ritter vor, der doch wohl breitschultriger, starkknochigter erscheinen mußte, zumal als Todter, wo alle Entfaltung der Energie nach Außen hin fehlt? Roland erscheint auch darum so klein, weil Turpin und Karl in so großen Mänteln neben ihm stehen. Und wie stehen beide da? Als wenn sie die Inschrift eines wichtigen Leichensteins läsen und sich mit bitterm aber doch schon beruhigtem Schmerz der Dienste des Verstorbenen erinnerten. Nach der alten Sage, wie sie z. B. im Konradsliede aufbehalten ist, knieete Karl neben seinem Vetter Roland hin, weinte, nahm ihn in seine Arme, küßte ihn, war ganz untröstlich. Diesen Affect vermissen wir ungern. Wie schön würde er zwischen der Leiche und zwischen der heiligen Strenge des alten Bischofs einen ächt menschlichen Uebergang vermittelt haben!

Heilige Familie, von Gerhard Sipmann.

Wahrscheinlich hat sich der Maler im Titel seines Werkes geirrt. Wir sehen ein junges Weib mit einem Paar nackter Buben — aber die Heiligkeit vermögen wir weder in der Mutter noch in einem der Knaben zu entdecken. Es sind fast ordinaire Gesichter und die Augen zumal sind ohne alle Spur von Geist. Ein Christuskind

muß aber gerade durch den Blick die Hohheit seiner Bestimmung verkünden. Die sorgfältig gemalte Kleidung der Mutter, das lebhafte Blau und Roth, kann für solchen innern Mangel nicht entschädigen.

Die Toilette der Venus, von Aug. v. Klöber.

Wenn ein Bild frappant genannt werden kann, so gewiß dieses. Eine solche Schaustellung des Fleisches muß heranziehen. Man glaube nicht, daß die geringste Sünde gegen die Decenz begangen sei. Auch die prüdeste Dame kann ohne Aergerniß sich nahen. Die Sache liegt in etwas ganz Anderem. Wir möchten wohl wissen, wie der Maler, der sich in seinem Bilde: Amor bei jungen Mädchen, so geschickt zeigt, der auch bei diesem Bilde so große Fertigkeit in Behandlung des Nackten verräth, uns belehrte. Denn wir trauen ihm Gründe für sein Verfahren zu. Einstweilen erlauben wir uns unsere Unwissenheit aufzudecken. Venus, die so eben ein Bad genommen, sitzt in der Mitte. Hinter ihrem Rücken wedelt eine Grazie mit einem Pfauenfeder-Fächer; eine knieet vor ihr, den rechten Fuß abzutrocknen; eine steht und hält ein Salbgefäß. Venus hat, behuf des Abtrocknens, den einen Fuß über den andern geschlagen. Und hier scheint uns der Fehler zu liegen. Venus, die Repräsentantin der Liebe, darf nicht colossal erscheinen. Vor einem solchen Weibe fürchtet man sich. Die Gestalt muß eine mittlere Statur haben, nichts Gigantisches was zur Besiegung nicht das Spiel der Liebkosung, sondern, wie es in den Nibelungen weiland dem König

Gunther bei der Brunhild ergeht, einen ernstlichen Kampf voraussetzt. Nun hat der Maler im Einzelnen freilich nach Weichheit, nach lockender Anmuth gestrebt; aber die anatomischen Proportionen stehen mit dieser Tendenz in Widerspruch. Der Schenkel ist wahrhaftig gewaltig. Diese Uebergröße im Contrast mit hingegebenem Liebreiz ist das Frappante. Von den Grazien scheint uns die knieende am meisten gelungen; die rückwärts stehende hat leider einen recht gemeinen Zug im Gesicht.

Der Hintersee bei Berchtesgaden, von Bamberger.

Ansehnliche Berge lagern sich rechts und links, landzungenartig in den Spiegel des stillen Gewässers einschneidend. Dieser Wechsel der einzelnen Bergpartieen mit den verschiedenen Wasserbreiten hat etwas ganz Eigenthümliches. Die Natur ist hier ganz schweigsam; nur einige Vögel flattern in der Luft; dennoch wird man durch diese Verschwisterung von Fels und Wasser festgebannt. Die Natur brütet in dieser Einsamkeit über sich selbst und das Wogengeflüster des Sees scheint den stummlauschenden Felsen ihre uralten Räthsel anvertrauen zu wollen.

Niederrheinisches Landmädchen, von Ad. Schmidt.

Die Kritik der Staatszeitung hat das Wesentliche dieses Bildes allerdings anerkannt. Wir glauben jedoch, daß sich unendlich mehr darüber sagen läßt. Mögen wir auf Naturwahrheit, auf Kunstidealität. auf Harmonie

der Composition, auf Tüchtigkeit der Technik sehen, wir finden nur zu bewundern. Die Kritik hat die Zeit hinter sich, in welcher sie von dem Bedeutungsvollen des Inhalts sich abhängig machte, in welcher Madonnen, Heilige, Fürsten und Heroen vor anderen Gegenständen ein aristokratisches Vorrecht hatten. Die Kunst sucht ihre Bedeutung im Malerischen und darin muß die Kritik sie ebenfalls suchen. Hier ist ein Mädchen dargestellt, welches sich ausruht. Sie hat eine Messingkanne vom Tragkissen des Kopfs abgesetzt. Die linke Hand hat sie verkehrt an die Hüfte gelehnt, so daß die innere Fläche erscheint. Der Blick ist ebenfalls links gewendet, etwas in der Ferne — oder Nähe — wer kann bei so scharfen Augen das wissen — beobachtend. Das Gesicht ist unübertrefflich. Es ist sehr ernst, aber das Gedankenvolle der Züge ist von solcher Naivetät durchdrungen, daß man den Lippen anfühlt, zu welch' heiterem Scherz sie selbst sich werden öffnen, zu welch' herzlichem Lachen sie sich werden entfalten können. Nase und Kinn sind so ächt jungfräulich, d. h. so anziehend und abstoßend zugleich; die Stirn ist so licht und doch so unergründlich, um den Mund spielt der Ausdruck einer so herben, aber durch die Heiterkeit gleichsam angeborner Frömmigkeit überwundenen Erfahrung, etwas so schmerzlich Süßes, daß wir gern die Geschichte des Mädchens aus ihrem Munde vernehmen möchten. Und welch' eine zarte Hand! Nichts Weichliches, allein im schönen Ebenmaaß die entzückendste Elasticität. Durch die Walter-Scottschen Ro-

mane sind wir jetzt mit det Staffage der Kleidungsstücke so vertraut geworden, daß wir es nicht mehr unter unserer Würde halten, nachdem ein so großer Dichter die Verantwortung auf sich genommen, uns mit der ausführlichen Beschreibung eines Kopfschleiers, eines blaßgelben Busentuchs, einer rothstreifigen weißen Schürze zu beschäftigen. Wir erinnern uns aber so eben, daß glücklicherweise das Bild zu Jedermanns Anschauung da ist, Jeder also auch in diesen Puncten den braven Künstler, der diese Madonna als schlichtes Landmädchen ohne alle Prätension erschuf, zu höchster Befriedigung kennen lernen kann.

Cimabue, der älteste Florentinische Maler, sieht den zeichnenden Hirtenknaben Giotto, von A. Köhler.

Göthe nennt diejenigen Compositionen glänzend, in welchen alle Farben auftreten, wo also weder die Macht des Lichts in Gelben und Rothen, noch das Sanfte des Blauen und Violetten vorherrscht. Das Köhlersche Bild ist höchst glänzend; alle Farbensterne prangen auf ihm. Der Vorgrund ein saftiger Rasen; rechts eine kräftige Hecke; dahinter schöne große Bäume. Links offener Himmel, im Hintergrunde das Arnothal mit den Kuppeln von Florenz. Ganz zur Linken eine Schaafheerde; daneben, knieend, fast ganz nackt, der am Boden zeichnende Giotto, rechts, das Gebüsch auseinanderbiegend, der freudig erstaunte Cimabue in dunkelm Gewande. Das Bild zieht sogleich an. Die Frische des Colorits, die

Sorglichkeit der Ausführung laden unwiderstehlich ein. Allein wie kommt es, daß man von diesem ersten lebhaften Interesse so rasch abläßt, daß man von dem farbenreichen, wohl durchdachten Bilde sobald auf die nebenhängenden überschweift? Sollte nicht in dem Gegenstande der Grund liegen? Er ist, möchten wir sagen, zu subtil. Als wir das Bild zuerst aus der Ferne erblickten und die nackte Figur uns entgegenschimmerte, glaubten wir, es sei Moses, dem der Herr im brennenden Busch erschien. Bei näherem Anblick verschwand natürlich diese Meinung sogleich. Nun hielten wir aber den Jüngling in irgend einem zauberischen Act begriffen und Cimabue, den bärtigen Alten, dichteten wir zu einem Mönch um. Da erblickten wir Florenz und damit waren alle unsere Vermuthungen abgeschnitten. Wir schlugen den allwissenden Katalog auf und fanden die Scene nun freilich verständlich. Ist aber, obschon die Malerei Alles malen kann, eine solche Situation doch nicht zu spirituell, um individuell gestaltet werden zu können? Wenn auch die Maler anfingen, das Malen zu malen, wie unsere Dichter jetzt immer davon singen, daß sie singen, so würde dies in's Nebulose führen. Das Malen tritt in Figuren, in Farben sinnlich heraus. Allein es ist doch seinem Ursprung nach rein geistiger Natur, Product der Phantasie. Wie nun kein Maler sich unterstehen wird, Newton zu malen, als er den Gedanken der allgemeinen Gravitation faßt, oder Friedrich den Zweiten, als er Schlesien zu erobern beschließt, solche intellectuelle Mo-

mente, so sollte die Kunst ihre Kraft auch nicht auf solche zu ätherische und deshalb die Anschauung zu wenig interessirenden Momente verschwenden, wie die der künstlerischen Composition ist.

Spaziergang aus Göthes Faust, von A. Eybel.

Wir können der Meinung nicht beistimmen, als wenn der Gegenstand an sich unmalerisch, ein ausschließendes Eigenthum der Poesie wäre. Wir sind an sonnigen Frühlingstagen so oft durch finstere Stadtthore hinausgegangen und haben die bunten Schaaren durch die Auen, Wäldchen, Landstraßen nach Wirthshäusern und Dörfern zu wallen sehen, daß wir vollkommen pittoreske Ansichten, eine Gallerie mehr oder weniger interessanter Genrebilder erhielten. Darstellbar halten wir ein solch' Ausströmen der städtischen Volksmasse in's Freie zu sonntäglicher Erlustigung. Aber es muß anders angefangen werden. Es ist uns unbegreiflich, wie man solche Mißgriffe thun kann, als Herr Eybel sich hat zu Schulden kommen lassen. Wenn die Städter vor's Thor spazieren, so werden sie doch nicht eine kurze Strecke davon schon wieder niederhocken, sich, wie die dicken Handwerksburschen, oder der Bürger mit seinem Weiblein, in's Gras lagern? Es wird auch nicht Alles Einen Weg gehen, sondern die Schaaren werden sich tausendfach zerstreuen; nur am Thor sind sie zusammen. Am unglücklichsten ist aber der große Hügel, gleich dem Thor gegenüber. Er erweckt eine gewisse Beklemmung. Eben entrinnt man der quetschenden Enge der Straßen, tritt, sehnsüchtig nach blauen

Himmel, nach grünen Feldern, nach strömenden Wassern, über den Zwinger der Stadtmauer und stößt sogleich wieder auf einen fatalen Hügel. In der Wirklichkeit haben wir so etwas auch noch nirgends gesehen; um die Thore herum ist überall zunächst planirt. Nun aber Faust und Wagner. Sie wollen doch auch spazieren gehen. Faust will am Ostertag mit der auferstandenen Menschheit sich freuen, ein Mensch mit andern Menschen sein. Drum mischt er sich unter's Volk, nimmt Theil an seinen Vergnügungen. Hier steht er aber auf des Hügels Mitte und Spitze wie auf einem Katheder. Eine solche vornehm spröde Absonderung ist dem Sinn des Dichters ganz zuwider. Auch das Gesicht Fausts ist zwar edel; wir vermissen aber etwas Munteres, eine gewisse Laune, die es für diese Situatiou durchaus haben muß. Faust sieht so nachdenklich trübe aus, wie ein reisender Engländer, der sich ein Stückchen Deutschen Volkslebens zur Notirung für seine Reiseskizzen betrachtet. Wagner vollends glaubt immer noch, Faust werde ihm ein Griechisch Trauerspiel vordeclamiren. Sollten wir dem Künstler einen Vorschlag machen, so würde er den Prospect am besten so gewählt haben, daß die Stadt etwas ferner gerückt wird, um die spazierenden Gruppen mehr von der Vogelperspective aus hin und her anschauen zu können. — Das Talent, was sich im Einzelnen zeigt, den Muth, eine so große Composition zu wagen, das Streben nach eigner Erfindung — in den Figuren des Leiermanns, der Huckpacktragenden Kinder u. s. f. — verkennen wir nicht.

Gudin in Paris:

Ein Wrack auf stürmischer See bei Sonnenuntergang.

Auf dem Titelblatt einer Ausgabe von Byron's Werken, ich glaube der Frankfurter, erblickt man das sturmgepeitschte Meer und auf ihm, obenher von drohenden Wolkenmassen überdeckt, ein stolzes Schiff, welches mit sehnsüchtiger Eile und, fast möchte man sagen, selbstbewußter Sicherheit, den Tumult der Wogen durchschneidet. Ein treffendes Bild von Byron's Leben und Dichten. Es war ihm nirgends wohler, als auf dem Ocean; er war sein verschwiegener Bundesgenosse, dessen colossale Herrlichkeit allein sein Inneres wiederspiegelte, dessen unendliche Weite und Bewegtheit sein zerrissenes Gemüth zur Ruhe sänftigten. — Ich möchte vorschlagen, das Gudin'sche Bild zur Titelvignette aller Producte der heutigen Französischen Romantik zu machen. Bekanntlich hat Göthe dieselbe mit seinem feinen Tact eine Literatur der Verzweiflung genannt. Man hat diesen Ausspruch seitdem so oft wiederholt, daß man sich fast schämen könnte, noch einmal daran zu erinnern. Aber das Wahre desselben zwingt dazu. Je mehr Frankreich in seiner Verfassung sich organisch und, trotz des Geräusches, was die Parteien von Zeit zu Zeit erregen, im Ganzen ruhig durchbildet, um so mehr scheint die noch vorhandene Verwirrung und Gährung in den Erzeugnissen seiner Kunst sich abzusetzen.

Indem sie aber damit eine entschiedene Gestalt erlangt, wird die Kunst der gute Dämon, der den bösen durch seinen himmlischen Zauber bannt. Die Verzweiflung über die Widersprüche des Lebens, über den Kampf der Lüge und Wahrheit, des Bösen und Guten, des Todes und Lebens, arbeitet sich durch ihre Darstellung zur Besinnung hindurch. Sie macht ihre eigenen Schmerzen zum Mittel ihrer Verklärung. — Von diesem Standpunct aus haben wir das Gudin'sche Bild aufzufassen. Noch brausen nach furchtbarem Gewittersturm die klaffenden Wogen; noch treiben die dunkeln Wolken am Firmament in zorniger Wuth: aber die Sonne dringt bereits wieder hervor. Doch nur die Abendsonne mit blutiger Röthe. Und was beleuchtet sie? Links ragen tückische Felsen aus dem Meeresgrunde; nach der Mitte zu erblickt man ein Schiff, gänzlich entmastet, zersplittert, kaum noch auf der Fläche schwebend, eine Beute der Gewässer. Und auf ihm die rettunglose Mannschaft; nur gierige Wellen umkochen sie; nur öde, spitzige Felsen starren sie an; einsam wird sie im Angesicht der sinkenden Sonne mit ihr im Fluthengrabe versinken. Ihr Strahl ist nur eine boshafte Ironie, um die Jammerscenen in recht grellem Licht erscheinen zu lassen. Die schwarze Nacht des Unwetters selbst würde das Elend des Todes mitleidig verhüllt haben. Die Sonne erweckt noch einmal das Andenken an das süße Leben auf dem fernen Lande, dem sie vielleicht bald zulächelt, während das Wrack spurlos vergeht und nur die verstümmelten Leichname, die abgebrochenen Masten, die

zerschellten Bretter u. s. w. verrathen sein einstiges Dasein. — Wir haben nur zu beschreiben gebraucht, um den großen Effect des Bildes zu schildern. Es würde sehr schwer sein, die vollendete Ausführung durch eine Beschreibung zur Vorstellung zu bringen. Diese naturgetreuen grünen Wellen, mit ihren bauchigen Höhlungen, hier in das Schwarze sich vertiefend, dort in das Weiße aufschäumend, hier in einem fahlen Gelb, dort im sammtnen Purpur erscheinend, dieses flatternde Gewölk, zerfahrend nach nach einer Seite, nach der andern noch krampfhaft zusammengeballt; diese mephistophelisch verneinenden Felsenklippen mit ihrem braungallichtem Colorit; endlich das grauenhafte Abendroth wirken aufs Herrlichste zusammen.

Spanische Architekturbilder von Wilhelm Gaïl.

Diese Bilder sind durch ihren Gegenstand auf den ersten Blick unwiderstehlich fesselnd; eine fremdartige Architektur umstrickt uns mit ihrem Zauber und erweckt zahllose geschichtliche Erinnerungen, welche diese Räume mit buntem Flügelschlag umflattern. Bei näherer Betrachtung muß man sich eingestehen, daß das Hauptinteresse ein mehr scientifisches bleibt und daß das ästhetische keine vollkommene Befriedigung findet. Die Treue des Einzelnen, die locale Bestimmtheit, das gediegene historische Colorit beschäftigen uns. Indem wir aber das Ganze überschauen, vermissen wir etwas. Dies Etwas ist die Beleuchtung. So gründlich offenbar die architektonischen Studien des Malers sind, so richtig seine Perspective gezeichnet ist, so mangelt es doch der Vertheilung von Licht

und Schatten und insbesondere der Luft an einer ätherischen Elasticiät. Dadurch wird aber auch der Architektur geschadet. Auf drei Bildern hat der Maler starke Schattenpartieen und innerhalb derselben eine Welt von architektonischen Verhältnissen und Verzierungen. Er wollte diese unstreitig bemerkbar machen. Der Schatten verhüllt sie zwar; allein unter dem südlichen Himmel, bei klarem Horizont, enthüllt sie, selbst im Dunkel, der überall schwebende Lichtglanz oder besser der zarte Duft des Lichtes. Die Schwierigkeit dieses Helldunkels ist gewiß für den Maler unendlich groß, nichts destoweniger darf der Wunsch nach einer dadurch bewirkten höheren Beseelung der schönen architektonischen Formen ausgesprochen werden. Die Masse würde dann eine gewisse Bewegtheit erhalten haben, welche ihr jetzt fehlt. Namentlich die Aussicht aus der Werandah (offenem Vorbau) der Lindaraja in die Sierren, so wie von dem Dogenpallast auf den Meeresspiegel und das mährchenhafte Venedig würden dann Vieles gewonnen haben. Die strenge Abgeschlossenheit der ernsten Architektur und das Weiche, Durchsichtige, Leichtschwebende der heiteren Luftperspective hätten sich durch gegenseitigen Contrast gehoben.

Abgesehen von diesem Mangel sind die Bilder von großem Interesse für die Kunst und namentlich als Studien für die Architektur sorgfältigst zu beachten. Wir erlauben uns zur Erläuterung nur einige Fingerzeige, um den Genuß durch schärfere Aufmerksamkeit zu erhöhen.

Wenn von der Arabischen Architektur die Rede ist,

so wird gewöhnlich als das unterscheidende Merkmal derselben von anderen Formationen die Hufeisenform der Bogen angegeben. Im Allgemeinen ist dies auch wahr. Allein die besondere Ausbildung dieses Principes hat in der Wirklichkeit die mannigfaltigsten Modificationen dieser Grundlage hervorgebracht; ja, die Araber haben in Spanien, in späterer Zeit, selbst den Spitzbogen angewendet. Der Löwenhof der Alhambra zeigt uns auf imponirende Weise, bis zu welcher Zierlichkeit die Araber gelangten. An den Säulengängen, welche den Hof umschließen, sehen wir die Säulenpaare durch die edelste Gestaltung der Hufeisenform ihrer Bogen verknüpft. Die schlanken Säulen aber, welche die zeltartige Halle in der Mitte tragen, sind durch Ausschnitte verknüpft, die in ausgezackten kleinen Kreisschnitten sich aufschwingen und durch ihre schlitzartige Manier beinahe das luftig Flatternde freischwebender Vorhänge erhalten. Die Arabische Baukunst hat ferner so wenig als die Deutsche oder sogenannte Gothische bestimmte Säulenordnungen; Capitál, Knauf und Fuß werden oft phantastisch behandelt. Allein man kann sich auf diesem Bilde eine Anschauung erwerben, wie Jonische Grazie und Korinthischer Reichthum auch hierin möglich wurden. In der That, die Schönheit dieses Baues, die Anmuth desselben ist entzückend. Man wird es weder Huber noch Irving verargen, wenn sie in ungemessenen Enthusiasmus darüber ausbrechen und das Bekenntniß ablegen, sich hier gleichsam in einem Traum befunden zu haben. Gaïl war selbst an Ort und Stelle. Es wäre

insofern anmaaßend, wenn wir uns über das matte Aussehen der Pflanzen wunderten, welche zwischen den einzelnen Abtheilungen des Gebäudes hervorsprossen. Vielleicht sollen sie an die Gluth der Sonne mahnen, obschon diese durch die hohe Lage Granada's sehr gemildert ist. Das Wasser der Springbrunnen trägt aber denselben Charakter wie die Luft. Es ist zu steif. Es fließt, es perlt nicht. Es scheint, namentlich an dem Löwenbecken, fast gefroren zu sein.

Bei dem Bilde, welches uns eine Orientalische Werandah darstellt, muß vor allen Dingen die Ausschmückung der Wände auffallen. Unzweifelhaft ist der Teppich die Grundlage derselben. Allein es würde wohl bei den Arabern nicht zu einer so künstlichen Ausbildung des farbigen Stucks, worin besonders grüne und rothe Farben wechseln, gekommen sein, wäre nicht ein besonderer Umstand hinzugetreten. Die Architektur ruft von selbst die Sculptur hervor; in der genaueren Ausbildung der Säule beginnt diese gewissermaaßen. Da nun aber der Islam alle Darstellung lebendiger Gestalten durch die Kunst verbietet, so konnten die Araber jenen Uebergang nicht in seiner inneren Consequenz verfolgen. Dadurch entstand nun einerseits eine desto größere Energie der Baukunst, weil die bildende Kunst eben nur bauen durfte; andererseits aber flüchtete sich der plastische Bildungstrieb in die Ornamente und schuf hier eine Unzahl von Combinationen, welche in der Alhambra namentlich im Gesandtensaal zu bewundern sind und deren Beschreibung unser Bild am besten

erläutern dürfte. „Die Gewölbdecke ist mit Cedernholz ausgetäfelt und wegen ihrer außerordentlichen Höhe sind die reiche Vergoldung sowie die Inschriften kaum wahrnehmbar. Die Wandverzierungen bestehen in einem bis zur Höhe von etwa vier Fuß ringsum laufenden Fliesenrande mit grünen und blauen, sternen- und blumengleichen Zierrathen. Darüber ist die ganze Wand mit Arabesken bedeckt, welche theils auf hellblauem theils rothem Grunde in Stuck gearbeitet sind. Das Muster dieser Verzierungen ist sehr klein, denn Arabesken im hergebrachten Europäischen Sinne sind es nicht, da sie durchaus keine großen irgend einen Sinn odr wirklichen Gegenstand, als z. B. Blumen, Blätter oder Thiere darstellende Gewinde bilden. Sie wiederholen sich mit Ausnahme breiter Säume über Fenstern und Thüren, wo andere Muster erscheinen, über die ganze Wand, der Wölbung der Bogen entsprechend, sind von unendlicher Mannigfaltigkeit und Anmuth, und wechseln mit der großen Menge von Inschriften ab, welche theils als Säume rings umher laufen, theils in symmetrischen Medaillen oddr Sternen stehen, und zwar so, daß sie selber einen Theil der Muster auszumachen scheinen und die Buchstaben allmälig aus den Verschlingungen der Muster entstehen. Die Decke besteht ganz aus eingelegter Arbeit von Perlmutter, Elfenbein und kostbaren Holzarten, namentlich Cedernholz, welche die allerzierlichsten Bilder, wie Sterne, Achtecke u. s. f. in schönem Ebenmaaße bilden." Die Löwen des Springbrunnens wird man unserer obigen Bemerkung nicht entgegen halten wol-

len, denn obschon sie bereits als Ausnahme gelten können so bedarf es doch nur geringer Aufmerksamkeit, daß es nicht volle Figuren sind, daß, gewiß um dem religiösen Gebot Genüge zu thun, selbst die Vorderfüße unausgeführt geblieben, pfahlartig sind.

Die Säulen der Alhambra im Löwenhofe, so wie die Löwen sind sämmtlich von weißem Marmor, der aber, wie Gaïls Bild wenigstens zeigt, allmälig vergelbt sein muß.

Die Aussicht vom Dogenpalast in Venedig von demselben Künstler ist ein herrliches Effectbild. Die trotzigen Säulen mit den großen Kreisausschnitten und Kleeblattformen darüber, welche die blaue Luft vom duftigen Weiß bis zur dunklen Tiefe einspannen, die höchst gelungene Verkürzung der rechten Säulenreihe, die Abstufung des Meers von dem fahlen Gelb=Grün, in welches das Spülicht der Stadt einschlemmt, bis zum reinen Stahlblau der freien See, endlich die Stadt mit ihren Hauptgebäuden in violettem Schmelz sich hinstreckend — dies Alles vereint sich zu einer eben so reichen, als wohlthuenden Anschauung.

Genrebilder von Most und Blankenburg.

Wir stellen diese Bilder zusammen, weil sie sich unter einander erläutern; nicht in Ansehung der technischen Virtuosität, in welcher Most Blankenburg offenbar übertrifft, sondern in Beziehung auf den Inhalt. Wir wissen recht gut, daß eine die Form ausschließende Betrachtung des Inhalts von Kunstwerken dem Begriff

der Kunst zuwider ist, denn die Kunst hat es wesentlich mit der schönen Gestaltung ihres Inhaltes zu thun. Allein die Form soll auch nicht die Berücksichtigung des Inhaltes ausschließen, vielmehr soll Inhalt und Form begriffen werden, wie sie sich gegenseitig bestimmen. Hieraus folgt aber auch, daß eine einseitige Betrachtung von Kunstwerken erlaubt sein müsse, wofern man nur das Bewußtsein über die Einseitigkeit hat und nicht gewaltsam dem einen Element vor dem andern eine Nothwendigkeit vindiciren will. Wir bitten daher um diese Erlaubniß, vorgenannte Bilder von Seiten ihres Inhaltes erläutern zu dürfen. Die Consequenzen für die Form werden sich von selbst daran anknüpfen lassen.

Man hat gesagt, daß die neuere Kunst vorzugsweise auf die Darstellung der Wahrheit ausgehe. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auch ihr die Schönheit der höchste Zweck sei. Aechte Schönheit schließt die Wahrheit immer in sich ein. Es soll nur angedeutet werden, daß unsere gegenwärtige Kunst nicht von künstlichen Idealnormen beherrscht wird; welche als Kanon des Schönen eine tyrannische, die freie Lebendigkeit der mannigfaltigen Erscheinung verstümmelnde und ertödtende Herrschaft üben. Die betende Römerin von Maes ist ein so großer Sieg dieser Wendung der Kunst, daß ein Zweifel dagegen gar nicht mehr möglich ist. Man könnte bei dem Ausdruck, daß es der Kunst jetzt um Wahrheit zu thun sei, auch an die Nachahmung des Natürlichen denken, wie sie von Zeit zu Zeit als Correctiv, als

Rectification eines ausgearteten Idealismus, einer typisch gewordenen, in die Carricatur ausschweifenden Manier, immer hervorgetreten ist, an Dennersche durch Pockengruben, Narben, Härchen, Schweiß u. s. w. berühmte Köpfe, an Holländische Copisten von Dorfschenken, Küchen, Laboratorien u. s. w. Allein die Wahrheit, wie sie jetzt erstrebt wird, läßt die Kunst nicht in eine solche Aeußerlichkeit fallen; sie copirt nicht blos, sie hält in der genauesten Nachbildung der erscheinenden Wirklichkeit ein höheres Moment, die Idee, fest. Und zwar dichtet sie dies Moment nicht willkürlich in ihre Compositionen hinein. Das wäre wieder ein falscher Idealismns. Sie weiß es in der Sache selbst ausfindig zu machen, denn die Wirklichkeit ist nicht von der Idee verlassen, sondern bringt sie, auch in den unscheinbarsten Gestalten, zu Tage.

Die Genremalerei wird mehr als andere Richtungen der Kunst Ursache haben, eine solche höhere Beseelung zu erstreben, da sie der Gefahr, in eine platte Natürlichkeit zu verfallen, leichter als andere Zweige der Malerei ausgesetzt ist.

Most: Pfingstmorgen.

Most scheint es meisterhaft zu verstehen, auch das Gewöhnlichste zu begeisten und uns dafür zu interessiren.

Sein Pfingstmorgen läßt uns in eine Bürgerstube blicken, wo auf solenne Weise aufgeräumt ist. Die Fensterscheiben sind krystallklar gewaschen; der saubere Boden mit weißem Sand und zerschnittenen Kalmusstückchen bestreut: jedes Stäubchen ist abgewischt; das Kinderspiel-

zeug steht an seinem Ort. Links steht eine Wiege mit einem schlafenden Kinde; neben dieser ist eine Komode, von der die Decke zurückgeschlagen ist, um eine kleine Mundtasse hinzustellen, auf daß sie nicht die Decke beschmutze. Vor der Wiege sitzt die Großmutter in ihrem einfachen aber wohlhäbigen Sonntagsputz; man glaubt das Schaukeln der Schwungwiege zu vernehmen, wie es durch die stille Stube hinknistert. Die Eltern des Kindchens sind wohl zur Kirche gegangen. Die alte Mutter ist daheim geblieben, den Enkel zu warten. Aber sie will den heiligen Morgen nicht andachtlos vorübergehen lassen. Zwar hat sie es sich behaglich gemacht. Auf dem großen schwarzen Ofen links steht eine ziemlich große Kaffeekanne; auf einem Tisch, dem Fenster zu, steht die Kaffeetasse; allein neben ihr ist die große Hauspostille aufgeschlagen. Sobald nur das Enkelchen wieder ganz fest schläft, wird sie auch mit ihrer erbaulichen Lectüre wieder fortfahren. Das helle Grün am Fenster bringt uns den Maiengruß des Frühlings in das Zimmer und draußen geht eine ehrsame Bürgerin vorüber, mit freundlicher Theilnahme in die liebliche Scene blickend. In der That, wer würde nicht von dem süßen Gefühl der Ordnung, des genüglichen Fleißes, der Zärtlichkeit beschlichen, welches hier überall athmet! Da ist auch, bis auf den Kalender an der Wand neben dem Fenster, nichts vergessen, was eine Bürgerfamilie bedarf. Ueberfluß ist gerade nicht da, aber eine solide Gemächlichkeit, die in Meubel, Hausrath, Kleidung sich ausspricht. Man muß das Antlitz des Al-

ten studiren, um zu sehen, wie ein unbeflecktes Gewissen, Arbeitsamkeit, Familiensinn, ein glückliches Gemisch von praktischem Ernst und Lebenslust, diese heitere Idylle geschaffen haben. So dürfen wir denn dies Bild wohl, dessen Ausführung an Treue und Frische des Colorits, an Sauberkeit der Zeichnnng unübertrefflich ist, als den gelungenen Ausdruck einer protestantischen Hausandacht bezeichnen! denn die Sorge für das Kind ist hier nur die andere Seite zur Erbauung der Postille.

Most: Zigeuner in einer Schenke.

Wir treten in eine Wirthsstube und zwar an der Ungarischen Grenze. Statt der Sonntagsruhe, worin man das Picken der Uhr, das Ruscheln des kleinen Vogels, das Summen der Fliege, das Wippen der Wiege vernimmt, erscheint hier eine tumultuarische Scene. An Wohlhäbigkeit fehlt es zwar hier auch nicht; die wohlgenährten Gesichter der Jäger und Bauern, die gute Kleidung derselben, der frohe Trunk geben davon Zeugniß. Aber dem sittlichen Menschen tritt hier der Landstreicher gegenüber. Doch ist es nicht der ganz schuftige Vagabonde, der heimathlos, bettelhaft, auf Schleichwegen, dem Auge der Polizei zu entrinnnen, mit lüsterner Schüchternheit und dem Hang zu gelegentlichem Diebstahl über die Schwelle tritt. Es sind Zigeuner, die, trotz ihrer Zerstreutheit und ihres fahrenden Lebens, einen gewissen Nationalstolz besitzen. Dazu kräftige Gestalten, rüstig, wagehalsig, die Alten wie die Jungen. Sie machen Musik und erwerben sich also ein Recht auf den Dank;

sie wollen keine hingeworfenen Allmosen. Wenigstens wird man ihnen aus Furcht vor bösen Ränken, die in den pfiffigen, verschmitzten Mienen lauern, einen Tribut zollen müssen, damit nicht der Hauptmann der Bande den rothen Hahn durch den Schornstein sende oder das Vieh durch den bösen Blick krank mache. Nur die alte Sibylle, die Lebenskundige Prophetin hinter dem kecken Knaben hat sich an die Wand geschmiegt und schlummert. Das weite Wandern fängt an, sie anzugreifen. Links am Tische sitzen und stehen die Zecher, die sich's im Wirthshaus wohl sein lassen. Das Zigeunermädchen hat ihnen das Volkslied vom Prinzen Eugenius, dem tapferen Ritter verkauft, der einst bei Belgrad eine „Brucken" schlug, mit viel hundert tausend Mann darüber zu „rucken". Alles schreit wie besessen und der eine ballt die Faust, wie von Erinnerung eigener mannhafter Kriegsthaten durchzuckt. Ein junger Bursch nimmt höflich die Mütze ab und kredenzt dem jungen Mädchen ein Glas Ungarwein. Von oben, über eine Galerie gelehnt, sieht sich die Magd das lustige Treiben an. Auch dies Bild ist durch und durch vortrefflich zu nennen; namentlich ist die Gruppirung ganz eigenthümlich und durch den Ceremonienmeister der Zechenden ein schöner Uebergang zwischen den beiden Hauptgruppen hervorgebracht. Säßen die Jäger und Bauern ohne eigene Theilnahme an dem Gesang, ließen sie sich nur etwas vorsingen, so würde dadurch in die Schenke etwas Steifes kommen; die Zechenden würden etwas Aristokratisches erhalten, das sich mit dem demokrati-

schen Fußboden nicht wohl vertrüge. Mit dem Leierkasten auf dem Blankenburgischen Bilde ist's eine ganz andere Sache, denn einen solchen Kasten kann jeder drehen; es ist eine mechanische Musik und nur ein stumpfer Mensch gibt sich dazu her. Da kann man also ruhig sitzen bleiben und zuhören; wo aber Harfe oder Klarinette, Dudelsack u. s. f. ertönen, ist auch sogleich ein Verhältniß zum Menschen gegeben. Ferner sind diese Leierkastenführer und respectiven Sängerinnen nur ein Auskehricht des gemeinen Haufens, mit welchem zusammen zu singen eine förmliche Degradation wäre, zu welcher sich selbst der Eckensteher noch zu gut hält. Die Zigeuner dagegen haben durch ihre Nationalität, wenn sie auch, wie die der Juden, eine zersplitterte ist, noch eine gewisse sittliche Eigenthümlichkeit, die man respectiren kann und muß. Daß sich aber der junge Mann mit der Zigeunerin einläßt und ihr, auf seine Weise, eine Artigkeit bezeugt, ist nur dadurch möglich, daß die Zigeuner, wie auch ihre in's Phantastische streifende Tracht zeigt, nicht gemeine Lumpen, sondern poetische Wesen sind. Ein junger Mann, wie der unsrige hier im blauen Rock, würde sich sonst wohl hüten, sich wegzuwerfen. Dieser Zug bringt in das Ganze noch einen besonderen Reiz; man kann denken, der junge Mann will galant sein; aber man kann auch denken, und die begeisterten Gesichter der Uebrigen, ihre brüllenden Kehlen sprechen dafür, daß man der Macht des Gesangs die Ehre gibt. Die Poesie und Musik empfangen hier die Huldigung.

Blankenburg: Innerer Hof eines Gasthauses in Berlin.

Gehen wir von hier zu dem Blankenburgischen Bilde über, so treten wir in's Freie, auf den Hof eines Gasthauses und zwar in Berlin. Wenn nun in dem Pfingstmorgen die schönste bürgerliche Sittlichkeit uns entgegenstrahlte, wenn in der Ungarischen Schenke frohe tüchtige Menschen mit poetischen Vagabonden durch die Kunst in eine augenblickliche Berührung geriethen, so erblicken wir hier neben wirklicher volksthümlicher Sittlichkeit das Pöbelhafte. Schon das Durcheinander des ganzen Hofes hat etwas Wüstes. Der Wirth, der hinterwärts, die lange Pfeife im Munde, die Nachtmütze auf dem Kopf, sichtbar wird, zeigt in seinem massiven Gesicht und seinem dicken Bauch, daß er seinen Gästen im Verzehr der Gottesgaben mit gutem Beispiel voranzugehen wisse. Doch die Hauptscene ist folgende. Rechtshin steht ein Leierkastenkerl, wie man sie in Berlin so häufig sieht. Er ist, obschon er früher sich die Medaille verdiente, die noch im Knopfloch hängt, nun gänzlich versoffen. Wenn man durch Contraste einen Eindruck fühlbar machen kann, so möchte hier eine Erinnerung an das edle Gesicht eines blinden Homer an der Stelle sein, wie der göttliche Dichter in seiner Begeisterung den Worten der inspirirenden Muse lauscht. Dieser Kerl singt mechanisch aus dem Gedächtniß, singt, sagte ich: das ist falsch, er plärrt nur. Von Begeisterung ist auch nicht die entfernteste Möglichkeit in ihm; er ist gegen Alles gleichgültig;

sein Leiern sogar ist ihm verhaßt und nur der Schnapsflasche weiht er einen schnöden Cultus. Die Nase redet davon und Shakespeare's Bardolph könnte uns über ihre Geschichte eine Vorlesung halten. Neben ihm steht eine Dirne, die ihn an Verworfenheit übertrifft. So wahr der Maler sein mag — die Figuren sind sämmtlich Portraits — dies Geschöpf ist nicht blos häßlich, es wird widerlich. Ich will nicht sagen, daß der Maler das Widerliche nicht malen solle; das wäre eine seltsame Beschränkung, etwa wie wenn man der Theologie den Zweifel, der Philosophie die Zergliederung des Bösen u. s. w. verbieten wollte. Aber es kommt darauf an, wie es gemalt wird. Und hier scheint mir die Wahrheit an die obengerügte Dennersche Natürlichkeit zu grenzen, die uns allerdings frappirt, aber auch zurückstößt. Nichtsdestoweniger müssen wir sie interpretiren. Dieser kurzen Figur sieht man es deutlich an, daß sie in ihrer verwahrlosten Jugend die englische Gliederkrankheit gehabt hat; eben so sieht man ihr an, daß das Karpfenmaul sich ihr nur zu unanständigen Reden und zum Schimpfen öffnen mag. Ferner blickt aus dem braunen Auge jene Straßenkokette rie, welche nicht einmnl um der Eitelkeit, hauptsächlich nur um des Gewinnes willen aufmerksam ist. Kann irgend eine Creatur Pitts bekannten Ausspruch bestätigen, daß jeder Mensch seinen Preis habe, so gewiß dieses scheuselige, nur zu wahre Phantom, worin nur die elendeste Gemeinheit, Trunksucht mit Wollust gepaart, herrschen kann. Diesen Künstlern gegenüber hat sich eine Gruppe

auf eine Bank niedergelassen, dem Gesange zuzuhören. Der Fuhrmann nach vorn zu ist ziemlich indifferent; ja es ist in ihm ein leiser Zug von Mißvergnügen, wenn nicht von Mißbilligung. Wir müssen ihn für den Repräsentanten der Sittlichkeit erklären. Allein der neben ihm sitzende Kerl ist im vollsten Affect liederlichen Wohlseins. Der Fuhrmann denkt sich wohl schon wieder auf die freie Landstraße hinaus. Jener Kerl dagegen fühlt sich selig. Ich gestehe, daß ich diese Figur für eine große Leistung halte. Nachlässig ausgestreckt, die Hosenträger über seine bunte Jacke geschnallt, die leichte Mütze schief gezogen, in der Linken den Zinnkrug haltend, verkündet schon die ganze Stellung den allvergessenden Abandon eines Berliner Eckenstehers. Nun aber das Gesicht, ein Mosaik von Trunkgerötheten Fleischwulsten; die Backen mögen früher Taback gekauet haben; die Lippen pflegen insgemein einen kurzen Stummel zu rauchen; die fettbewachsenen Augenlieder beweisen, daß der Mann seinen Verdienst hat; die trauliche Nähe neben dem Fuhrmann und der kurzstämmige Hals lassen vermuthen, daß er beim Auf- und Abladen der Frachtwagen sich seine „Iroschen" verdienen mag. An Verstand, an „Raffinade," wie die Berliner zu sagen pflegen, fehlt es ihm nicht. Was er aber verdient, wird durchgebracht. Wozu verdient man es sonst? Dieser plastische Pöbelmensch hat auch jetzt wieder den „sanften Heinrich" sich schmecken lassen. Da kommt ihm der Leierkasten ganz à propos als Darstellung seiner Empfindungen. Ebenso ist ihm die Sängerdirne

höchst willkommen, mit ihr zu kokettiren. Die Afterseligkeit der Gemeinheit ist hier vollendet, Aristophanes könnte den Schlußchor seiner Weiberherrschaft ertönen lassen:

Auf denn, dort schlampampt man schon!
Hebt hoch den Fuß! Jo! juchhei!
Schmaus halten wir! Juchhei, juchhei!

Doch ist zu fürchten, daß dieser Zuruf nur unsicher taumelnde Beine zum Fall bringen würde. Sehr wohlthuend ist daher, daß wir von einer kleinen Treppe eine Alte kommen sehen, die ein nur mit einem Linnenhemd bekleidetes Kindchen führt, das in seiner Unschuld tanzend den Fuß hebt und uns aus der Brutalität rohen Jubels zur Hoffnung edlerer Menschheit hinaufzieht. Man verzeihe diese weitläufige Analyse; sie war aber nothwendig, um aus der schönsten harmonischen Sittlichkeit, durch den Auflug der Unsittlichkeit, zu dieser selbst herunterzusteigen und in der letzteren das Komödische der kannibalischen Seligkeit zu würdigen.

M. Worobieff in Petersburg:
Die heilige Krippe zu Bethlehem.

Unter dem Chor der Klosterkirche von Bethlehem befindet sich eine Grotte, welche ein Marmorbecken enthält, worin Christus als neugeborenes Kind gelegen haben soll. Wir mögen mit noch so vielem Recht an der factischen Wahrheit solcher Traditionen zweifeln, so wird die Macht derselben nichts desto weniger uns bestimmen. Die Reliquien des Glaubens werden nicht sowohl gefunden, als von ihm erschaffen. Die Andacht will sich äußerlich eine Gestalt, eine sinnliche Gewißheit vom Dasein dessen geben,

woran sie glaubt. Mögen daher gelehrte Theologen durch wissenschaftliche Exegese sogar bewiesen haben, daß Christus nicht zu Bethlehem geboren sein könne, die Poesie des Glaubens wird sich ihr Recht nicht nehmen lassen, hier an dieser Krippe anzubeten. Man braucht weder Katholik zu sein, noch als Protestant durch Hinneigung zum Mittelalter eine besondere Empfänglichkeit für solche Momente des kirchlichen Glaubens in sich zu nähren, man wird dennoch von dem heiligen Schauer ergriffen werden, der das Alterthümliche umschwebt, worin die Geschichte der Religion sich einen bestimmten Ausdruck gegeben hat.

Worobieff's Bild stellt uns dir sogenannte Krippe in ihrem jetzigen Zustande dar, wie sie sarkophagartig aufgestellt worden. Der Kreis der Apostel und ein Bild der Geburt Christi erheben sich darüber. An den Seitenwänden sieht man links das Brustbild Maria's, rechts das des Heilandes. In der Mitte hängen von der Decke schwere Ampeln herab. Am Fußboden stehen Leuchter mit brennenden Kerzen. Ein alter bärtiger Priester rechts in dunklem Gewande macht sich damit zu schaffen. Ein anderer liest knieend Gebete. Links steht und knieet eine Gruppe Armenier; so vermuthen wir nach der Tracht und weil Bethlehem von Armenischen Christen bewohnt wird. Eine Mutter scheint einem Kinde zu sagen, an welch' heiligem Ort es sich befinde.

Diese Gruppe dünkt uns sehr glücklich angebracht. Sie ist vielleicht Copie. Wie dem aber auch sei, man wird durch die kräftigen, einfachen Männergestalten un=

willkürlich an die Hirten erinnert, welche zuerst an der Krippe des Erlösers anbeteten, während der alte Priester rechts, der die Erleuchtung besorgt, an Joseph erinnern könnte. Da es bei solchen Bildern darauf ankommt, die Illusion so viel möglich hervorzuzaubern, so rechtfertigt sich dadurch die Staffage vollkommen. Man stelle sich diese Gruft als leer oder als nur von einem Paar Priestern erfüllt vor und man würde sogleich von dem Gedanken einer Geburtsstätte, zumal des Weltheilandes, um viele Meilen entfernt werden. Wo Gott unter den Menschen als Mensch erscheint, da müssen auch Menschen sein, die sich ihm zuwenden, wie er sich ihnen zuwendet. Leben ruft Leben hervor und nur der Todte mag einsam sein. Ein feiner Zug des Malers ist darum auch die Mutter mit dem Kinde. Und zwar ist das Kind nicht ein Säugling dem Säuglinge gegenüber, sondern ein Knabe, der die Bedeutung des Ortes schon ahnungsvoll in sich aufnehmen kann. Wie Maria den Erlöser gebar, so läßt die Mutter diese Geburt in der Seele des Knaben durch ihre Worte lebendig werden.

Wir müssen noch eine Bemerkung über die architektonische Structur der Gruft machen. Das Christenthum entwickelte in sich auch eine eigenthümliche Baukunst. Hier aber, wo wir uns an seinem noch unscheinbaren Anfang befinden, wo die Erinnerung an Christus als an ein thatloses Kind vorhanden ist, das erst späterhin die Welt erschüttern wird, treffen wir eine gewissermaßen neutrale Baukunst, die eigentlich weder antik noch modern ist

schlichte Wände, einfache Gewölbe, starke Säulen, welche mehr die Nothwendigkeit zu tragen, als einen Zweck der Schönheit aussprechen. Und doch verfehlt das Ganze nicht einen harmonischen Eindruck. — Man mag sagen, daß wir mit solchen Betrachtungen einlegen, nicht auslegen; wer kann sich aber erwehren, die Weltgeschichte auch als Weltgedicht aufzufassen.

Adolph Henning in Berlin:

Ordensgeistlicher mit seinem Chorknaben zur Messe gehend. Den Hintergrund bildet ein Theil der Markuskirche zu Venedig.

Ein Armenischer Geistlicher, welcher das Weihwasser nimmt. Man sieht den Hochaltar der Mosaikkapelle des Grafen Roger zu Palermo.

Die sogenannte heilige Malerei hat in unserer Zeit mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Frühere Jahrhunderte hatten sich das himmlische und höllische Jenseits mit dem die Qual der Hölle wie die Seligkeit des Himmels in sich zusammenschließenden Fegefeuer so individualisirt, daß sie im Reich dieser Vorstellungen fast eine größere Deutlichkeit besaßen, als in dem Diesseits. Dies machte aber allmälig seine Rechte geltend. Die Schleier, welche die irdische Wirklichkeit verhüllten, lüfteten sich allmälig. Die eigene Geschichte und die Natur fingen an, sich der Beobachtung zu offenbaren. Die einfachen Gruppirungen, die heilsbegierigen sinnenden Züge, die ewige Wiederkehr des nämlichen Inhalts, den die Le=

gende überlieferte, verschwand gegen die bewegte Fülle der historischen Malerei. Zwischen diese und die mittelartige Typik trat die mythologische als das vermittelnde Element ein. Die christlichen Maler stellten dem Schmerz, der Buße, der Seligkeit der Märtyrer, Sünder und Erlösten, die Behaglichkeit, den Trotz, die naive Heiterkeit der antiken Mythen gegenüber. Die historische Malerei verlor sich endlich in die Genremalerei, in die Auflösung des Details. Die byzantinische Malerei, welche der ganzen modernen Kunst äußerlich zu Grunde liegt, hatte ihren schmächtigen, oft schwindsüchtig blassen Gestalten das Gold zum Hindergrund gegeben. In Italien trat gemach aus der Andeutung architektonischer Beiwerke das Landschaftliche hervor. Und als nun die Weltentdeckenden Reisen das sechszehnte Jahrhundert bewegten, wurde es immer freier, bis zur Selbstständigkeit. Aber durch die Staffage konnte auch die Landschaft sich wieder der Genremalerei anschließen. Gegenwärtig sind nun alle diese Formen in der unendlichsten Vielseitigkeit Inhalt der Malerei. Die heilige Malerei ist auch nicht verschwunden, denn sie ist ein nothwendiges und deshalb constantes Moment des Ganzen. Allein die Religiosität ist eine andere geworden und es kommt somit darauf an, die *neue* Gestaltung derselben zu erkennen.

Man könnte dies neue Princip, das des Protestantismus, so ausdrücken: das Göttliche soll dem Menschlichen nicht mehr fremd gebenüberstehen, sondern es soll sich im *Menschlichen* als dessen Wahrheit offenbaren.

Im Mittelalter existirte eine unendliche Abstufung; jede Stufe war ein in sich abgeschlossener Kreis: die Trinität sammt der apotheosirten Maria; die Hierarchie der Engel, die Schaar der Heiligen, welche als Confessoren, Märtyrer, Väter der Kirche, sich die Glorie der Verklärung erworben hatten; der Klerus mit seiner weitläufigen Rangordnung; endlich die Laien. Gegenwärtig ist diese Breite der Vermittelung sehr zusammengeschwunden. Der Protestantismus hat den Klerus, die Heiligen, die Engel, die Fürbitterin Maria, durch das Zurückgehen auf Christus selbst aufgehoben. Christus aber ist das Göttliche als das absolut Menschgewordene, die Offenbarung, daß das Göttliche selbst das Wesen des Menschlichen ausmacht.

Hieraus folgern wir: erstens, daß die neuere Malerei die evangelische Geschichte Christi und der Apostel sich unausgesetzt zum Gegenstand machen und darin dieselbe Vollendung, als frühere Zeiten, erreichen kann, daß ihr aber nothwendig Alles, was sich auf die besonderen religiösen Vorstellungen des Mittelalters bezieht, in gleichem Grade nicht gelingen kann, weil sie hier von der Poesie unserer Zeit verlassen ist. Wir haben schon gesehen, daß Steinbrück's Maria z. B. uns deshalb so bezauberte, weil sie nicht als die Königin der Himmel in imponirender Glorie sich von uns entfernte, sondern in bürgerlicher Bescheidenheit als die jungfräuliche Mutter sich uns näherte.

Zweitens folgern wir: daß die Malerei die Religion jetzt vorzugsweise als Zustand darzustellen haben wird.

Im Katholicismus existirt noch ein Mechanismus der Frömmigkeit, welcher diese selbst zweideutig machen kann. Aber im Protestantismus kommt es wesentlich auf die Innigkeit des Gemüthes, auf die subjective Vertiefung der Einzelnen in die Andacht an, eben weil alle äußerliche Vermittelung durch Andere, durch Reliquien, durch formelles Gebetsprechen u. dgl. fortfällt. Der Einzelne muß selbst und unmittelbar mit Gott in Verkehr treten. Wir erinnern uns z. B. an Maes betende Römerin, an Ratti's Novize, an Blanc's Kirchengängerin u. s. f. Ueberall finden wir hier die Frömmigkeit als Zustand d. h. als innere Handlung, während ein heiliger Georg, eine heilige Margarethe einen Drachen bezwingen, der heilige Stephan von Pfeilen durchbohrt, Laurentius auf einem Rost gebraten wird, Bonifacius die Götzeneiche umhaut, Mönche sich geißeln u. s. f., genug mehr oder weniger auch eine Richtung nach Außen hin statt findet. Worin anders liegt das Ergreifende des Beckerschen Bildes, als darin, daß wir die Andacht in allen Nüancen so naturgetreu geschildert finden? Daß es Katholiken sind, daß sie, wie auch die Römerin von Maes, wahrscheinlich zur Maria bitten, ist gleichgültig. Das Princip wird dadurch nicht angefochten, denn die Hauptsache ist die individuelle Hingebung des Menschen an Gott, daher wir auch auf diesen Bildern den Heiligen oder die Heilige, zu welchen die Menschen sich richten, gar nicht besonders erblicken. Obschon also in der Form Katholisirendes vorhanden ist, so ist doch der Geist dieser Ge-

schlichte Wände, einfache Gewölbe, starke Säulen, welche mehr die Nothwendigkeit zu tragen, als einen Zweck der Schönheit aussprechen. Und doch verfehlt das Ganze nicht einen harmonischen Eindruck. — Man mag sagen, daß wir mit solchen Betrachtungen einlegen, nicht auslegen; wer kann sich aber erwehren, die Weltgeschichte auch als Weltgedicht aufzufassen.

Adolph Henning in Berlin:

Ordensgeistlicher mit seinem Chorknaben zur Messe gehend. Den Hintergrund bildet ein Theil der Markuskirche zu Venedig.

Ein Armenischer Geistlicher, welcher das Weihwasser nimmt. Man sieht den Hochaltar der Mosaikkapelle des Grafen Roger zu Palermo.

Die sogenannte heilige Malerei hat in unserer Zeit mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Frühere Jahrhunderte hatten sich das himmlische und höllische Jenseits mit dem die Qual der Hölle wie die Seligkeit des Himmels in sich zusammenschließenden Fegefeuer so individualisirt, daß sie im Reich dieser Vorstellungen fast eine größere Deutlichkeit besaßen, als in dem Diesseits. Dies machte aber allmälig seine Rechte geltend. Die Schleier, welche die irdische Wirklichkeit verhüllten, lüfteten sich allmälig. Die eigene Geschichte und die Natur fingen an, sich der Beobachtung zu offenbaren. Die einfachen Gruppirungen, die heilsbegierigen sinnenden Züge, die ewige Wiederkehr des nämlichen Inhalts, den die Le=

gende überlieferte, verschwand gegen die bewegte Fülle der historischen Malerei. Zwischen diese und die mittelartige Typik trat die mythologische als das vermittelnde Element ein. Die christlichen Maler stellten dem Schmerz, der Buße, der Seligkeit der Märtyrer, Sünder und Erlösten, die Behaglichkeit, den Trotz, die naive Heiterkeit der antiken Mythen gegenüber. Die historische Malerei verlor sich endlich in die Genremalerei, in die Auflösung des Details. Die byzantinische Malerei, welche der ganzen modernen Kunst äußerlich zu Grunde liegt, hatte ihren schmächtigen, oft schwindsüchtig blassen Gestalten das Gold zum Hindergrund gegeben. In Italien trat gemach aus der Andeutung architektonischer Beiwerke das Landschaftliche hervor. Und als nun die Weltentdeckenden Reisen das sechszehnte Jahrhundert bewegten, wurde es immer freier, bis zur Selbstständigkeit. Aber durch die Staffage konnte auch die Landschaft sich wieder der Genremalerei anschließen. Gegenwärtig sind nun alle diese Formen in der unendlichsten Vielseitigkeit Inhalt der Malerei. Die heilige Malerei ist auch nicht verschwunden, denn sie ist ein nothwendiges und deshalb constantes Moment des Ganzen. Allein die Religiosität ist eine andere geworden und es kommt somit darauf an, die neue Gestaltung derselben zu erkennen.

Man könnte dies neue Princip, das des Protestantismus, so ausdrücken: das Göttliche soll dem Menschlichen nicht mehr fremd gebenüberstehen, sondern es soll sich im Menschlichen als dessen Wahrheit offenbaren.

Im Mittelalter existirte eine unendliche Abstufung; jede Stufe war ein in sich abgeschlossener Kreis: die Trinität sammt der apotheosirten Maria; die Hierarchie der Engel, die Schaar der Heiligen, welche als Confessoren, Märtyrer, Väter der Kirche, sich die Glorie der Verklärung erworben hatten; der Klerus mit seiner weitläufigen Rangordnung; endlich die Laien. Gegenwärtig ist diese Breite der Vermittelung sehr zusammengeschwunden. Der Protestantismus hat den Klerus, die Heiligen, die Engel, die Fürbitterin Maria, durch das Zurückgehen auf Christus selbst aufgehoben. Christus aber ist das Göttliche als das absolut Menschgewordene, die Offenbarung, daß das Göttliche selbst das Wesen des Menschlichen ausmacht.

Hieraus folgern wir: erstens, daß die neuere Malerei die evangelische Geschichte Christi und der Apostel sich unausgesetzt zum Gegenstand machen und darin dieselbe Vollendung, als frühere Zeiten, erreichen kann, daß ihr aber nothwendig Alles, was sich auf die besonderen religiösen Vorstellungen des Mittelalters bezieht, in gleichem Grade nicht gelingen kann, weil sie hier von der Poesie unserer Zeit verlassen ist. Wir haben schon gesehen, daß Steinbrück's Maria z. B. uns deshalb so bezauberte, weil sie nicht als die Königin der Himmel in imponirender Glorie sich von uns entfernte, sondern in bürgerlicher Bescheidenheit als die jungfräuliche Mutter sich uns näherte.

Zweitens folgern wir: daß die Malerei die Religion jetzt vorzugsweise als Zustand darzustellen haben wird.

Seelenkräfte sie hervorruft, das sich gleich Bleibende, die Einheit des Mannigfaltigen, die Idee des Daseins zu erkennen. Sie malen daher wohl richtig. Sie zeichnen eine krumme Nase als krumme, eine kurze Stirn als kurze u. s. w. Allein die Wahrheit fehlt ihnen:

sie haben die Theile in ihrer Hand,
fehlt leider nur das geistige Band!

Soll das Portrait wirklichen Kunstwerth erlangen, so muß es die Physiognomie so auffassen, daß es die geistige Bedeutung des Individuums, das Specifische seines Charakters, das Eigenthümliche seiner Bildung, die Idealität der Gestalt festhält. Eine platte Natürlichkeit interessirt nur als Curiosität, nicht als Kunstwerk.

Diese allgemeine Betrachtung wollte ich der besondern über das Vogel'sche Bild vorausschicken. Es ist nämlich Manches der Außenwerke an demselben incorrect und entbehrt einer handgreiflichen Unmittelbarkeit. Die Lehnen des Stuhls sind lebhaft getadelt worden, weil sie keine parallele Linien, sondern Curven bildeten, die, verlängert, den Sitzenden einschließen würden. Die Schenkel sind als nach dem todten Modell gearbeitet befunden worden; man wisse ferner nicht, was für Zeug das weiße Kleid sei, ob Wolle, ob Baumwolle, Seide? Denn es sehe viel mehr wie Marmor aus. Das Crucifix auf dem Tisch sei auch ein solches Problem u. s. w.

Ich will einmal zugeben, daß aller Tadel dieser Art gegründet wäre, so würde dadurch die Sache, auf welche es bei diesem Bilde ankommt, noch gar nicht berührt,

mälde protestantisch oder, da dieser Ausdruck für Manche den Nebensinn einer kirchlichen Beschränkung zu stark könnte hervortreten lassen, so wollen wir lieber sagen, es ist der allgemein menschliche oder christliche, denn das wahrhaft Christliche ist zugleich das ächt Menschliche. Schon daß die ganze Familie auf dem Beckerschen Bilde versammelt ist, gehört hierher; namentlich aber, daß der Gatte und Vater für die dem Erblinden nahe Frau und Mutter nicht einen Geistlichen die Bitte darbringen läßt, sondern sie selbst ausspricht.

A. Henning hat sich der heiligen Malerei mit Vorliebe und mit Erfolg zugewendet. Er ist der Erfinder des schönen Bildes, wie Christus von seiner Mutter Abschied nimmt; auch die Maria und die Trinität, die er als Titelblatt eines Gesangbuches entworfen, sind als bedeutungsvolle Studien wohl zu beachten. Hier sehen wir zwei Geistliche, deren Eindruck gewaltig ist und den zu erklären wir so weitläufig gewesen sind. Wenn ein protestantischer Geistlicher gemalt wird, so kann daraus nichts Anderes entstehen, als ein Portrait, welches nur durch die historische Größe des Individuums Bedeutung erhält. Aber in der Griechischen und Römischen Kirche ist der Geistliche von dem eigenthümlichen Wesen derselben so imprägnirt, daß sie in ihm miterscheint. Zieht dem protestantischen Geistlichen den Chorrock aus, nehmt ihm das Barett und die Samaria, so wird es geübterer Menschenkenntniß bedürfen, im Frack den Geistlichen nicht mit einem Professor oder Regierungsrath zu verwechseln.

Das ist nicht etwa ein Mangel, sondern ein Vorzug. Dem Kleriker aber, der den Cultus in der Griechischen und Römischen Kirche verrichtet, schneidet sich der besondere Mechanismus, die Individualität seiner — gegen die Freiheit des protestantischen Geistlichen — so beschränkten Stellung viel tiefer ein; das allgemein Menschliche hat sich bei ihm in die klerikalische Form zurückgezogen. Dies Markirte der geistlichen Physiognomie, dies Esoterische der salbungreichen Haltung scheint uns an diesen markigen Männergestalten, welche Henning gemalt hat, unübertrefflich. Zugleich aber hat er sie uns nahe zu bringen gewußt, denn beide sind in einem Zustand frommer Erregung dargestellt. Der Armenier tritt, indem er die wunderschöne, kraftvolle nnd doch weiche Hand in das Marmorbecken taucht, aus der Weltlichkeit mit Bewußtsein in die Sphäre, wo nur das Verhältniß des Menschen zu Gott Geltung hat; der Venetianer trägt unter dem glänzend gestickten Tuch den Kelch und die Augen hüten sorglich die Hände, damit nichts vom Wein, der in den nächsten Momenten nicht mehr Wein sein wird, als vom Blut des Herrn vergossen werde. Dieser Ausdruck des weißbärtigen Greisenantlitzes, dies niedergedrückte Auge ist eben so schön, als der ehrliche, gerade aus gerichtete Blick des braunbärtigen Armeniers. Beide sind Ideale priesterlicher Würde. Eine geistliche Reinheit durchstrahlt sie.

Was aber soll man von der Kunst sagen, welche der Maler in Zeichnung, Stellung, Farbengebung, Beiwerk, bewiesen hat? Was von dem Helldunkel auf dem Bilde

des Armeniers, was von dem Reichthum des Colorits auf dem des Venetianers, dessen bunte, mit Blumenarabesken übergossene Stola u. s. f. zu den halb orientalischen, halb occidentalischen Formen der San-Marco-Kirche so herrlich harmonirt? Möge Henning in dieser großartigen Manier sich immer mehr befestigen!

Vogel von Vogelstein: Bildniß des Papstes Pius VII.

So gewöhnlich die Portraitmalerei in solchen Zeiten ist, wo die Kunst dem Luxus und der Eitelkeit dient, so leicht es damit in eben solchen Zeiten genommen zu werpflegt, so schwierig ist sie doch. Die Kunst geht immer auf das Ideale aus. Das heißt nicht, sie verläßt den Boden der Wirklichkeit, um in nebelhaften Gebilden auszuschweifen, um abstracte Ideale zu schaffen, welche die Wirklichkeit vielleicht auf den Kopf stellen und sich um so mehr zu sein dünken, je mehr ihnen dieser Widerspruch gelingt. Aber die Kunst soll das Wesen der Erscheinung offenbar machen. Im Portrait kann nun die Malerei nicht von der Idee ausgehen. Ihr ist vielmehr die bestimmteste Wirklichkeit gegeben und sie soll dieselbe auf das Genaueste und Täuschendste nachahmen. Es gibt auch ganze Heerden von Portraitmalern, namentlich in besuchten Badeörten, die sich auf das „Treffen" im Copiren mit handwerksmäßiger Sicherheit verstehen und doch nie ein gutes Portrait zu Stande bringen. Denn sie geben sich nicht die Mühe, in den wechselnden Zügen des Gesichts, in den Schattirungen desselben, wie das Spiel der

ßen hin sich zu entfalten, die Rohheit der Gewalt es verhindert. Der machtvollste Wille, der vielleicht dem eines Gregor VII. eines Innocenz IV. nicht nachsteht, ist hier vorhanden: aber er muß sich durch tausend kleine Verbarricadirungen mühsam den Weg bahnen.

Dürfte es nicht bei aller Zufälligkeit bezeichnend sein, daß der Maler den Papst in seiner stillen Häuslichkeit, mit einem Gebetbuch im Dienst der heiligen Mutter Gottes, als Menschen, nicht im Geräusch einer Procession, nicht bei der Feierlichkeit einer Gesandschaftsannahme dargestellt hat? Man könnte zwischen diesem Papst und Steinbrücks Madonna eine Parallele ziehen. Wie auch bei dieser aller Nimbus, alle Glorie des kirchlichen Himmels verschwunden, die gemüthliche Tiefe aber um so reiner hervorgetreten ist, so sehen wir auch hier einen in sich gegangenen Papst, drr ein heiliges Privatleben führt und im Innern seines Geistes von der Idee getragen wird und die Hoffnung des Sieges auch im härtesten Leiden nicht einbüßt. Auch die sitzende Stellung, etwas nach Vorn geneigt, ist charakteristisch. Der Stolz biegt sich hinten hinüber; die Sicherheit hält sich kerzengerade; der Gefahrbedrohete und doch Muthige sucht den Abgrund, in den er stürzen könnte, zu erspähen und schauet vor sich, verläßt sich nicht auf die bloße Stärke, sondern fügt ihr die sinnende Klugheit hinzu. — Wenn die Füße des Papstes etwas gebrechlich erscheinen, so ist das Alter mit in Anschlag zu bringen. Es ist wahr, man würde für ihn fürchten, wenn er aufstünde. Aber auch dieser

nämlich das Portrait. Zwar muß man wünschen, daß der Maler auch in den Aeußerlichkeiten genüge, daß er Sammt, Atlas, Leinwand u. s. f. recht naturgetreu zu malen verstehe, um die Illusion des Ganzen nicht zu stören. Allein es wäre sehr zu bedauern, wenn man, wo ein solcher Tadel laut geworden, sich dadurch etwa verleiten ließe, dem Wesentlichen seine Aufmersamkeit zu entziehen. Die Protraitwahrheit des Vogelschen Bildes drängt sich wohl mit entschiedenem Nachdruck auf. Man empfindet, daß hier ein Individuum sich darstellt, welches auf die Einzigkeit seines Daseins Anspruch macht. Jede Falte des Gesichts ist das Resultat innerer Kämpfe und Bewegungen gewesen. Und zugleich mit dieser vollsten Eigenthümlichkeit, die als eine nur einmal mögliche sich ankündigt, ist der andere Eindruck verbunden, daß in dieser Individualität ein allgemeiner Gehalt verborgen liege, der dem Geist der Geschichte angehört und der sich diesen Menschen gerade zu seinem Gefäß erwählte. Es ist ein sanfter aber fester Charakter: ein vielseitig gebildeter, beweglicher, aber wohlgeordneter Geist; ein weiches, zum Wohlthun geneigtes, ächtfrommes, aber sich selbst beherrschendes Gemüth. Dies drückt sich in dem feinen Munde, in der kräftigen Stirn und den Augen am Lebendigsten aus. Die Augen insbesondere sind wohl ganz vortrefflich. Sie haben ein strahlendes Feuer; das Haupt ist schon vom Alter etwas gebeugt; das Antlitz von der merkwürdigsten Complication von Runzeln bedeckt; aber aus den Augen schimmert die rüstige Jugend des unver-

ßen hin sich zu entfalten, die Rohheit der Gewalt es verhindert. Der machtvollste Wille, der vielleicht dem eines Gregor VII. eines Innocenz IV. nicht nachsteht, ist hier vorhanden: aber er muß sich durch tausend kleine Verbarricadirungen mühsam den Weg bahnen.

Dürfte es nicht bei aller Zufälligkeit bezeichnend sein, daß der Maler den Papst in seiner stillen Häuslichkeit, mit einem Gebetbuch im Dienst der heiligen Mutter Gottes, als Menschen, nicht im Geräusch einer Procession, nicht bei der Feierlichkeit einer Gesandschaftsannahme dargestellt hat? Man könnte zwischen diesem Papst und Steinbrücks Madonna eine Parallele ziehen. Wie auch bei dieser aller Nimbus, alle Glorie des kirchlichen Himmels verschwunden, die gemüthliche Tiefe aber um so reiner hervorgetreten ist, so sehen wir auch hier einen in sich gegangenen Papst, drr ein heiliges Privatleben führt und im Innern seines Geistes von der Idee getragen wird und die Hoffnung des Sieges auch im härtesten Leiden nicht einbüßt. Auch die sitzende Stellung, etwas nach Vorn geneigt, ist charakteristisch. Der Stolz biegt sich hinten hinüber; die Sicherheit hält sich kerzengerade; der Gefahrbedrohete und doch Muthige sucht den Abgrund, in den er stürzen könnte, zu erspähen und schauet vor sich, verläßt sich nicht auf die bloße Stärke, sondern fügt ihr die sinnende Klugheit hinzu. — Wenn die Füße des Papstes etwas gebrechlich erscheinen, so ist das Alter mit in Anschlag zu bringen. Es ist wahr, man würde für ihn fürchten, wenn er aufstünde. Aber auch dieser

keinen Fürsten der Kirche mehr; er aber wankte nicht, als Napoleon Rom für eine freie kaiserliche Stadt erklärte und ihn vom Schreibtisch fort in den Reisewagen packen ließ! Welche Schmerzen müssen durch diese Seele gegangen sein, welche Pläne müssen darin gewechselt, welche zahllose Combinationen sich entwickelt haben! Auch ohne Rom, ohne Cardinäle, ohne Bischöfe, ohne den Pomp eines Hofstaats, in der unbewachtesten Einsamkeit blieb dieser Mann Papst. Was aber das Größte sagen will, er blieb, selbst Napoleon gegenüber, Papst. Seine Festigkeit war auf's Klarste sich ihrer selbst bewußt.

Die mittelaltrigen Päpste durften, die dreifache Krone auf dem Haupt, die Schlüssel des Himmels in der allmächtigen Hand, mit kühnen Prätensionen hervorgetreten. Jetzt hingegen hat der Papst etwas Rührendes für die Betrachtung. Seine Stellung wird immer bedrängter; die günstigsten Concordate sind doch eben Concordate. Es sind nicht Befehle, welche der zerschmetternde Blitzstrahl des Interdicts, der Excommunication begleitet; es sind höfliche Verträge, die mit großem diplomatischen Aufwand erschaffen werden. Das Faltenreiche dieses Antlitzes erhält die Züge desselben in einer eigenen Schwebe zwischen autokratischer Selbstständigkeit und dem Gefühl der Gebrochenheit des ganzen Zustandes, die man sich doch selbst nicht eingestehen möchte. Vielleicht würde das Wort resignirt am Meisten bezeichnen, was in diesen Mienen liegt: das Bewußtsein der kirchlichen Hohheit erscheint bereit, sich in sich zu concentriren, wenn nach Au-

ßen hin sich zu entfalten, die Rohheit der Gewalt es verhindert. Der machtvollste Wille, der vielleicht dem eines Gregor VII. eines Innocenz IV. nicht nachsteht, ist hier vorhanden: aber er muß sich durch tausend kleine Verbarricadirungen mühsam den Weg bahnen.

Dürfte es nicht bei aller Zufälligkeit bezeichnend sein, daß der Maler den Papst in seiner stillen Häuslichkeit, mit einem Gebetbuch im Dienst der heiligen Mutter Gottes, als Menschen, nicht im Geräusch einer Procession, nicht bei der Feierlichkeit einer Gesandschaftsannahme dargestellt hat? Man könnte zwischen diesem Papst und Steinbrücks Madonna eine Parallele ziehen. Wie auch bei dieser aller Nimbus, alle Glorie des kirchlichen Himmels verschwunden, die gemüthliche Tiefe aber um so reiner hervorgetreten ist, so sehen wir auch hier einen in sich gegangenen Papst, drr ein heiliges Privatleben führt und im Innern seines Geistes von der Idee getragen wird und die Hoffnung des Sieges auch im härtesten Leiden nicht einbüßt. Auch die sitzende Stellung, etwas nach Vorn geneigt, ist charakteristisch. Der Stolz biegt sich hinten hinüber; die Sicherheit hält sich kerzengerade; der Gefahrbedrohete und doch Muthige sucht den Abgrund, in den er stürzen könnte, zu erspähen und schauet vor sich, verläßt sich nicht auf die bloße Stärke, sondern fügt ihr die sinnende Klugheit hinzu. — Wenn die Füße des Papstes etwas gebrechlich erscheinen, so ist das Alter mit in Anschlag zu bringen. Es ist wahr, man würde für ihn fürchten, wenn er aufstünde. Aber auch dieser

Zug ist nicht ohne Bedeutung. Wem fiele dabei nicht ein, daß Pius an demselben Tage, wo er einst Rom gewaltsam entrissen wurde, auf dem Marmorboden seines Zimmers stürzte, den Schenkel zerbrach und in Folge dieses Unfalls starb?

Claßen in Düsseldorf: Die ersten Christen.

Wer sind die ersten Christen? Die, welche nach der Himmelfahrt Christi am Pfingstfest durch die Gemeinschaft des heiligen Geistes sich als Kinder Gottes und darum als Brüder erkannten und anerkannten? Oder sind es die, welche in den Verfolgungen durch die Römischen Kaiser u. s. w. als Märtyrer starben? Oder die, welche in der Thebaischen Wüste als Einsiedler lebten? Oder die Gemeinden, die zu Rom u. s. f. in den Katakomben bei Fackelschein ihren Gottesdienst begingen? Genug der Fragen, um zu zeigen, daß der Begriff der ersten Christen ein relativer ist. Der Maler des vorliegenden Bildes hat sich an keinen der angedeuteten historischen Momente gehalten, sondern eine ganz ideale Gruppe dargestellt, deren kryptische Existenz nur durch den Aufenthalt in einer Höhle bezeichnet wird, welche nach Hinten die Aussicht ins Freie bietet. Greise, ältere und jüngere Männer und einige Weiber sind versammelt. Auf einem Vorsprung des Felsens sitzt ein alter Mann und liest pathetisch aus einem Buch vor. Zu seiner Linken schielt eine Frau, die auch ein Buch auf dem Schooß hat, zur Rechten ein Mann in die Schrift, als käme es nicht blos

auf das Hören des Wortes, sondern auch auf das Sehen des Buchstabens an. Links im Vordergrunde treffen wir noch ein Weib mit schmerzlich bewegten Zügen, ebenfalls mit einem Buch in der Hand. Rechts auf einem Felsenblock hat ein weißbärtiger Greis ein dickes Buch aufgeschlagen liegen (es ist, näher besehen, eine Deutsche Bibel), worin er, wie es scheint, mit noch einem Graubart sich vertieft hatte, jetzt aber den Kopf umwendet, um nach dem zu hören, was der Greis mit der Kappe den übrigen vorlies't. Zwischen diesen beiden Gruppen sitzt ein Weib mit grünem Gewand in der Mitte, welche als symmetrischer Parallelismus an der Felsenwand einen Jüngling hat, der mit einem Stabe dasteht und in den Typus der Johanneischen Weichheit hineinspielt. Nach dem Ausgang der Höhle zu erblickt man ein schwankes Kreuzchen und einen Abendmahlskelch.

Anachronismen sind dem Künstler erlaubt und nur der Pedantismus stößt sich daran. Aber hier ist doch wohl des Guten zu viel geschehen. Die ersten Christen hatten noch kein neues Testament, höchstens das alte. Für die künstlerische Darstellung sind beides nur Bücher. Kann man aus dem Besitz einer Bibel schließen, daß Jemand ein Christ sei? Wie übereilt! Hier aber sind die Bücher so sehr die Hauptsache und so im Ueberfluß, als hätte das Christenthum Druckereien und Bibelverbreitungsgesellschaften sogleich mitgebracht.

Daß große Bild ist sichtbar mit viel Liebe und Fleiß gemalt, aber der Egoismus, der mit dem Lesen verknüpft

ist, hat die lebendige Einmüthigkeit, welche doch für die ersten Christen das recht Charakteristische gewesen wäre, aufgehoben. Man glaubt bei den gerunzelten Stirnen, den verstörten Mienen, der düstern Niedergeschlagenheit, Menschen vor sich zu sehen, die ein ängstliches Räthsel zu lösen haben. Es ist dem Künstler nicht geglückt, das Einzelne zu jenem harmonischen Eindruck zusammenzufassen, den wir den Silberblick eines Gemäldes nennen möchten.

Klosterleben.

1. D. Quaglio in München. Das Frauenkloster in Salzburg.

Quaglio hat sich für seine mittelalterlichen Architekturen ein eigenthümliches Colorit angewöhnt; eine bleichgraue Farbe charakterisirt ihn sogleich. Für Compositionen, welche verfallende Gebäude, verwitterndes Gestein, weißen Sandstein, schmuzige Kalkwände enthalten, ist dieselbe höchst angemessen. Zuweilen möchte man an der Wahrheit zweifeln. Aber auch dann noch würde Quaglio durch seine architektonische Genauigkeit, durch die sorgfältige Wahl des Standpunctes, den er für seine Ansichten nimmt, insbesondere aber durch die Vollendung, mit welcher er den Geist der altdeutschen Baukunst zurückzubeschwören vermag, das höchste Interesse für sich erregen. Es klingt Manchem vielleicht pretiös, wenn wir von dem Geist der Baukunst reden. Aber es ist so. Die Architektur ist eben sowohl, als jede andere Kunst, ein Product

der höchsten Anstrengung des Geistes, eine Offenbarung seines innersten Wesens. Den äußeren Umriß eines Gebäudes kann uns auch ein gewöhnlicher Zeichner geben. Aber, so zu sagen, zwischen den Zeilen zu lesen, und die Mauern, Säulen, Bedachungen, Verzierungen, Thore u. s. f. in ihrer inneren Einheit zu erfassen, das ist das Werk des Genies. Und diese Genialität muß man Quaglio zusprechen. Er hat sich tief in das Mittelalter eingelebt; er hat sich in dessen Architekturen eingewohnt und copirt sie daher nicht blos von Außen, sondern schafft sie auch von Innen. Ihm ist Alles daran verständlich geworden; er kennt das Bedürfniß der Zeit, welche hier kurz und stämmig, dort schlank und schmächtig, hier zusammengedrängt und verwickelt, dort weitläufig und in reichlicher Entfaltung bauete. Das Frauenkloster in Salzburg mit den bunt gemalten Galerien, mit der Herbheit der schlichten Formen, mit dem anmuthigen Gärtchen, dessen Grün gegen das fahle Mauerwerk so reizend absticht, ist wieder eine treffliche Leistung des berühmten Malers. Die Abgeschiedenheit eines solchen Aufenthaltes, die Selbstbefriedigung, die er in sich birgt, die Unwandelbarkeit der Sitte und Denkweise, wodurch dieselbe bedingt wird, dies Alles fesselt uns so, daß man den leisen Wind zu vernehmen glaubt, der mit den Blüthen und Blättern der Bäume spielt. Auch eine gute Staffage fehlt nicht. Eine kleine Kostgängerin, ein Kreis von Nonnen, die am Fuß des Aufganges zur Galerie sich mit einander unterhalten, u. s. f. Nur die Blätter und Blüthen der Pflan-

zen und nur die Menschen wechseln in diesem Räumen; das Kloster aber, dies Gehäuse der Ewigkeit, worin sie ihre Verpuppungen durchmachen, stirbt nicht. Das ist die Physiognomie, welche Quaglio dem unbewegten Stein abgelauscht hat.

2. Eduard Ratti in Berlin: Ein Novize.

Wer sich recht lebendig in das Wesen des ächten Mönchthums versetzen will, der trete vor dies meisterhafte Bild! Wenn der Mönch mit seinen Gelübden es sich bequem macht, wie Schorn in seinem trefflichen kleinen Bilde dargestellt hat, wo die Andacht gegen das Tabakschnupfen, Rettigessen, Biertrinken und Liebeln nur als ein nothdürftiges opus operatum aufkommt, so wird er zur komischen Carikatur. Wenn er es aber heilig hat mit seinem Stande, welch' ein Kampf! Hier sehen wir ein Antlitz, das die Spuren eines solchen Ringens mit Gott und Teufel um das Heil der eigenen Seele oder vielmehr nicht blos die Spuren, sondern den Act des Kampfes selbst darstellt. Auf dem Tischchen liegt das Brevier aufgeschlagen; die Knoten des Rosenkranzes sind um die Linke, an welche der Kopf lehnt, geschlungen und hängen nachläßig herab. Der von der Strenge der Disciplin, von der Magerkeit der Kost und den Nachtwachen blasse Kopf streckt sich unter der Kapuze hervor, als schaue er nach etwas; das Auge ist verweint; gewiß nicht von wohlfeilen Thränen, sondern von solchen, welche die innerste Zerknirschung des Herzens auspreßt. Dieser fieberhafte Blick, was mag er

doch vor sich haben? Wahrscheinlich nicht einen Gegenstand, der mit dem Inhalt des Breviers im unmittelbarsten Zusammenhang steht. Und hierin scheint uns das Ausgezeichnete dieser Composition zu liegen. Die edlen Züge ermangeln nicht einer Schattirung, welche eine ehemals innige Befreundung mit der Weltlichkeit markirt. Diese jetzt gewöhnlich dem Crucifix zugewandten Augen haben sich wohl sonst in den Blicken einer Geliebten mit entzückter Trunkenheit gespiegelt; dieser Mund hat wohl nicht blos durch sophistische Declamationen geglänzt, sondern auch den Kuß auf sammtne Lippen gedrückt; diese feine Hand endlich hat wohl einst diplomatisch kluge Briefe geschrieben. Aber jetzt, in der engen Zelle, soll nur der Glaube, nur das Ewige, nur Gott selbst das Recht der Gegenwart haben. Und doch drängen sich noch so süße, so stolze Erinnerungen hervor und verzucken mit sanftem, nun strafbarem, Lächeln im Nachgefühl des einstigen Genusses. Die Augen werden von wonnigen Gestalten — diabolischen Versuchungen — umgaukelt. Dies Echo der früheren weltlichen Existenz ist vom Maler mit der höchsten Zartheit über das Gesicht ausgebreitet worden. In jedem Muskel ist die Anspannung sichtbar, über die weltliche Vergangenheit hinauszukommen, sich in die Mysterien des Klosterlebens zu vertiefen — und doch überwältigt den Novizen ein Moment der Versunkenheit in die abgeschworene Weltlichkeit. Das Bewundernswürdige in Ratti's Schöpfung scheint uns nun zu sein, daß er aus der Mitte des Kampfes heraus dem Gesicht doch

schon den Anhauch der Conturen jener eigenthümlichen Ruhe und Salbung zu geben gewußt hat, welche ältere katholische Geistliche zu haben pflegen; er will uns sagen: dieser Novize kann Papst werden.

3. Julie Hüssener in Berlin: Nonne und Novize.

Die einfache Lieblichkeit der Composition zieht unwiderstehlich an, sollte auch in der Zeichnung und Malerei Manches noch besser gewünscht werden. In einer Zelle, die an den Wänden als Schmuck nur ein Crucifix und Marienbild zeigt, als Meublement nur ein leichtes und grobes Bett und ein Betpult, sitzt eine schon bejahrte Nonne auf einem Stuhl. Sie ist mit weiblicher Arbeit beschäftigt gewesen. Der Korb mit dem Zeug, der Scheere, dem als Herz geformten Nadelkissen, steht unten am Fuß des Stuhls. Jetzt unterrichtet und ermahnt sie eine junge Novize, die zu ihren Füßen knieet und mit der hingegebensten Aufmerksamkeit zu ihr hinaufschaut. Ein Andachtsbuch, das aufgeschlagen auf dem Schooß der Nonne liegt, hat den Anknüpfungspunkt des geistlichen Gesprächs gemacht. Die ältere Nonne hat etwas Frauenhaftes und durch die fromme Regsination ihrer Züge dringt eine gewisse Bitterkeit früherer Erfahrungen. Indem sie die Hand nach dem Haupt der Knieenden ausstreckt und ihr Blick sie wehmüthig fixirt, ist es, als wolle sie sagen: möchten doch diese stillen Mauern und der Himmel dich vor solchem Leid, als mir das Herz durch-

bebt hat, bewahren. Für ein heimliches Bedauern des jungen Mädchens, der Welt entsagt zu haben, halten wir das Schmerzliche des Gesichtes nicht. Die Novize ist dagegen in der Reinheit ihrer kindlichen Seele in der That wie eine noch unbeschriebene Tafel. Sie hat noch mit keiner Leidenschaft zu kämpfen gehabt und kennt die Sünde mehr von Hörensagen. Was sie selber sich in ihrem Gewissen zur Sünde rechnet, wird wohl läßlich sein; ein Ave Maria vergessen zu haben, beim Gesang zerstreut gewesen zu sein, zu viel Wohlgefallen an einem kindlichen Spiel empfunden zu haben, in dergleichen bestehen die Anklagen gegen sich, die sie ihrem Beichtiger vorzulegen hat. Daß die Künstlerin einer solchen Frömmigkeit etwas Schwindsüchtiges in ihrer extremen Zartheit beigemischt hat, ist ein Beweis der Tiefe, womit sie der Situation ergriffen hat.

Mengelberg in Düsseldorf: Der Tod Moseh.

Schon durch die Wahl seines Gegenstandes kann ein Künstler sein Talent zeigen. In vollem Maaß ist dies bei einer so schwierigen Aufgabe, als die, den Tod des Gründers der Jüdischen Theokratie zu malen, anzuerkennen. Der Moment hat unendlich viel Anziehendes. Der hundert und zwanzigjährige Prophet, der sein Volk glücklich aus Aegypten durch die Wüste geführt hat, darf zur Strafe, wegen des Ungehorsams der Kinder Israel am Haderwasser zu Kades, nur einen Blick in das Land werfen, wo Milch und Honig fließt, aber nicht selbst hin=

einzehen. Er steht am Ziel seiner Sehnsucht, seiner Arbeit; der ganze Schauplatz der künftigen Geschichte seines Volkes liegt vor ihm ausgebreitet; aber der Herr selbst begräbt ihn in den Propyläen. Durch die Entfernung von der weiteren Theilnahme an der Geschichte bestraft er ihn und doch erweist er sich auch gnädig, denn er gewährt ihm wenigstens die Anschauung des gelobten Landes.

Der Künstler hat uns den Gipfel des Berges Nebo dargestellt, von welchem man rechts in die Kuppen und Schluchten der Nachbarberge, links in die Tiefe der vom Jordan durchschlängelten Ebene bis zum Karmel und Libanon hinblickt. Die Gluth der untergehenden Sonne taucht die Landschaft in eine magische Röthe und deutet zugleich symbolisch auf das Abscheiden des alten Propheten. Dieser sinkt, die Arme segnend und anbetend ausstreckend, so eben nieder. Das Haupt ist schon rückwärts gebeugt und die Augen wollen sich schließen, denn sie haben ihre letzte That vollbracht. Zwei Engel halten Moseh. Der eine deutet noch mit der Rechten in die Ferne, der andere knieet hinterwärts, den Sinkenden zu stützen. Die Farbe am Gewand des Letzteren hätte von der des Mantels des Propheten mehr abstechen sollen. Beide sind roth und fließen daher zu sehr zusammen.

Der Maler hatte also eine Situation vor sich, welche mit der der sterbenden Semele oder des Goethe'schen Faust Aehnlichkeit hat. Die höchste Befriedigung und der plötzliche Untergang sollen sich in Einem und demselben Augenblick vereinigen Das Gemälde drückt dies

sehr schön aus und das Streben nach Würde verdient eben so viel Lob, als die gute Haltung der Beleuchtung, indem die Rückseite und der linke Arm des Propheten im anbrechenden Dunkel erscheinen, während die Rechte und das Antlitz von dem goldenen Lichtschimmer der entweichenden Sonne verklärt werden. Nur einen Umstand möchten wir noch in Erwägung ziehen. Nach der biblischen Tradition zeigte der Herr selbst dem Moseh das gelobte Land. Bedenkt man, daß dieser immer unmittelbar mit Gott verkehrte, daß er ihn von Angesicht zu Angesicht schauete, von seiner Hand die Tafeln des Gesetzes emfing, daß Gott selbst ihn nach dem Tode begrub, so muß man auch die Engel wegwünschen, denn die einsame Größe ist das Prärogativ dieses Propheten, Und so sollte auch sein Tod ein einsamer sein. Wenigstens wäre Ein Engel genug gewesen; zwei bringen eine zu große Geselligkeit hervor. In der Berufungsgeschichte Moseh, welche diesem Schluß seines Lebens gegenübersteht, erscheint in der Flamme des Busches zunächst der Engel des Herrn. Wir begreifen recht gut, daß unsere jüngeren Künstler, theils durch wirklichen Mangel an Kraft, theils durch seichte religiöse Vorstellungen zurückgehalten, vor dem Anthropomorphismus des Göttlichen eine Scheu haben, von welcher ein Holbein, ein Dürer, Raphael u. s. f. glücklicherweise noch nichts wußten.

Salvator Rosa unter Räubern, von Karl Schorn in Berlin.

Wir Deutsche sind zwar durch die Schiller'schen Räuber mit der Vorstellung der Wüstheit einer solchen Existenz vertraut. Aber Schiller hat cynische und stoische Philosophen in Räubermäntel verhüllt und der Brutalität den Anstrich eines gewissen berechtigten Heroismus verliehen, um sie auf der Bühne ertragbar zu machen. Deswegen hat er auch alle Weiber von der Räuberbande entfernt. Auch läßt er seine Räuber durch einen an sie abgesandten Mönch haranguirt werden.

Schorn stellt uns dagegen ein Italienisches Räuberleben und zwar aus einer Zeit dar, wo die Banditen oft als Soldaten gebraucht wurden, wo sie also, ohne hypochondrische Kritik des Zustandes der Gesellschaft, nur Mord und Kampf und außerdem den zügellosen Genuß kannten. Schorn hat es versucht, alle Elemente eines solchen Lebens in diesem Bilde zusammenzudrängen. In den verschiedensten Nüancen führt er uns von der adligen Gesinnung, ja der Unschuld, bis zur niedrigsten Gemeinheit und Tücke herunter. Es war dies keine leichte Aufgabe und man mag es dem Maler verzeihen, wenn er, zur Bequemlichkeit für die Anordnung seiner Gruppen und für die Auffassung des Zuschauers, in der Symmetrie seines Parallelismus bis zu einer fast ängstlichen Regelmäßigkeit gekommen ist. Bei einem so lebensvollen Bilde, wo die ungebundenste Willkür recht eigentlich den Mittelpunct ausmacht, ist dies allerdings zu bedauern, denn es erzeugt

diese Regelmäßigkeit jene Steifheit, welche so oft auf allegorischen Gemälden angetroffen wird.

Wenn wir uns nicht irren, so ist der Hauptgedanke, der das Bild des Künstlers beseelt, dieser: ein so unsittliches Dasein, als das der Räuber, kommt nicht zu dem Genuß, den es beabsichtigt. Die Verderbtheit hebt sich selbst in ihrem Genuß auf, denn sie thut in Wahrheit immer etwas Anderes, als sie zu thun scheint. Diese Zweideutigkeit jedes Einzelnen, diese Rastlosigkeit der von Gegenstand zu Gegenstand schwärmenden Begierde, dieser durchgängige Widerspruch einer solchen haltungslosen Existenz ist vom Maler wohl gefaßt.

Als Gegensatz dazu hat er die Kunst benutzt. Der große Maler Salvator Rosa, ein sittenstrenger Mensch, der aber das Wilde, das Abentheuerliche liebte, hat sich in der That unter den Räubern seiner Zeit umgetrieben. Schorn hat diesen Umstand benutzt, um ihn zum Repräsentanten der Sittlichkeit und eines idealen Strebens unter den Räubern zu machen. Was nun von diesen und den Mädchen, die mit ihm leben, erst in geringerem Grade von der Corruption ergriffen ist, das wendet dem Künstler, der eben den Räuberhauptmann zeichnet, seine Aufmerksamkeit zu. Wie die Musik des Orpheus die Bestien des Waldes zähmte, so hebt hier die Malerei das verwilderte Gemüth in eine höhere Sphäre.

Nachdem wir so den allgemeinen Inhalt und den durch das Einzelne hingreifenden Gegensatz angegeben haben, wollen wir die besonderen Gruppen betrachten. Der

Räuberhauptmann, eine stattliche Figur, hat sich für den Maler zurecht gesetzt; sein Gesicht drückt Mannhaftigkeit und finstere Kühnheit aus, denen nur die würdige Richtung fehlt. An seine Seite schmiegt sich eine reizende Blondine von kraftvollem Wuchs. Den rechten Arm hat sie auf den Schooß des Hauptmanns gestützt und hält damit zugleich den Kopf in die Höhe. In ihrem Stumpfnäschen und in dem zum Hauptmann emporgerichteten Blick drückt sich ein gewisser Trotz aus: das Gefühl, die Geliebte dessen zu sein, der hier zu befehlen hat. Hinter beiden, die linke Hand an einen Baumstamm lehnend, steht eine bleiche brünette Schöne im Schatten; die Augen blicken in trüber Wuth auf die Blondine nieder und die Rechte zuckt einen Dolch. Offenbar ist sie vor der Blonden des Hauptmanns Geliebte gewesen und hat ihrer Nebenbuhlerin, die sie verdrängte, den Tod geschworen. Sie soll ihre Herrscherhoheit nicht lange genießen. Den Gegensatz zu diesen dreien macht Salvator Rosa; er hat den Hut abgenommen, so daß man das schöne schwarze Haar in langen Locken herabfließen sieht. Auf dem Schooß hält er die Tafel, auf der er portraitirt. Sanft auf seine Schulter lehnt sich ein reizendes Mädchen, das mit lieblicher Bewunderung das entstehende Gemälde anschaut. Es ist gewiß auf Salvators Kunst eben so stolz, als die üppige Blonde auf des Hauptmanns Gewalt und Tapferkeit. Hinter Salvator steht ein Trupp neugieriger Räuber und ein anmuthiges Mädchen, welche ebenfalls das Wunder des Griffels in seinem Werden zu

erfassen sich bemühen. Der aufgereckte Hals, die auf die Tafel gedrückten Augen zeigen ihre lebhafte Theilnahme. Die Mord sinnende Rache steht einsam. Die Kunst aber ist und macht gesellig und läßt den Menschen sich selbst vergessen. — Zwischen diesen beiden Gruppen sehen wir im Halbdunkel einen feisten Mönch, der die Räuber als gute Christen von der Schuld ihrer Verbrechen zu absolviren hat, vor einer lockeren Dirne auf den Knieen liegen, welche ihm einen Becher voll Wein schenken soll, indessen er ihr das Kinn streichelt. Dahinter haben sich zum Tamburin heiterer Mädchen einige muntere Gesellen geschaart. Ein Zitherspieler gibt zum Tanz den Tact mit seinem eintönigen Instrument und hat daher Zeit genug, mit schelmisch persiflirenden Blicken den Mönch, wie er dem Bacchus und der Venus zugleich opfert, zu perlustriren. Hier ist also wohl schon das Weltliche, aber noch nicht das Böse. — Dagegen lagert rechts im Vorgrunde gegen einen Baum ein Räuber mit einer sonneverbrannten Nymphe. Er zieht sie auf seinen Schooß, schaut jedoch lüstern nach einer Flasche, die er mit der Rechten schwenkt, in halbtrunkener Seligkeit in die Höhe. Die Dirne knüpft unterdessen, seinen Rausch benutzend, eine goldene Kette von seinem Hals. Während aber ihre Augen den Gewinn dieses Diebstahls lächelnd überschlagen, wird sie selbst von einer anderen Nymphe bestohlen, die, sie unverrückt beobachtend, ihr aus dem Schooß das schon fortgelegte edelsteingeschmückte Gehänge der Kette wieder stiehlt und eben die geübten Finger leise aufzupfend daran

gelegt hat. — Hierzu ist der Gegensatz die linke Scene des Vorgrundes. Drei Räuber haben Karten gespielt. Einer hat den andern betrogen. Der Betrogene verweis't ihm dies. Darüber zuckt der falsche Spieler den Dolch. Aber die Geliebte des Bedroheten wird dies gewahr und springt mit funkelnden Augen herzu, das Messer zum Stoß gegen den Drohenden zuckend. Im Rücken des einen Spielers, der, auf die Karten zeigend, ihren Hader ihnen vielleicht als Mißverstand auseinandersetzen will, sitzt ein breitschultriger, tückisch lauernder Gesell, der einen Beutel in der Hand hält und halb auf den Tumult hinhört, halb auf vor ihm liegende Würfel blickt, mit denen er vielleicht so eben verloren hat und darauf sinnt, seinen Verlust zu ersetzen. Der Gegensatz zu ihm ist jenseits der Zankenden ein schöner junger Mann, der sich mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt hat und die ganze Gruppe überschaut. Möglich, daß er für das Mädchen sich interessirt, dessen Leidenschaft bei der Bedrohung ihres Geliebten sich so eben verräth. — Zwischen diesen beiden Gruppen zur Rechten und Linken sitzt ein Knabe in der Mitte, wahrscheinlich der Sohn des Räuberhauptmanns und jener nun vernachlässigten, bleichen, in Eifersucht sich verzehrenden Brünette. Schorn hat klüglich uns nur den Hinterkopf des Knaben zugewendet.

Was sind nun aber die Mächte, welche im Innersten auch diese rohen Gesellen und Dirnen bewegen? Schorn hat sie in die dunkleren Nebenpartien des Waldes gedrängt, rechts den Aberglauben, links den

Glauben. Der Mönch, den wir vorhin sahen, repräsentirt nur den kirchlichen Formalismus, der allein den Menschen nicht befriedigt. „Wo keine Götter sind, walten Gespenster.“ Eine alte verschmitzte Zigeunerin deutet den Räubern ihr Schicksal durch Chiromantie und man sieht es den behaglichen Mienen an, welche Zuversicht ihnen der Spruch der Alten gibt. Links aber sehen wir ernste Mienen, welche unstreitig durch den Zweifel hervorgerufen werden, ob nicht die unsterbliche Seele durch solch' wüstes Treiben Schaden nehme. Einer belehrt zwei andere und man merkt ihnen die gewissensbange Ueberlegung an. Namentlich scheint der eine mit seiner gerunzelten Stirn und dem starren Auge sagen zu wollen: also existirt doch ein Himmel und eine Hölle?

Dieses ungefähr ist der reiche Inhalt dieses im Colorit insbesondere wohlgelungenen Bildes. Der Wald hätte nach der Mitte zu wohl eine gewisse Freiheit haben können: die wallartig das Ganze umschließenden dicken Bäume scheinen uns etwas Gepreßtes hervorzubringen, das allerdings Absicht des Künstlers gewesen sein kann, um dadurch das enge Zusammendrängen seiner Gruppen zu rechtfertigen. Allein schon die Beleuchtung der Mittelgruppe setzt doch einen freieren Himmel voraus. Noch mehr aber läßt die Sorglosigkeit des Genusses auf äußere Gefahrlosigkeit schließen. Und selbst wo Gefahr vorhanden wäre, würden diese Räuber, in so großer Anzahl, sie nicht scheuen. — Ferner können wir nicht verhehlen, daß eine eigne Leblosigkeit durch das Ganze schleicht

Die große Besonnenheit des Malers spricht sich überall auf das Erfreulichste aus, aber die tumultarische Ungebundenheit, die Frechheit, der Uebermuth, die Falschheit, Verschmitztheit u. s. w. haben nicht die volle Wahrheit der Natur. Schorn ist überall dicht daran; sein Mönch ist sogar untadelhaft, aber sonst scheinen uns die edleren weiblichen Gestalten des Bildes gelungener, als die männlichen. Die Geliebte des Hauptmanns, Salvator Rosa's, das Mädchen, das über die Schulter des einen Räubers schaut, und einige Köpfe der Tanzenden haben mehr Frische und Natur, als die Männerköpfe. Am wenigsten können wir den Salvator selbst von dem Vorwurf einer gewissen Starrheit und Gespreiztheit befreien. Wir würden daher von dem Ganzen behaupten können: Die Kunst hat sich wenig zu thun übrig gelassen, aber die Phantasie hat sich nicht genug Fleisch und Bein werden lassen.

Der Templer und Rebecca.

Nach Walter Scotts Ivanhoe von Professor Julius Schoppe in Berlin.

Dies Bild könnte man ein lehrreiches nennen, weil es einen Kunstbegriff, den Effect, auf das Treffendste veranschaulicht. Der Effect beruht auf dem Contrast. Ist der Contrast ein gesuchter, so wird der Effect manierirt. Diese Ueberreizung des Contrastes wird oft schon unter dem Begriff des Effectes verstanden. Allein an sich ist der Effect nur die Spannung des Contrastes

überhaupt. Das Schoppe'sche Bild stellt den Effect im guten Sinne des Wortes dar und spielt doch schon etwas in das Ausgesuchte hinein. Wir erblicken die blaugrauen Riesenzinnen einer Felsenburg und in dieser schweigenden Oede der Einsamkeit, fern von den geselligen Menschen, zwei Wesen im heftigsten Widerspruch. Aus einer Thür hervor ist die schöne Jüdin gestürzt und hat sich mit dem linken Fuß auf den Kragstein der Thurmzinne geschwungen, bereit bei der geringsten Gewaltthat sich im Abgrund zu zerschmettern. Hinter ihr her stürmt der Templer; die Linke streckt sich flehend nach ihr aus, die Rechte legt er betheuernd an seine Brust. Ihre todesmuthige Entschlossenheit fesselt seine Kühnheit; mit Erstaunen starrt er zu ihr hinauf. Also auf der einen Seite im Ritter die heftigste Leidenschaft, welche bis zur Drohung und Verfolgung fortgeht, des geliebten Gegenstandes sich zu bemächtigen. Allein das Rasultat ist, daß er sich mit dem Verlust der Geliebten durch sie selbst bedrohet sieht. Auf der andern Seite in Rebecca die heftigste Abneigung, welche bis zur Aufopferung des eigenen Lebens fortgeht, ihre Rettung also nur mit ihrer Vernichtung erkaufen kann. Sehen wir nun, wie der Maler diesen Widerspruch erscheinen läßt. Der Ritter ist eine gedrungene, massenhafte, Rebecca eine schlanke, ätherische Gestalt. Er wird aus sich herausgetrieben, sie zu ergreifen und schaudert zugleich in sich vor ihrem verwegenen Trotz zusammen. Sie stößt ihn dagegen ihrer ganzen Geberde nach von sich; der rechte Fuß, auf dessen elastischer Spitze sie sich eben

emporschwingt und den sie sogleich auf den Stein nach sich ziehen wird, spricht beinah Hohn aus. Der Templer ist bis oben hinan in Stahl gekleidet, so daß die auf den bauschigen Brustpanzer gelegte Hand eigentlich einen komischen statt einen rührenden Effect macht, denn sie kann nicht die Gluth des Herzens, nur die Kälte des Erzes empfinden. Rebecca aber ist in weitfaltige violettrothe Beinkleider gehüllt, auf denen sich der graziöse Leib wie die Blüthe aus einem Kelch emporhebt. Ein gelbbräunlicher, mit einem arabeskenartigen Muster bedeckter kurzer Rock umspannt die zierliche Taille und legt sich zwar auch über die Brust, ohne aber den jungfräulich schönen Busen ganz verbergen zu können. Die Formen zeichnen sich durch und die Wallung des Affectes drängt das keusche Gewand in der Mitte auseinander. Das edle Haupt mit dem vollen schwarzen Haar und dem majestätisch holden Blick schließt die liebliche Gestalt. Ein Haupteffect wird noch dadurch erzeugt, daß sie die Gestalt des Ritters, welche sich durch das karmoisinrothe Sammtkäppchen, das seine Tonsur bedeckt, scharf nach oben abschneidet, um Vieles überragt. Er erscheint als ein egoistischer Erdgeist, während sie von einer himmlischen Verklärung durchstrahlt wird. — Wenn wir nun vorhin sagten, daß der Contrast die Grenze schon zu überschreiten anfange, so finden wir dies besonders in der zu großen Ruhe der Gesichtszüge Rebecca's ausgedrückt; sie will erhaben *scheinen*, als sie ist. Dies Theatralische wünschen wir weg.

Untergang dreier Mönche, von Aurel Robert aus Neufchatel in Rom.

In vielen Aesthetiken kann man sehr zierliche Phrasen über die Ruhe des Ideals lesen. Man sollte glauben, solche Leute hätten von der Kunst nur Gebäude und Griechische Tempelstatuen kennen gelernt. Sie würden sonst nicht so wohlgefällig die Unbewegtheit des Objects mit der Ruhe der Darstellung verwechseln. Die Sculptur selbst überschreitet schon die in sich beharrende, sich selbst genügende Hohheit des Götterideals. Sie stellt Symplegmen, Kämpfende, einen Laokoon dar. In den Reliefs wird sie mit jedem Schritt zum Malerischen immer lebendiger. Die Malerei aber hat immer Schlachtstücke und Seestürme geliebt.

Das herrliche Bild Roberts, der Untergang dreier Mönche mit ihrem Fährmann, als sie in den Wasserstrudel des Anio gerathen, führt uns zu diesen Bemerkungen, denn man hat gegen die neuere Französische Kunst oft von dem einseitigen Standpunct aus gestritten, der nicht der Kunst, nur einer unvollkommenen Theorie derselben angehört. Es könnte hier auch Jemand sich mit gemachtem Widerwillen wegwenden und seinen Haß gegen eine Kunst aussprechen wollen, die eine so sichtbare Vorliebe für das Gräßliche habe. Eben stürzt das Boot um. Der älteste Mönch, dessen Züge ein überschlagendes Tuch mitleidig unserem Blick verhüllt, fällt schon hinten heraus. Der im Alter, wie die grauen Haare zeigen, ihm folgende,

sucht sich krampfhaft mit der Linken am Rand des Boots festzuhalten. Der Kopf ist mit dem Ausdruck der Verzweiflung übergebogen; man hört den Hilfsschrei. Der jüngste hat den linken Fuß auf dem Bord gestemmt und greift nach einem dünnen Zweig an einem steilen Felsen; aber der Zweig ist zu schwach und die Todesangst dringt aus den rollenden Augen unter den buschigen Brauen. Er hat den Bootsmann, der das Ruder längst hat fahren lassen, offenbar fortgestoßen, denn dieser hatte vor ihm schon einen Zweig erfaßt; der Arm ist noch krumm gebogen und die Hand wie versteinert. Entsetzen dringt aus jedem Zuge des Gesichts und der Mund ist weit offen, wie von einem Starrkrampf ergriffen. Ringsum aber nichts als kahle, theilnahmlose Felsen; vorn sieht man noch den glatten Strom, aber hinter dem Boot schlagen die stäubenden Wellen mit Hohngelächter um die rettungslos Verlornen empor.

Ist diese Situation nicht furchtbar? Und mit welcher furchtbaren Wahrheit ist sie gemalt? Ist hier nicht dieselbe Freude an dem Grausenhaften das Princip gewesen, was die Französische neuere Poesie zu einer Poesie der Verzweiflung machte? Wird nicht die Kunst, wenn sie auf diesem Wege fortgeht, zur Unnatur werden müssen? — Dies und noch viel mehr kann man sagen und wir antworten: bleibt die Kunst so wahr, wie auf diesem Robertschen Bilde, so mag sie immerhin die Verzweiflung malen. Sie wird uns aufs Tiefste erschüttern und doch durch ihre Natur entzücken. Und übrigens wolle man sich doch

erinnern, daß auch die antike Kunst, von deren versöhnender Ruhe man so viel spricht, die Verzweiflung eines Orestes unter ihre Lieblingsgegenstände zählte, daß das Mittelalter, von dessen verklärtem Himmel man so viel spricht, an der blutigen Qual des Märtyrerthums ein reiches Kunstthema fand, daß die Sündfluth die Maler bis auf unsere Tage beschäftigt u. s. w. um über das Vorurtheil einer ästhetisch nicht erlaubten Darstellung des Entsetzlichen hinauszukommen.

Der alte Capitain Bozzaris Notos,
von Georg Perlberg in Nürnberg.

Das alte Griechenland war die Pflegstätte der vollendetsten Kunstbildung. Das neue Griechenland besitzt zwar selbst noch keine bildende Kunst, aber es gibt zahlreiche Veranlassung zu trefflichen Werken derselben. Französische und Deutsche Maler entnehmen seinen Trümmern, seinen malerischen Trachten, seinen schön gewachsenen Menschen, seinen reizenden Meeresgestaden und endlich seiner letzten Geschichte die ansprechendsten Motive. Teichs malt uns Gefangene; v. Heidekker versetzt uns auf das Anschaulichste nach Athen und zeigt uns, wie aus den Ruinen sich allmälig wieder ein Ganzes herstellen wird; Perlberg führt uns in die Mitte einer Griechischen edlen Familie. Ein bunter Teppich überschwebt baldachinartig eine der anmuthigsten Gruppen. Der alte Capitano sitzt behaglich auf dem Fußteppich, den Rücken an Polster gelehnt; er hat eben den Sotir, die Hauptzeitung, gelesen;

aus einem durch Wasser den Dampf abkühlenden Rohr mit einer, vielleicht Preußischen, Bernsteinspitze raucht er, hat aber abgesetzt, um dem Sohn etwas zu demonstriren. Dieser steht in vollem Prachtanzug rauchend vor ihm. Das Gesicht drückt eben so viel Tapferkeit als List, eben so viel Strenge als Gutmüthigkeit aus; der Hauptzug ist aber Gehorsam und Achtung gegen den greisen Vater, selbst in der Stellung markirt sich dies. Ein solcher Mann, wie dieser Sohn, hat selbst ein Urtheil, allein gegen das des Vaters hält er sich bescheiden zurück, ohne es jedoch ganz zu verleugnen. Zwischen ihm und dem Vater sitzt die Schwester und greift mit der zarten Hand in die Saiten einer Zither. Sie versteht nichts von den Staatsgeschäften, aber sie wünscht die Uebereinstimmung des Vaters und Bruders in ihren Ansichten. Ihre Schwester hat sich unterdessen mit dem Blick in die Landschaft gewendet; die Trümmer der Athenischen Akropolis ragen gegenüber mahnend hervor. Das junge Griechenland kann nie wieder zum alten werden, so wenig, als das jetzige Deutschland etwa wieder zum feudalistisch hierarchischen Mittelalter. Denn die Basis seines ganzen Lebens ist durch das Christenthum verändert, allein der Genius der Schönheit und Wissenschaft, der einst die alten Hellenen über alle Nachbarvölker emporhob, kann auch in den jüngeren Geschlecht sich erneuen. Diese Verbindung des Neuen und Alten ist vom Künstler sehr sinnig durch die angegebene Gruppirung ausgedrückt. Links im Vorgrund sehen wir eine Sonnengebräunte Dienerin den Imbiß aus

Früchten und Wein besorgen; die Politik, die zärtliche Pietät, die romantische Sehnsucht werden sich bei dem heiteren Male vereinen; sie können sagen:

Und die Sonne Homer's, siehe, sie lächelt auch uns!

Sollte Manchem die Buntheit der Farben auf diesem Bild als ein Fehler erscheinen, so muß er erwägen, daß gegen das helle Sonnenlicht, gegen die tiefe Bläue des Himmels und des Meers, gegen die Macht, womit unter diesem Himmel jede Farbe sich geltend macht, eine solche Mannigfaltigkeit nicht zum Grellen wird.

Aussicht vom Balcon, von Schirmer in Düsseldorf.

Der unaussprechliche Reiz dieser Landschaft liegt darin, daß sie durch alle Stadien von der Nähe in die Ferne und symbolisch in der Staffage von der Gegenwart zur Zukunft führt. Vorn zur Linken, auf dem Balcon, befinden wir uns in der wohnlichsten Häuslichkeit, die zum ruhigen Genuß der Gegenwart einladet. Ein kleines Kind, um die Ferne unbekümmert, spielt mit dem treuen Haushunde, während die Mutter, welche ihre Welt in ihren Kindern hat, mit weiblicher Arbeit beschäftigt ist. Auf den Rand des Söllers hat sich ein Knabe gelehnt, in seine Seele den Glanz der vor ihm ausgebreiteten Welt einzusaugen. Der Knabe träumt sie noch mit den vollen märchenhaften Duft; sein Horizont ist noch nirgends abgeschnitten; da er die Beschränktheit des Lebens noch nicht

kennen gelernt hat, so schifft er noch leicht über die Meere; übersteigt die blauen Gebirge, die so versprechend, so geheimnißvoll lockend dem spähenden Blick die Welt umgürten; tausendgestaltige Ahnungen dämmern in ihm auf. Aber dicht vor der Burg reckt sich ein breiter, buschbewachsener Berg empor und wirft sich zwischen das heimische Vaterhaus und die reiche Welt der zukünftigen Wunder. Dieser Berg ist eine einzige Erfindung des Künstlers. Scheinbar hat er sich dadurch Raum zu einem interessanteren Vorgrunde genommen. Allein nicht blos, daß die Vegetation und die Licht-Perspective vortrefflich sind, so wird auch die Höhe des Balcons dadurch überraschend klar. Folglich gewinnt der Standpunct überhaupt und, indem man über den grünen Berg hinüber in die fernblinkenden Gewässer, auf Dörfer, auf eine Thurmgeschmückte Stadt, auf Bergketten sieht, scheint sich eine Unermeßlichkeit aufzuthun. Die Phantasie läßt sich in den abentheuerlichsten Combinationen gehen; das ächte Reisegefühl, wie schön die Fremde sein möge, während doch die Heimath gar nicht verächtlich ist, was der so gemüthliche Balcon mit seiner sehnsuchtlosen Idylle zeigt, das unbestimmte Hinschwärmen in die Weite regt sich. In der That, der Maler hat durch diesen zwischengeworfenen Berg, der uns hinten ein im Duft der Ferne zitterndes Bild zeigt, ein Wunder der Perspective gethan.

Eine Heuerndte, von Julius Baumann in Berlin.

Die Nymphen, die Dryaden, Satyren und Faunen der Alten sind wie der Glaube daran verschwunden. Aber die Natur ist geblieben und mit ihr die Sache. — Kleine Felsenberge, zum Theil bewachsen, umgeben eine geräumige Wiese. Ein in der Sommerhitze seichter Bach durchrieselt sie. Mädchen sind mit dem Harken und Aufladen beschäftigt. Von den Schnittern sieht man nur nach Hinten zu einen älteren und jüngeren. Dieser trägt so eben auf dem Rücken ein Mädchen durch das Wasser. Er fühlt sich sehr glücklich und möchte, daß der Bach noch einmal so breit wäre. Das Mädchen thut verschämt, ist ihrerseits aber nicht weniger mit dem galanten Abenteuer zufrieden. Der Alte wirft einen schelmischen Seitenblick auf den Burschen und das Mädchen; er hat so etwas zwar auch schon erlebt, aber er würde der Kleinen ebenfalls gern dienstfertig gewesen sein. Im Vorgrunde links hat ein Mädchen einen Korb mit erquicklichem Mundvorrath gebracht und macht sich mit einer Bierflasche zu thun, deren Inhalt köstlich munden soll. Daneben lagert ein Bursch, der sich mit einer neben ihm ausruhenden Schönen in's Verständniß bringt. Zunächst macht eine Dirne es sich in der Schwüle mit gespreizten Beinen recht bequem, während noch Andere mit bald edleren bald gemeineren Zügen um und auf dem Wagen, der beladen wird,

zu thun haben. Von der Rechten kommt der Schaafhirt; er rückt mit seiner Heerde den Schnittern und Aufladern immer nach. Der Hirt ist ein eisgrauer Mann; er hat den Strickstrumpf in der Hand und spricht mit einem der Mädchen, das sich theilnehmend nach ihm hinwendet. In den Mädchen ist überall die auflösende Gewalt der Hitze sichtbar; die Busentücher sind meist abgeworfen; eine, deren Teint allerdings auch nicht mehr dadurch leiden wird, hat selbst den schützenden Strohhut abgenommen; die Ueppigkeit des jugendfrischen Lebens, eine sinnliche Auflockerung des Gemüths brütet bei der sommerlichen Wärme in Allen. Die Mädchen sind die Nymphen und Dryaden; der alte Bauer der Satyr; die jungen Bursche die Faunen; der weisheitvolle Hirt der Feldgott Pan selber, der sein Werk beschauet. Aber in der Mitte der Hauptgruppe steht eine schlanke Dirne, mit dem Zusammenharken des geschnittenen Grases in der anmuthigsten Stellung beschäftigt und in dem naiven Gesicht eben so viel Unschuld, als unbewußte Sinnlichkeit ausdrückend. Dies Mädchen dürfte als harmlose Einheit der natürlichen Reinheit der Gesinnung mit der Fülle des schwellenden Lebens die Hauptleistung des Bildes sein, dessen Anordnung, Zeichnung und Colorit wir jedoch nicht weniger loben wollen.

Die kleinen Künstler, von Jacquand in Paris.

Der Maler ist ausgegangen. Er hat den Farbenkasten offen gelassen; ein bald beendigtes Bild steht auf der Staffelei. Man muß annehmen, daß ein Marquis des ancien regime sich malen läßt und sein habit habillé, wie es unter Louis quatorze getragen wurde, da gelassen hat, es für die jedesmaligen Sitzungen anzulegen. Die Kinder sind in die Stube gerathen und haben sich über ihren Fund hergemacht. Der älteste Junge hat sich in das Gewand des alten Herrn geworfen; die Perrücke verdeckt das braune Haar; der goldgestickte grüne Frack schleppt hinten an die Erde; die Rechte schwingt das Spanische Rohr; der Kopf ist mit hochmüthiger, sich selbst bewundernder Grazie aufgeworfen. Der im Alter zunächst folgende Pausback zur Rechten in einer violetten Blouse, grauen bis auf die Knöchel fallenden Beinkleidern, eine Wachstuchkappe auf den Kopf, hat sich die Palette über den linken Arm gehängt und beschmiert mit der ernstesten Miene von der Welt auf dem Bilde den Aermel des grand Seigneur. Ganz in der linken Ecke finden wir den Kleinsten. Er hat sich ein Buch aufgeschlagen, in die linke Hand mit unsicheren Fingern den crayon genommen und irrlichterirt damit nach Herzenslust auf dem Papier umher.

Das Bild hat etwas Croquisartiges, ist aber doch mit ergreifender Frische gemalt. In der Nähe sieht die

Französische Malerei immer etwas flüchtig aus, allein in der rechten vom Maler beabsichtigten Entfernung macht sie den entschiedensten Eindruck. Selbst wenn Unrichtigkeiten vorkommen, werden sie durch die Bestimmtheit, welche der Maler in das Ganze zu legen wußte, meist aufgehoben.

Das Jacquand'sche Bild ist nun wohl nicht so harmlos, als es aussieht. Die Kinder, welche sich hier einen Spaß machen, sind zugleich Repräsentanten. Die alte Hofsitte wird zurückgerufen, allein die Kleider passen nicht mehr; nur auf dem todten Bilde sind sie, was sie sein sollen d. h. in der Vergangenheit. Und wie der Rock, die Atlasweste u. s. f. in unserer bürgerlichen Zeit nicht mehr recht angemessen sind, so steht diese selbst in der Blouse gegenüber und erlaubt sich mit der größten Unbefangenheit, das Bild des Herrn Marquis mit frivolen Klecksen zu besudeln. Das ancien regime hat einen theatralischen Anstand, etwas Rouge auf die Wangen gelegt und einen schmelzend nach der Seite gerichteten Blick. La jeune France dreht uns den Rücken zu und zeigt uns nur die wohlgenährte Backe; auf dem Kopf behält es die Mütze, die durchaus etwas Trotziges hat. Und wer ist der Kleine, der mit seinem Kritzeln auf gut Glück das Papier verdirbt? Ist das nicht eine Satire auf den Journalismus, der linkisch die Geschichte des Tages schreibt und einen Standpunct einnimmt, von wo er am wenigsten bemerken kann?

Ist das Bild nicht auf diese Weise eine Allegorie des jetzigen Frankreichs, wo auf der einen Seite eine Hinneigung zum Aristokratismus der Restauration, auf der andern die ungenirteste Bürgerlichkeit sich aneinander abreiben, der Journalismus aber das verwirrte und verwirrende Organ der socialen Verwirrung darstellt? — Man wird diese Auslegung auf den ersten Augenblick vielleicht zu weit hergeholt finden; dann versuche man zur Widerlegung eine andere.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

